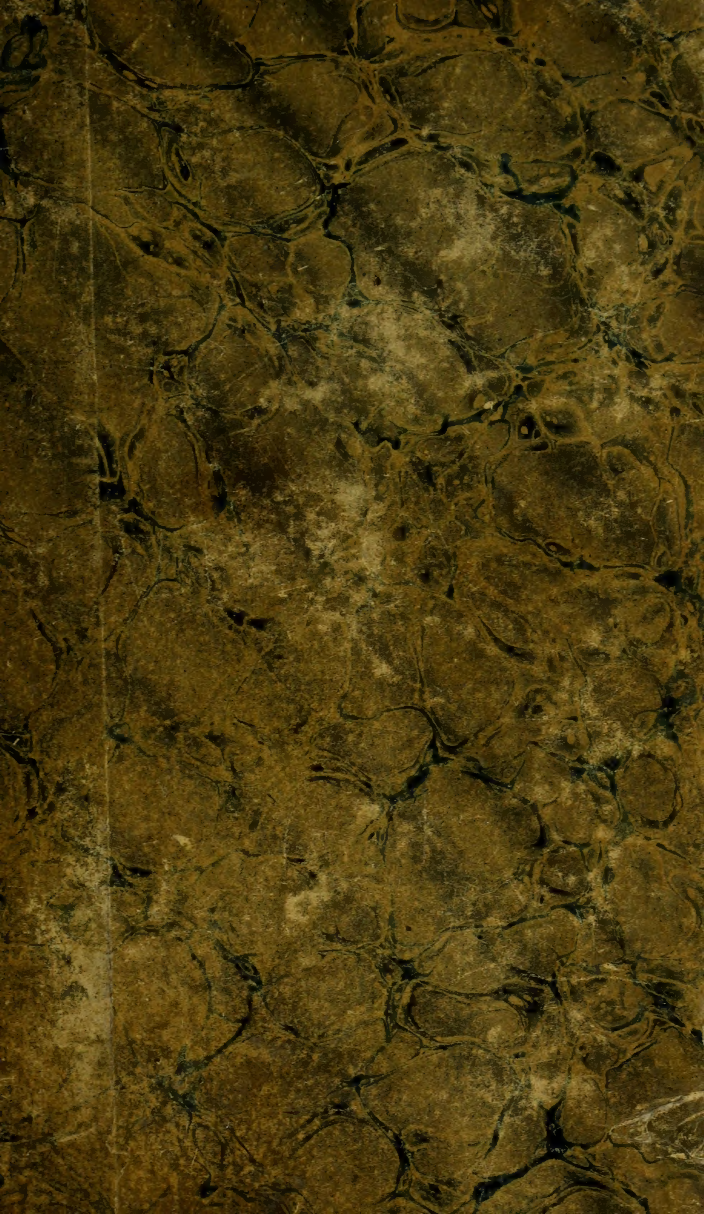






Der böse Blick,

oder:

Die Queiſze in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Historiſcher Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

Dritte Abtheilung:

Berlin vor 100 Jahren.

Berlin, 1841.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Berlin vor 100 Jahren.

Historischer Roman

von

L. Schneider.

> Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
> Sie liegen wartend unter dünner Decke
> Und, leise hörend, stürmen sie herauf.
>
> Schiller's Jungfrau von Orleans.

Berlin, 1841.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

I.

Zerrissenes Gewölk jagte, vom Nachtwinde getrieben, an dem tief dunklen Blau des Himmels vorüber. Mit seinem ganzen Glanze erleuchtete der Mond den Garnison-Kirchhof in Potsdam auf Augenblicke, wenn die Wolkenschichten sich zusammenballten und den feucht glitzernden Mondstrahlen den Durchgang gestatteten. Es hatte bei Einbruch der Nacht geregnet, und der dunkle Vorhang am Horizonte ließ auch nach Mitternacht noch Regen erwarten. In der langen Reihe einfacher Soldatengräber blitzten die Regentropfen an dem schwankenden Grase, wenn der Mond zwischen dem Gewölk hervortrat. Ungewiß huschte es, wie von dem erseufzenden Winde getrieben, durch das niedrige Buschwerk der Gänge, und wie schwarze Sargtücher zog es über den Boden hin, wenn ein Wölkchen am Himmel vorüber getrieben wurde. Keinen Laut hörte man, als das Rauschen der nassen Baumblätter, denen der Wind die schweren Regentropfen

abschüttelte. Nur die Havel, deren weite Wasserflächen der Wind furchte, erdröhnte in der Ferne und gab der Luft jenes schwanke, unheimliche Leben, das wie Geistermahnung den Menschen anweht, wenn das ungewisse Licht einer feuchten Mondnacht ihn umgiebt. —

In dem kleinen, nach holländischer Art gebauten Häuschen des Todtengräbers war noch Licht, obgleich das Glockenspiel der Garnison-Kirche schon zu halb elf Uhr ausgehoben. Das mußte etwas zu bedeuten haben, denn selten sah man nach 9 Uhr in den Häusern der Stadt noch Licht, besonders in der Gegend des Schlosses, von wo aus der König es hätte bemerken können, der spätes Aufbleiben der Bürger für Anlaß zu Unordnung und Liederlichkeit hielt. In der That erwartete der alte Todtengräber noch so spät den Lieutenant Lebrecht von Queiß, Adjutanten des Leib-Bataillons Grenadier, welchen eine Ordonnanz des Obersten von Einsiedel „von wegen verschiedentlicher Renseignements" angesagt hatte. Er hatte bis spät Abends auf dem Kirchhofe an einem Grabe gearbeitet, das am andern Morgen einen Soldaten des sogenannten rothen Bataillons, einen jener Riesen aufnehmen sollte, aus denen zu jener Zeit die große Potsdamer Garde bestand. Der heftig strömende Regen hatte ihn mit Einbruch der Dunkelheit vom Kirchhofe vertrieben, und nun stand er in der steifen Uniform des Corps der Unrangirten, zu dem er früher gehört, am Tische und

musterte seine hohen Kamaschen, ob sie auch glatt genug saßen und kein Fältchen bemerkbar war. So stand er beinahe schon eine Stunde, denn zu setzen wagte er sich nicht, weil die Uniform dadurch hätte in Unordnung kommen können. Der graue Schnurrbart war mit schwarzem Wachs steif in die Höhe gestrichen, die Halsbinde erwürgte ihn fast, und kaum getraute er sich zu bewegen, um nur den reglementsmäßigen Sitz der Beinkleider nicht zu verderben. Alles war ruhig und leblos in dem kleinen Todtengräberhäuschen, nur die hölzerne Wanduhr am Ofen pickte in einförmigen Pendelschlägen, und das Weinlaub schlug hin und wieder, vom Winde bewegt, an die dicht geschlossenen Fensterladen. Aufmerksam horchte der alte Stephan Wedekind von Zeit zu Zeit nach der Straßenseite hin, ob er nicht klopfen höre, schüttelte den Kopf, wenn er sich getäuscht, und warf dann wohl einen besorgten Blick in das kleine dunkle Kämmerchen, in welchem seine Tochter schlief. Sorglich sah er nach, ob die Bibel auch noch aufgeschlagen vor dem Bette läge, dessen dunkle Gardinen mit schwarzen Stecknadeln kreuzweis zugesteckt und am Kopf- und Fußende mit großen Büscheln Saffran und Nachtschatten behängt waren.

Endlich klopfte es draußen an dem hölzernen Thorwege des Zaunes, der den Kirchhof nach der Straße hin umgab. Wedekind warf noch einen Blick in den kleinen, mit Goldpapier umklebten

Spiegel, ob auch noch alles an seinem Anzuge in Ordnung sey, ergriff dann den gewichtigen Rohrstock und den Thorwegschlüssel, öffnete die Thür des Häuschens, welche auf den Kirchhof führte, vergaß aber nicht, noch einmal nachzusehen, ob der frische weiße Sand auf der Schwelle noch in derselben Lage sich befinde, wie er ihn bei Einbruch der Nacht geordnet, und schloß dann den Thorweg auf. Schweigend trat der Lieutenant Lebrecht von Queiß mit dem Staabs-Auditeur und einem Unteroffizier auf den Kirchhof, wartete, ohne ein Wort zu sprechen, bis der alte Todtengräber den Vorlegebalken des Thorweges wieder geschlossen, warf einen prüfenden Blick auf die Gräberreihen vor sich und winkte dann mit dem Kopfe nach dem Hause, auf das er auch sogleich zuging. Als Alle in das kleine Zimmer des alten Wedekind eingetreten waren, zog dieser erst mit einer Nadel den Docht in der trübe brennenden Lampe in die Höhe und stellte sich dann mit fest an die Lende gedrücktem Stock in unbeweglich militairischer Haltung an den Tisch, seinen Gästen gegenüber, indem er fragte:

„Was haben der Lieutenant zu befehlen?" —

Mit leiser und befangener Stimme, als ob die ungewöhnliche Stunde, der Ort und der erhaltene Auftrag auf ihn einwirkten, antwortete Herr von Queiß:

„Hat sich heute Abend etwas merken lassen?" —

„Noch nicht, Herr Lieutenant, zu Befehl."

„Glaubt Ihr, daß noch etwas kommen wird?“ —

„Kann ich nicht sagen, Herr Lieutenant, zu Befehl. Kommt darauf an, ob er hungrig ist. Geschmatzt hat es noch nicht.“ —

„Zu welcher Zeit pflegt sich das Geräusch bemerklich zu machen?“ —

„Immer vor Mitternacht, Herr Lieutenant, zu Befehl. Hat es bis 12 Uhr nicht geschmatzt und Töne von sich gegeben, so ist es nichts, der Vampyr ist satt und geht dann nicht aus.“ —

„Sollen wir nicht hinausgehen an die Gräber und aufpassen, hier werden wir doch nichts hören.“ —

„Zu Befehl Herr Lieutenant. Sonst können wir es hier wohl auch hören.“

„Das Schmatzen in den Gräbern?“

„Das nicht, aber wenn der Vampyr vorbeihuscht, da seufzt es jedesmal durch die Fensterladen herein, daß ein ordentlicher Luftzug durchs Zimmer geht, und die Lampe hell aufflackert.“ —

„Der Herr Oberst haben aber befohlen, daß wir uns selbst mit eigenen Augen und Ohren überzeugen sollen. Also führt uns dahin, wo dies am besten geschehen kann, oder thut überhaupt, was uns in den Stand setzt, einen Bericht deswegen machen zu können. Morgen bei der Parade haben Seine Majestät der König Allergnädigst Vortrag über die Sache befohlen.“

„Zu Befehl Herr Lieutenant, dann gehen wir wohl hinaus und sehen, was sich draußen begiebt.

Es wird zwar gleich wieder regnen, — hören der Herr Lieutenant wohl, wie der Wind draußen die Bäume schüttelt, — aber wenn es der Herr Oberst so befohlen haben."

Mit diesen Worten war der alte Todtengräber schon an der Thür, öffnete sie, um den Lieutenant und Auditeur vorangehen zu lassen, leuchtete dann mit der Lampe noch einmal in die Kammer, ob auch dort noch alles in Ordnung sey, strich den Sand auf der Schwelle wieder zusammen, weil die Eintretenden mit den Füßen darauf getreten waren, und führte dann, nachdem er vorsichtig die Thür verschlossen, jene drei den mittelsten Gang des Kirchhofes hinauf bis an eine Seitenallee, wo er vor der zweiten Gräberreihe stehen blieb, mit dem Stock vor sich hinzeigte und sagte:

„Das ist so eins!" —

„Wer liegt hier begraben?" —

„Jefrem Nadu Cossowatz von der 2ten Compagnie des Leib-Bataillons Grenadier, erstes Glied, 6 Fuß 4 Zoll 3 Strich. Vaterland: ein Raitze, gestorben am 4. Dezember 1737."

„Und woher glaubt Ihr, daß dieser Cossowatz als Vampyr umgehe?"

„Es war ein Raitze oder Slawake, wie wir sie hier nennen, und die Kerls von daher aus Croatien, Illyrien und Raitzenland sind Alle der Vampyrschaft verdächtig." —

„Also hat man Aehnliches von Anderen noch nicht bemerkt?“ —

„Nein, die christlichen Gräber verhalten sich alle ruhig. Das sind nur die heidnischen Kerls von da unten an der türkischen Grenze, die ihr unchristliches Wesen hier treiben. Da hinten liegt noch Einer. Iwan Zsesseck, zweites Glied, erste Compagnie Leib-Bataillon Grenadier, 6 Fuß 7 Zoll 1 Strich. Vaterland: ein Illyrier. Den Kerl habe ich ganz besonders in Verdacht. Finde des Morgens immer das Gras heruntergetreten und ganze Stücke aus der Rasendecke gerissen. Wird wohl auch nicht recht richtig mit ihm seyn. Die Anderen da in der Reihe“ — — —

„Was war das?“ —

Ein sonderbarer Ton zitterte durch die Luft. Trotz des starken Windes, der in einzelnen jähen Stößen durch die jungen Bäume hinfuhr, klang es unheimlich hinter den Grabreihen hervor. Es schmatzte, wie wenn ein wilder Eber sich aus vollem Troge die Nahrung sucht, und ein klagender, ächzender Laut dehnte sich langsam verhallend den Kirchhofszaun entlang.

„Haben der Herr Lieutenant wohl gehört?“ —

„Allerdings, ein sonderbarer Ton! Habt Ihr vielleicht mit der Zunge geschmatzt?“ —

„Bewahre Herr Lieutenant, das war so ein Bursche, der sich da unten in seiner Grube die Lippen ableckt und lüstern auf Menschenblut ist.“ —

„Haben Sie es denn auch gehört, Herr Staabs-Auditeur?“

„In der That es schien mir, als ob dort vor uns“ — —

„Nicht doch, ich dächte, es wäre dort rechts von uns gewesen.“

„Nicht rechts von uns und nicht vor uns, wenn der Herr Lieutenant erlauben, diesmal war es hier links hinter uns, und ich müßte mich ganz irren, oder das ist der gotteslästerliche Bursche, der Zsesseck.“

„Nein, nein, ich hörte es ganz deutlich hier vor mir“ — —

„Und ich möcht' schwören, daß es von rechts gekommen ist. Der Wind steht ja auch von daher.“

„Was huscht dort an den Bäumen entlang? Dort! dort!“

„Wo denn, ich sehe nichts!“ —

„Dort an dem Busche, jetzt wirft die Wolke gerade einen Schatten dorthin.“ —

„Der Herr Lieutenant werden sich wohl geirrt haben.“ — —

„Nein, nein, dort wieder, es bewegt sich, schlüpft hinter den Busch — da duckt es sich. — Wer da?“ —

„Wer da!“ —

„Alles stille. — Keine Antwort.“ — Der Lieutenant riß den Degen aus der Scheide und wollte auf jene Stelle am Zaune zueilen, vergaß aber, daß er eine Gräberreihe vor sich hatte, stolperte und stürzte heftig zu Boden.

Wedekind und der Auditeur sprangen zu, um ihn aufzuhelfen, da rief der vor Schreck erstarrte Unteroffizier, der bis jetzt noch keinen Laut von sich gegeben:

„Jesus, Maria, Joseph! Da sitzt es auf dem Zaune!" —

Alle blickten auf, und in der That ließ das ungewisse Licht des Mondes eine dunkle, menschliche Gestalt dort erkennen, die angestrengt nach der Gegend hinzusehen schien, wo sie standen, und dann auf der anderen Seite des Zaunes hinabgleitend verschwand. —

„Da haben wir's. Nun ist der Kerl auf der Wanderung. Gott sey der armen Seele gnädig, über die das hungrige Ungethüm heute herfällt." —

„Jetzt keine unnützen Worte", rief der Lieutenant, der sich unterdessen wieder ganz aufgerichtet hatte, „hin! und untersucht, wer es gewesen ist."

„So belieben der Herr Lieutenant nur erst hier links den Weg entlang zu gehen, über die Gräber hinweg möchte es noch mehr zu stolpern geben."

Von dem Todtengräber geführt, gingen alle drei den Zaun entlang, ohne das Geringste zu entdecken. Die tiefste Stille herrschte überall zwischen den Gräbern und in den Wegen, doch war es ihnen, als hörten sie an einer Stelle des Zaunes, unweit der Stelle, wo der Unteroffizier zuerst jenen Schatten bemerkt, außerhalb ein sonderbares Geräusch,

als schlüpften Fußtritte über die Rasen und würden Zweige im Gebüsche auseinander gebogen.

„Wer da!" — rief noch einmal mit starker Stimme der Lieutenant über den Zaun hinüber.

„Keine Antwort!" —

„Geben sich der Herr Lieutenant weiter keine Mühe, der Vampyr ist schon weit weg, und wenn er auch noch hier dicht bei uns wäre, antworten würde er doch wohl schwerlich, denn reden können die Bluthunde nicht, wenigstens hat man noch von Keinem dergleichen gehört." —

„Habt Ihr Aehnliches schon einmal gesehen?" —

„Du lieber Gott, das ist für unser Einen nichts Neues. Des Nachts führen die Kerle ein ganz absonderliches Regiment auf so einem Kirchhofe. Ob es gerade immer Vampyre sind, weiß ich nicht, aber lebendig ist es mannigmal zwischen den Gräbern, daß es Einem dabei ganz sonderbar zu Muthe wird. Da huscht es und duckt sich und schlüpft durch die Bäume, guckt hinter den Kreuzen hervor und raschelt im Grase, daß man oft nicht weiß, ob die Luft lebendig oder der Wind Gestalten sind. — Die liebe Gewohnheit macht aber auch gegen dergleichen endlich gleichgültig. Es sieht sich eben an und denkt sich nichts mehr dabei. Gott besser's! 's ist ein schlechter Ruheposten für einen Unrangirten."

„Glaubt Ihr, daß wir dasselbe sonderbare Geräusch noch einmal hören werden, oder daß sich noch etwas anderes sehen läßt?" —

„Nun der verdammte Bursche über den Zaun hinüber ist, schwerlich. — Jetzt bleibt es wohl ruhig. Wenn der Herr Lieutenant blos über die Vampyre rapportiren sollen, so ist es wohl für heute genug, denn außer dem Schmatzen und Schnalzen im Grabe und außer dem Weghuschen über den Zaun kann ich nicht sagen, etwas dergleichen mehr bemerkt zu haben, so lange die Kerle hier schon ihr Wesen treiben."

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging der Lieutenant auf das Häuschen des Todtengräbers zu, und bald schied die sorgfältig geschlossene Thür die vier Männer von dem Kirchhofe. Unbewußt athmeten sie leichter auf, als die stille wohnliche Heimlichkeit des Stübchens sie umfing, denn das Erlebte hatte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Schweigend setzte sich der Staabs=Auditeur an den Tisch, holte Papier hervor, zu dem der Unteroffizier Feder und Dinte hinstellte, und begann ein Protokoll aufzunehmen, das alle Anwesenden unterschreiben sollten. Der alte Wedekind sah gleich nach dem Eintritt in das Zimmer, ob seine Tochter in der Kammer noch schliefe und rief, als er sie ganz angezogen neben ihrem Bette stehen sah.

„Aber Malplaquet, du bist auf?" —

„Ja Väterchen", antwortete schüchtern die Tochter. „Ich hörte vorhin Eure Stimme hier in der Stube mit den anderen Herren, hörte wie Ihr das Haus verließet, und wußte gar nicht, was das so

spät zur Nacht bedeuten sollte. Da stand ich denn auf. Habt Ihr denn vorhin so mit den Nägeln an die Fensterladen gekratzt, Väterchen, und auch an der Thürschwelle?"

„Nein, mein Töchterchen. Ist das während unserer Abwesenheit geschehen?"

„Ja wohl, Väterchen, und ich dachte, Ihr wolltet mir nur ein Zeichen geben, daß Ihr wieder ins Haus wolltet. Aber aufgemacht habe ich nicht, weil Ihr mir das so strenge verboten habt. —

„Da hast du ganz gut gethan, Malplaquet", sagte der alte Wedekind, indem er seiner Tochter die Wange streichelte und dabei einen vielsagenden Blick auf den Lieutenant warf, als wolle er damit andeuten, daß das Kratzen an Thürschwelle und Fensterladen wohl mit dem in Verbindung stehe, was sie auf dem Kirchhofe gesehen.

„Ist das Eure Tochter, Wedekind?" fragte dieser.

„Zu Befehl Herr Lieutenant, mein einziges und eheleibliches Kind, das seinem alten Vater Freude und Ehre vollauf macht."

„Aber was hat sie da für einen sonderbaren Namen? Malplaquet steht doch schwerlich im Kalender."

„Das hat so seine eigene Bewandniß, Herr Lieutenant. Sie heißt eigentlich Veronica, Esther, Maria, aber ich nenne sie für den Hausgebrauch Malplaquet, nach jener großen Schlacht, in der ich

unter den Augen Seiner jetzt regierenden Majestät, damals noch Kronprinz, mit Ehren gefochten. Wir sind schon Beide so an den Namen gewöhnt, daß er uns sogar in Gegenwart von Anderen ohnversehens in den Mund kommt. Nicht wahr Malplaquet?"

„Ja wohl, Väterchen, und ich bin stolz darauf, Euch immer an Euren Ehrentag erinnern zu können."

„Ich wünsche Euch Glück zu einem so schönen Kinde, Herr Wedekind. Aber ist es nicht schade für sie, so mitten unter Gräbern und dem mancherlei Unheimlichen, Grauenvollen und Ekelhaften, was so ein Kirchhof doch mit sich bringt, aufzuwachsen. Ist mir es doch, als gehörten solche Augen, solch' ein Anzug, solch' ein Wesen, wie ich es an Eurer Tochter gewahr werde, nicht in diese Umgebung. Thut Ihr wohl recht daran, sie hier zu lassen?"

„Zu Befehl Herr Lieutenant. Ich denke immer, ein Vater wird wohl am besten überlegen, was seinem einzigen Kinde, seinem Herzblatt, Ein und Alles zuträglich ist. Da aber meine Tochter schwerlich mit in das Protokoll gehört, was der Herr Lieutenant da aufnehmen lassen, so entschuldigen Ew. Gnaden wohl, daß ich ein Wenig zur Hausordnung sehe. Marsch Malplaquet, zu Bette. Thür zugehalten. An Gottes Wort gedacht und eingeschlafen. Werde die Herren hier schon weiter bedienen."

„Bei diesen Worten schob der alte Todtengräber seine Tochter in die Kammer zurück, warf die

Thür hinter ihr ins Schloß und stellte sich dann wieder in militairischer Haltung an den Tisch zu dem Staabs-Auditeur, welcher unterdessen folgendes Protokoll entworfen hatte:

Es begaben sich auf Befehl des Herrn Obersten von Einsiedel gestrengen Gnaden, Kommandirenden des Hochlöblichen Leib-Bataillons Grenadier die Unterzeichneten Nachts ¼ nach 11 Uhr in die Dienstwohnung des Herrn Garnison-Todtengräbers Stephan Wedekind allhier und verlangten von diesem, nach etzlichen präliminarischen Erkundigungen, die Hinführung auf den ihm unterhabenden Kirchhof hiesiger Garnison. In Folge des gewordenen Auftrages über die erschröcklichen Vorfälle, welche in neuester Zeit das Daseyn und die üble Thätigkeit derer Vampyre, unter dem Hochlöblichen Leib-Bataillon Grenadier und dessen abgestorbenen Leichen vermuthen lassen, wurde erwähnter Todtengräber ermahnt, die Wahrheit und das ihm Wissentliche darüber auszusagen. Gleichzeitig begaben sich Protokollant und Beide außerdem Endes Unterschriebene auf den Kirchhof und verweileten allda so lange, bis sie von nachfolgenden Vorgängen Kenntniß genommen und sich, so weit dieses Menschen möglich, überzeuget.

Ad I. Sagt der oben beregte Stephan Wedekind, früher Soldat und als ein wahrhaftiger, auch unerschrockener Mann in hiesiger Garnison bekannt, aus, daß nur die Raitzen, Heyducken, Skla-

wonier, Hungaren, Illyrier und andere Nationen jener Gegenden Spuren ihres Vampyrismus auf hiesigem Kirchhofe von sich gäben, daß gegentheils die in deutschen und anderen christlichen Landen rekrutirten Grenadiere keinerlei dergleichen Eigenschaften verspüren ließen, der Vampyrismus also eine denen slavischen Bevölkerungen eigenthümliche Gewohnheit zu seyn scheint.

Ad II. Daß er einen gewissen Iwan Zsesseck, 2tes Glied, erste Compagnie gedachten Bataillons, 6 Fuß 7 Zoll 1 Strich, ein Illyrier von Extraction und einen gewissen Radu Jeffrem Cossowatz, erstes Glied, 2te Compagnie desselbigen Bataillons, 6 Fuß 4 Zoll 3 Strich, ein Raitze von Extraction, in besonderem Verdacht habe, sich mit nächtlichem Umherlaufen, Kratzen an denen Thüren, Schmatzen in den Gräbern und endlich gewissenlosem und unchristlichem Blutsaugen abzugeben.

Ad III. Daß die Unterzeichneten deutlich ein gewisses Schmatzen, Schnalzen oder Geröchzer, wie man's nennen kann, in der Nähe der Gräber schon beregter Militairleichen vernommen, welcher sonderbare, ungewöhnliche und mit nichts zu vergleichende Laut zweifelsohne denen Vampyribus zugeschrieben werden muß.

Ad IV. Daß an dem Kirchhofszaun entlang und dann auf diesem eine schattenähnliche Gestalt bemerkt wurde, wie dieselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus einem der Gräber hervorgeschlupft und

dann über den Zaun verschwunden ist. Näheres hat über dieselbe nicht festgestellt werden können, da dieselbe unsere Annäherung nicht abgewartet, sondern sich eclipsiret, auf mehrmaligen Anruf auch nicht geantwortet hat.

Solches bezeugen die hier Unterschriebenen:

Potsdam, den 3. Sept. 1738.

Lebrecht v. Queiß, Lieut. u. Adj. im Leib-Bat. Gren.

Arnold Pesebrecht, Staabs-Auditeur dito.

Christoph Plohriegel, Unteroffizier desselbigengleichen.

Stephan Wedekind, Garnison-Todtengräber allhier.

Dieses Protokoll las der Staabs-Auditeur vor, und die Anwesenden unterschrieben es, nachdem einige Abänderungen gemacht und Ausdrücke eingeschaltet worden waren, die der Eine oder Andere für zweckmäßig hielt.

Der alte Wedekind erwartete nun, daß seine Gäste ihn verlassen würden. In der That entfernte sich auch der Staabs-Auditeur mit dem Unteroffizier; Lieutenant von Queiß blieb aber, nachdem er einige Worte leise mit dem Staabs-Auditeur gesprochen, noch zurück und bat den Todtengräber, ihm doch ein Glas Warmbier bereiten zu lassen, da er fühle, sich in der Nachtluft auf dem Kirchhofe erkältet zu haben, und er eines warmen Getränkes bedürfe, um nicht krank zu werden.

Mit einem schlauen Blicke, der die Ursache dieser plötzlichen Unpäßlichkeit wohl errathen mochte, maß der Alte den Lieutenant, konnte aber das Verlangen desselben nicht gut verweigern und befahl daher seiner Tochter, jedoch ohne die Kammerthür zu öffnen, sie möge dem Herrn Lieutenant in der Küche schnell eine Tasse Warmbier bereiten und dann nur hineinrufen, wenn es so weit sey, holen wollte er dann das Getränk schon selber. Obgleich diese Anordnung keinesweges in der Absicht Lebrecht's von Queiß lag, so mußte er sich schon darin fügen, legte Stock, Hut und Degen ab, verlangte von seinem Wirthe, er solle es sich doch auch bequem machen, was dieser aber entschieden ablehnte, und setzte sich dann an den reinlich gescheuerten Klapptisch von Eichenholz, mit dem Gesicht nach der Kammer gewendet, durch die es zur Küche ging.

„Es thut mir leid, Wedekind, daß der Befehl des Obersten Euch um Eure Nachtruhe gebracht. Ihr seyd wohl auch redlich müde, wenn so des Tages Last und Mühe vorüber ist?" —

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Namentlich jetzt, wo ein so starkes Sterben unters Königliche Militair gefahren ist, daß man gar nicht weiß, wie man alle die Arbeit fertig schaffen soll. Und ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt, Alles allein zu thun, so daß mir mit Gottes Hülfe kein Knecht einen Grabscheit anrühren soll, so lange die alten Knochen noch zusammenhalten."

„Wie bringt Ihr aber so schwere Arbeit allein zu Stande? Wenn es sich nun trifft, daß einmal an einem Tage mehrere Gräber zu machen sind.“

„Ist bei mir Alles im Voraus besorgt. Warten schon wieder sieben offene Gruben auf ihre Miethsleute. Ja, das weiß unser Einer schon. Wer sich immer darauf verlassen wollte, daß der Garnison-Küster zur gehörigen Zeit die Meldung macht! Aber ich grabe lustig im Voraus, da komme ich nie zu kurz. Klingen dann die Grabscheite zusammen, und rumort es zwischen den Unterlagebalken, so kann ich getrost dem Besuch entgegensehen und brauche mich nicht zu übereilen.“

„Was meint Ihr mit dem Klingen der Grabscheite und dem Rumoren der Unterlagebalken?“

„I nun, wissen das der Herr Lieutenant denn nicht? Wie beim Tischler der Hobel springt und die Säge klingt, wenn anderen Tages ein Sarg bestellt wird, so bei einem Todtengräber die eiserne Grabscheit, die klingt und klirrt, als ob sie lebendig wäre, und unter den Balken ist eine Wirthschaft, daß man gar nicht begreift, wie das fühllose Holz solchen Spektakel machen kann.“

„Geht, geht, Wedekind, Ihr erzählt mir Mährchen, oder glaubt Ihr im Ernst an dergleichen Spuk? Ihr seht so ernsthaft dabei aus, daß man — — —

„Kann's Euch nicht verdenken, Herr Lieutenant, wenn Ihr nicht an dergleichen glaubt. Hätte auch Jeden ausgelacht, der mir damals, als ich bei

den Unrangirten stand, so etwas vorerzählt hätte, aber man braucht nur ein Paar Wochen Kirchhofsluft zu athmen, so fliegt es Einem ordentlich an, man weiß nicht wie, und man sieht und erfährt so allerlei Dinge, denen man früher wohl keck ein Schnippchen geschlagen."

„Um so mehr begreife ich nicht, daß Ihr Eure Tochter — Malplaquet nennt Ihr sie ja wohl — hier bei Euch behaltet. Wie soll sie froh und unbefangen bleiben, all' dem häßlichen und sinnverwirrenden Treiben gegenüber."

„Gottvertrauen, Herr Lieutenant, Bibellesen und ein ehrbar sittsames Wesen, das hilft durch alle Irrsal des Lebens. Meine Malplaquet brauchte wahrlich hier in dem armen, nothdürftigen Häuschen nicht zu wohnen, brauchte ihrem alten Vater, der nun auch schon anfängt, stumpf zu werden, nicht die schwere Handreichung zu thun, — wenn sie nicht wollte, — wenn sie es nicht aus Liebe zur Ehrbarkeit und Gottseeligkeit wollte, — und — Na, das geht aber eigentlich Niemand als uns Beide, meine Malplaquet und mich, an. Ich mache Euch wohl Langeweile, wenn ich von dem Mädchen spreche, denn ich kann mir doch nicht denken, daß Ihr des Mädchens wegen hier geblieben seyd. — Sagt mir lieber, was es denn eigentlich wieder giebt, daß der Herr Oberst den verfluchten Kerls, den Vampyren, an's Leder will."

„Es sind neuerdings wieder in den holländi-

schen Häusern Fälle vorgekommen, daß Menschen schnell gestorben sind, die vor ihrem Verscheiden behauptet haben, ein Vampyr habe sie zu Tode gedrückt, und da gegenwärtig gerade so viel die Rede von diesem spukhaften Treiben ist, ja Seine Majestät sogar einen Bericht von der Sozietät der Wissenschaften darüber verlangt haben, so hat der Oberst für gut befunden, ein Protokoll aufnehmen zu lassen, denn die guten Potsdamer behaupten, daß das ganze Unglück blos von den Rekruten des Leib-Bataillons Grenadier herrühre, die aus allen Weltgegenden her sind, und unter denen sich viele Raitzen, Heyducken, Sklavonier und Herzogewiner befinden."

„Also deswegen? — I nun, sind unruhige Bursche, die Kerle von daher, unterm Gewehr sowohl als im Sterbekittel. Merk's immer gleich, wenn ich so einen unter den Spaten kriege. Muß wohl die Nachbarschaft mit den Türken machen, daß sie sich nicht recht an die christliche Ordnung auf einem gottesfürchtigen Garnison-Kirchhofe gewöhnen können. Na, werden doch auch endlich Ruhe halten müssen. Habe schon Manchen stille werden sehen, der anfangs sich gewaltig ungeduldig zeigte. Aber da klopft ja meine Malplaquet an die Thür. Das Warmbier wird wohl fertig seyn. Wünsche von Herzen, daß es dem Herrn Lieutenant wohl bekommen möge."

„Kann denn Eure Tochter nicht selbst hereinkommen? Ich muß mich doch bei ihr bedanken für

die Mühe, die sie meinetwegen noch so spät in der Nacht gehabt.“

„Das arme Ding ist müde, Herr Lieutenant, auch wohl schwerlich noch angezogen. Will's schon ausrichten, daß Ihr so gnädig gewesen seyd, Euch bei ihr zu bedanken. Gehört auch gar nicht in die Gesellschaft so vornehmer Herren, meine Malplaquet.“

So sprechend war der alte Wedekind an die Kammerthür gegangen, hatte durch die halbgeöffnete Thür der Tochter das Glas mit Warmbier abgenommen, setzte es jetzt mürrisch auf den Tisch und schien nicht mehr gelaunt, ein Wort mehr, als durchaus nöthig, zu sprechen, denn die letzte Frage seines Gastes hatte ihm wieder in Erinnerung gebracht, daß wohl seine Tochter die Ursache dieser plötzlichen Unpäßlichkeit seyn könnte.

Herr von Queiß sah auch wohl ein, daß er auf diese Art schwerlich, dem alten mißtrauischen Wedekind gegenüber, zu seinem Zweck gelangen würde, trank, sichtlich verstimmt, das Warmbier kaum zur Hälfte aus und verließ dann das Todtengräberhaus, mit dem Versprechen, seinen Dank für die freundliche Bewirthung nächstens abzustatten. Als der Vorlegebalken des Thorweges hinter ihm in die eiserne Klammer fiel, er den Alten brummend in sein Haus zurückgehen und die Thür sorgfältig verschließen hörte, dachte er des schönen Mädchens, das der Zufall ihm so unerwartet entgegengeführt, und sann, langsam in die Stadt zurückgehend, über die

beste Art und Weise nach, sich ihr wieder zu nähern, ohne dem Alten Ursache zu Mißtrauen und Verdacht zu geben. Daß er heute zu rasch gewesen und seine Absicht zu deutlich erkennen lassen, fühlte er wohl und fürchtete, dadurch schon viel verdorben zu haben. Leichten Sieg bei Frauen gewöhnt, schreckte er aber nicht so schnell vor Hindernissen zurück und sah sich schon im Geiste in den Armen des Mädchens, deren kurze Erscheinung ihn so wunderbar ergriffen und gefesselt.

II.

In der Wohnung des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt in der Jägerstraße war es am Morgen darauf ungewöhnlich lebhaft. In dem Empfangzimmer desselben standen Personen der verschiedensten Stände, den Augenblick erwartend, wo dieser damals so mächtige und einflußreiche Mann aus seinem Zimmer treten und Audienz geben würde. Der Werkmeister der großen Brauerei in Potsdam sprach mit einem Domainen-Rathe von der Reise des Königs nach Cleve und Wesel, wo er eine Aufnahme gefunden, die ihn ungemein froh und zufrieden hatte nach Potsdam zurückkehren las-

sen. Ein Töpfermeister berieth mit einem Secretair des Staats-Ministers von Boden über die neuen Kamine, die nach der Erfindung des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt jetzt in allen Königlichen Schlössern eingerichtet wurden, und Ein Major vom Regimente, „von Gersdorf", unterhielt sich mit dem Kämmerer der Stadt von dem Vorwort, das bei Seiner Majestät wegen der letzten gewaltsamen Werbung an der sächsischen Grenze eingelegt werden sollte. Die verschiedenartigsten Wünsche und Geschäfte sollten in der Entscheidung des Geheimen Rathes ihre Erledigung finden, und Alle harrten ungeduldig auf sein Erscheinen, obgleich sie wohl wußten, daß er gestern Abend erst von einer Reise nach Preußen zurückgekehrt war, wo er auf Immediat-Befehl des Königs eine Revision der dortigen Kammer abgehalten, also ermüdet war und wahrscheinlich erst spät aufstehen würde. In einer Fensternische stand ein ungefähr vierzigjähriger Mann mit dunklem, von der Sonne auffallend gebräuntem Gesicht, im einfachen Ueberrock mit großen Stahlknöpfen, ein kostbares spanisches Rohr mit schwerem Goldknopfe in der Hand und durch seine glatt anliegende Frisur, die silbernen Ohringe, durch Haltung und Benehmen den Ausländer verrathend. Er war der Erste im Empfangzimmer des Geheimen Rathes gewesen, hatte dasselbe sich nach und nach füllen sehen und nun schon zwei Stunden vergebens gewartet. Je-

desmal, wenn die Thür sich öffnete und wieder Jemand eintrat, furchte sich seine Stirn, und ein höhnisches Lächeln zuckte leicht über die zusammengekniffenen Lippen. Aufmerksam hatte er den Gesprächen zugehört, die rings um ihn her geführt wurden, aber noch mit keinem Worte daran Theil genommen. Niemand kannte ihn und auch er schien Niemanden zu kennen.

Endlich schien er ungeduldig zu werden, und mit einem Accent, der den Holländer oder Engländer deutlich verrieth, fragte er den ihm gerade zunächst stehenden Werkmeister der Potsdamer Brauerei:

„Wird der Herr Geheime Rath die Herren Alle nach der Reihe sprechen, wie sie sich hier eingefunden haben, oder wie pflegt derselbe sonst zu verfahren, mein Herr?"

Verwundert sah der Werkmeister den Fragenden an, da er aber sowohl aus der Frage selbst als aus dem Accent hörte, daß es ein Fremder seyn müsse, der sie an ihn richtete, so antwortete er höflich:

„Das wird sich wahrscheinlich nach dem Range der Personen richten, die hier anwesend sind. Meines Dafürhaltens wird wohl zuerst der Herr Major dort, dann der Domainen-Rath, dann die anderen Herren Beamten, und wenn dann noch Zeit ist, wir Uebrigen vorgelassen werden. Es kommt daher nur darauf an, welchen Rang Sie haben." —

„Das ist eine schlechte Einrichtung! Man sollte nicht nach dem Range, sondern nach der Wichtigkeit der Geschäfte oder, wie es bei uns ist, in der Reihe, wie man gekommen ist, vorgelassen werden."

„Da man das aber Niemanden an der Nase ansehen kann, ob sein Geschäft wichtiger als das eines Anderen ist, so ist es doch wohl besser, nach dem Range zu verfahren, sonst würde ja jeder Mensch, der nur mehr Zeit zu warten hat, als ein Anderer eher zu seinem Zweck kommen." —

„Ihr habt Recht. Ich bin ein Thor, die Einrichtungen meines Vaterlandes hier in Preußen zu verlangen. — Werde mich auch noch gedulden lernen. Sagt mir lieber, was ist der Geheime Rath für ein Mann. Läßt sich offen und frei mit ihm reden?" —

„Wenn Ihr von Dingen mit ihm zu reden habt, die ihm angenehm sind und dem Staate Vortheil bringen, so könnt Ihr gewiß so offen und frei mit ihm reden, als es Euch beliebt. Ist das aber nicht der Fall, so möchte es doch gerathener seyn, Ihr seht Euch ein wenig vor. — Natürlich, der Mann hat außerordentlich viel zu thun, wer so klug ist, wer so Alles in Allem versteht und weiß und macht, wie der Herr Geheime Rath, der hat nicht viel Zeit übrig, und es ist mir auch schon passirt, daß ich acht Tage hinter einander vergebens hier in diesem Zimmer gewesen bin, ohne ihn sprechen zu können."

„Hm! Dazu möchte mir doch Zeit und Geduld fehlen. Habt Ihr nicht" — — —

Der Unbekannte wollte noch mehr fragen, aber der Werkmeister schien keine Lust zu haben, diese Unterhaltung fortzusetzen. Er fürchtete, daß noch andere Fragen folgen könnten, die ihn gerade an diesem Orte, und so beobachtet wie Beide waren, sicher in Verlegenheit gesetzt haben könnten. Mit einer höflichen Verbeugung machte er sich von dem Fremden los und that, als ob ihn Einer der anderen Herren zu sich gerufen. Dieser merkte wohl, daß man absichtlich ihm ausweiche, und gab sich auch weiter keine Mühe, mehr zu erfahren. Den goldenen Knopf seines spanischen Rohrs an die Lippen gedrückt, stand er beobachtend in seiner Fensternische, bis endlich die Thür sich öffnete und der Geheime Kriegs- und Domainen-Rath, Herr Eckardt, Ritter des Ordens de la Générosité, in einfacher, aber gewählter und ungemein sauberer Kleidung aus seinem Zimmer trat, die Anwesenden verbindlich und gewinnend grüßte, mit einem Blick die Versammlung überflog und sich dann zu dem Major wendete, dem er vertraulich die Hand schüttelte und um Entschuldigung bat, so lange gezögert zu haben.

„Ich habe in der That um Entschuldigung zu bitten, meine Herren, daß ich Sie so lange warten ließ. Aber die Ermüdung von der Reise und besonders ein Auftrag Seiner Majestät, unseres Aller-

gnädigsten Herrn, den mir mein Freund, der Herr Geheime Kämmerier, selbst überbracht, haben mich verhindert. Leider werde ich nicht lange das Vergnügen haben können, Sie bei mir zu sehen, denn ich muß vor der Parole noch auf das Schloß. Indessen bis dahin gehört meine Zeit Ihnen. Nur bitte ich, Alles, was sich verschieben läßt, bis morgen früh um diese Zeit. Nur das dringend Nöthige heute." —

Nach diesen Worten nahm der Geheime Rath den Major bei der Hand und wollte mit diesem in sein Zimmer zurückgehen, der Fremde aber trat, als er das sah, dicht an ihn heran und fragte ihn kurz, ohne die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln, ob er eine Viertelstunde für ihn übrig habe. Verwundert über die Art, mit der ihn der Unbekannte anredete, erkundigte der Geheime Rath sich, wer er sey, und schien sichtlich betroffen, als dieser ihm antwortete:

„Van der Queeß aus Friedrichsburg auf der Afrikanischen Küste!" — —

„Sehr angenehm, Herr van der Queeß. Nur einen Augenblick bitte ich mich zu entschuldigen, bis der Herr Major — —

Mit diesen, von einer leichten, verbindlichen Verbeugung begleiteten Worten verließ der Geheime Rath das Empfangzimmer und van der Queeß blieb mit den Uebrigen zurück. Einige empfahlen sich sogleich, um am nächsten Tage wieder zu kommen, nur der Domainen-Rath und der Kämmerer

der Stadt Potsdam blieben zurück, setzten sich auf das mit reich vergoldeten Schnörkeln verzierte Sopha und fingen an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, da der Holländer, von der kurzen Abfertigung des Geheimen Rathes verletzt, sich unmuthig gegen das Fenster gewandt hatte und auf die Straße hinaussah, wo eben eine Soldaten-Leiche vorüberzog. Langsamen Schrittes trugen Grenadiere des rothen Bataillons ein einfaches Sarg, dessen ungeheure Größe den Verstorbenen als einen jener Lieblinge des Königs erkennen ließ, die damals mit den ungeheuersten Kosten und oft sogar mit Verletzung des Völkerrechts aus allen Ländern Europa's für die große Potsdamer Garde angeworben oder selbst mit Gewalt geraubt wurden. Vor dem Zuge her gingen drei Mohren als Trommler in der Uniform des Bataillons, und van der Duceß wandte sich, als er diese sah, rasch gegen die auf dem Sopha Sitzenden mit der Frage:

„Können Sie mir sagen, meine Herren, wo diese Neger her sind?"

An das Fenster tretend, antwortete der Domainen-Rath, daß sie zu den zwölf jungen Negern gehörten, die im Jahre 1726 aus Guinea nach Potsdam gekommen wären. Der Verkauf der brandenburgisch-preußischen Niederlassungen Arguin, Accoda und Tacrama auf der Küste von Guinea an eine Gesellschaft holländischer Kaufleute in Rotterdam hatte die letzten zu einem Geschenke von

zwölf großen, besonders wohlgewachsenen Negern für den König bestimmt, von denen sechs schwere, massiv goldene Halsbänder und die Anderen dergleichen silberne trugen. Nach ihrer Ankunft in Potsdam wurden sie sogleich als Trommler und Pfeifer bei der Garde eingestellt und thaten als solche nun schon zwölf Jahre Militairdienste. Als Herr van der Queeß dies hörte, konnte er eine freudige Bewegung nicht unterdrücken und theilte den beiden Anderen den Eindruck mit, den diese unvermuthete Begegnung auf ihn gemacht.

„Sehen Sie, meine Herren, wenn man, so weit von seiner eigentlichen Heimath entfernt, Menschen wiedersieht, mit denen man jung gewesen, von denen man die ersten Eindrücke empfing, die ich fast meine Landsleute nennen möchte, so ist die Bewegung wohl verzeihlich, in der Sie mich sehen. Kaum ein Jahr ist es her, da lebte ich noch unter dem Volke, das diese Trommler und Pfeifer hierher gesendet, und welch' ein Unterschied dort und hier. In wilder Freiheit, nackt, nur dem Augenblicke lebend, sah ich ihres Gleichen dort in den wüsten Bergen bei Tacrama und Arguin. — Hier marschiren sie, in die steife preußische Montur eingezwängt, durch die Jägerstraße in Potsdam, viele hundert Meilen von dem Orte entfernt, wo sie geboren. Seltsam!" —

„Für uns ist es nichts Neues", erwiederte der Stadt-Kämmerer, „Leute aus den entferntesten Him-

melsstrichen in unseren Straßen zu sehen, wenn wir sie auch als solche der Montur wegen nicht erkennen. In meinem Nachbarhause liegen in einer Stube ein Norweger, ein Portugiese, ein Herzogewiner und ein Bauersohn aus Wusterhausen zusammen. Unsere Werber sind ja in ganz Europa verbreitet, und läßt sich ein großer Kerl nur irgend wo wittern, lange dauert es nicht, so haben wir ihn hier."

„Sind denn seit zwölf Jahren nicht mehr Neger hierher gekommen? Das sollte mich wundern, denn es ist ein großer, ja fast riesiger Menschenschlag. Namentlich der Stamm des Jan Cunny." —

„Nein, seit Seine Majestät der König die ganze afrikanische Geschichte an den Nagel gehängt und die Besitzungen an Holland verkauft hat, haben wir nichts mehr davon gehört. — Wie steht es denn eigentlich da unten in Afrika? Sie sagten ja vorhin, daß Sie erst kurze Zeit von dort weg sind."

„Für Holland steht es gut dort, für Preußen schlecht; — aber wahrlich, es könnte umgekehrt stehen, wenn Preußen nur wollte. — Jammer und Schade ist es, daß diese schönen Kolonieen, die Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich so glänzend entstehen ließen, jetzt in andere Hände übergegangen sind. Welche Zukunft hätte Preußen mit dem Besitz einer See= und Kolonialmacht! — Aber das ist vorbei! ganz vorbei. Jetzt würde es

Millionen kosten, während es vor einigen Jahren nur Tausende gekostet hätte."

In diesem Augenblicke trat ein junger Offizier in das Empfangzimmer, grüßte die Anwesenden, während der Bediente ihn bei dem Geheimen Rathe anmeldete, und wurde gleich darauf in das Kabinet desselben eingelassen. Wieder runzelte sich die Stirn des Holländers, und auch der Domainen-Rath zuckte die Achseln, als wollte er zu dem Kämmerer sagen: „heute kommen wir doch nicht mehr vor." Herr van der Queeß verstand diese stumme Aeußerung, stampfte unwillig mit dem Fuße, und ohne sich zu verabreden, verließen alle drei das Empfangzimmer. Vor der Hausthür empfahl man sich gegenseitig, und unschlüssig, was er den langen Tag über in der fremden Stadt beginnen sollte, folgte van der Queeß der Richtung, die er vorhin jene Militair-Leiche hatte nehmen sehen. Bald war der langsam schreitende Zug eingeholt und gedankenlos sich demselben anschließend, gelangte der Fremde auf den Garnison-Kirchhof, an dessen Thorwege der Todtengräber Stephan Wedekind, mit der Grabscheit in der Hand, schon erwartend stand. Schweigend und stets mit festem, militairischem Tritt schritten die Träger durch die mittelste Allee bis zu einem der fertigen Gräber, welches der Todtengräber bezeichnete, setzten mit eingeübtem, reglementsmäßigem Handgriff den Sarg nieder, während die Leichen-Parade sich geschlossen neben dem Grabe aufstellte, traten dann

zurück und machten dem Garnison-Prediger Platz, der unterdessen im Hause des Todtengräbers sein Ornat angelegt hatte. Nur wenige Worte sprach er über dem Grabe, denn die Mehrzahl der Soldaten hätte ihn doch nicht verstanden, da es meist Landsleute des Verstorbenen waren, der aus der Bukowina erst vor Kurzem mit Gewalt angeworben und kaum einige Wochen Soldat des rothen Bataillons gewesen war. Gleichgültig wurden die Worte der Einsegnung gesprochen, gleichgültig angehört, als aber der Sarg in die Gruft hinabgesenkt war, und die Erdschollen dumpf auf ihn herabrollten, da brachen einige der Soldaten in ein wildes Geheul aus, als mache sich ein gequältes Thier in seinem Todesschrei Luft; — und kaum vermochte der drohend gehobene Stock des Korporals, diesen Ausbruch des Schmerzes um den Tod des Landsmannes in das starre Band der Disziplin zurückzuschrecken. Doch war dieses Geheul so durchdringend und eigenthümlich, daß der Garnison-Prediger unwillkührlich zusammenschrak, der alte Wedekind den Kopf schüttelte und van der Queeß, der bis zu diesem Augenblicke dem Vorgange aus der Entfernung zugesehen, neugierig näher trat. In den Gliedern war es schon wieder ruhig geworden, aber wild wurzelten die Augen einiger Soldaten auf den Boden, während andere sich vielsagende Blicke zuwarfen, wenn die mit dem Stocke drohenden Korporale es nicht bemerkten. Das fiel

dem beobachtenden Fremden auf, und er beschloß, sich bei dem Todtengräber zu erkundigen, was dies sonderbare Benehmen der Soldaten bedeute. Der Feldwebel der Compagnie, in welcher der Verstorbene gestanden, kommandirte die Leichen-Parade, befahl jetzt den drei Trommlern und Pfeifern, auf dem Kirchhofe zurückzubleiben, um dem alten Wedekind beim Zuwerfen der Grube zu helfen, und ließ dann die Mannschaft eben so schweigend wieder abmarschiren, als sie den Kirchhof betreten hatte. Bald war er, außer den drei Negern und dem Todtengräber, nur noch allein auf dem Kirchhofe und trat dicht an das Grab heran, in welches jene rüstig die Erde schaufelten. Wie erstaunte er aber, als in der ihm wohl bekannten Negersprache des Landes Arguin diese drei Trommler von einem Aufruhr sprachen, der nun gewiß nächstens losbrechen würde. Jenes Geheul der Soldaten war ein den slavischen Völkerschaften der Bukowina, Illyriens und Dalmatiens eigenthümliches Zeichen der Trauer über den Verlust eines geliebten Freundes, und unwillkührlich gaben sie dadurch den Schmerz zu erkennen, den der frühe Tod ihres Landsmannes ihnen verursachte. Lange schon gährte es unter diesen, aus allen Himmelsstrichen oft mit himmelschreiender Gewalt und den gewissenlosesten Vorspiegelungen zum preußischen Militairdienst gezwungenen Soldaten. Namentlich schien aus dem Gespräch der Neger hervorzugehen, daß alle Slawen

ein Complott unter sich gemacht, das zur gewaltsamen Desertion nach den nahen sächsischen Grenzen führen sollte. Die Neger waren zwar nicht in das Complott eingeweiht, fürchteten aber die blutige Rache der Verschworenen, wenn sie verriethen, was sie wohl gemerkt haben konnten, und sprachen angstvoll von der nächsten Zukunft. Einige Offiziere sollten ermordet, die Wache auf dem Haveldamm gegen Nowawest hin überrumpelt und dann die Flucht nach Sachsen auf den Pferden der ermordeten Offiziere bewerkstelligt werden.

Van der Queeß schauderte, als der Zufall ihm dieses fürchterliche Complott verrieth, aber er hütete sich wohl, nur durch eine Miene zu verrathen, daß er das Gespräch der Neger verstanden. Anscheinend gleichgültig, heftete er seinen Blick auf die Arbeit, hörte jedoch angestrengt jedem Worte zu und bedauerte es nur, als der alte Wedekind die Gehülfen entließ, keinen Vorwand zu haben, der ihn verdachtlos den Negern folgen ließ. Verwundert hatte der Todtengräber schon längst die starre Aufmerksamkeit des fremden Mannes bemerkt, der ganz in tiefes Nachsinnen verloren, ihm bei seiner Arbeit zusah, denn solche Gäste bei dem Begräbnisse eines gemeinen Soldaten waren ihm noch nicht vorgekommen. — Endlich redete jener ihn an:

„Was ist es für ein Landsmann, den Ihr da eben zur Ruhe gebracht?"

„Laßt mich einmal den Zettel nachsehen, den

der Feldwebel mir gegeben, um ihn in mein Register einzutragen. Bis jetzt weiß ich's selbst noch nicht, obgleich ich nach dem Geschrei seiner Kameraden wohl darauf schwören möchte, daß es ein Ungar oder Siebenbürger ist. Da haben wir's. Jakinth Beresz. 1stes Bataillon Garde, 3te Compagnie, 1stes Glied, 6 Fuß 9 Zoll 3 Strich, Vaterland: ein Bukowiner, gestorben den 31. August. Dachte mir's gleich, daß das so ein Bursche ist. Der Herr sind wohl auch daher oder gar mit ihm verwandt, daß Sie sich so lange bei seinem Grabe aufhalten?"

„Weder mit ihm verwandt, noch dort her. — Wollte nur sehen, wie es bei einem Militair-Begräbnisse zugeht. — Ich störe Euch doch nicht in Eurer Arbeit?"

„Bewahre! — obgleich es selten genug zu geschehen pflegt, daß mir Jemand bei solcher Arbeit zusieht. Ist ein sonderbares Ding um so eine Militair-Leiche. Das hat keine Verwandte, keine Eltern, keine Freunde, als was gerade in derselben Montur steckt. — Andere Christen-Leichen bekommen doch manchmal Besuch von ihren Angehörigen, aber meine Compagnie hier kann sich nicht beklagen, daß sie viel gestört wird. Andere Todtengräber haben Accidenzien für Blumen und Kränze, für Rasen und Grabkreuze; ist aber der Sandhügel über einem Soldaten einmal abgestochen, — so ist es vorbei mit seinem Andenken. Kein Mensch fragt

nach ihm. Kein Mensch bekümmert sich um ihn. — Schlechter Ruheposten, so ein Garnison-Todtengräber." —

„Es schien doch, als ob seine Kameraden großes Leid um den Verstorbenen trügen. Ihr Wehklagen" — — —

„Ja, das ist mir auch aufgefallen, weil es ganz reglementswidrig war. — Hm! Wird Schläge genug dafür geben! —

In diesem Augenblick erschien die Tochter des alten Wedekind bei dem Grabe, an welchem ihr Vater arbeitete. Sie trug einen zinnernen Teller mit etwas Brod und Salz und einem Glase Branntwein, reichte es dem Vater, der sich eben den Schweiß von der Stirn trocknete, und sagte:

„Väterchen, der Herr Lieutenant, der gestern Abend unwohl bei uns wurde, ist eben gekommen und hat nach Euch gefragt. Er sagt, er habe Euch eine angenehme Botschaft zu überbringen. Wollt Ihr nicht eben hereintreten?"

„Hm! — der Herr Lieutenant? sieh — sieh! — Hat er dir vielleicht schon gesagt, was er bringt?"

„Nein, Väterchen, er kam eben, als ich Euch das Frühstück bringen wollte, und da mochte ich mich nicht allein mit ihm im Hause aufhalten."

„Bist meine brave Malplaquet! — Hm! Was machen wir denn da? — Weißt du was, — bleib' du nur so lange hier auf dem Kirchhofe, bis ich wiederkomme; will doch einmal nachsehen, was der

Herr Lieutenant eigentlich wollen. Es ist doch der Herr von Queiß, der uns gestern" — — —

„Von Queiß?" fiel ihm bei diesen Worten der Fremde in die Rede. „Giebt es gegenwärtig Herren dieses Namens hier in Potsdam?"

„So viel ich weiß, nur den alten Herrn, den Vater des Herrn Lieutenants, auf Grampenow. Früher war er in Potsdam, aber jetzt habe ich ihn schon lange Jahre nicht mehr gesehen."

„Und sonst gar keine Verwandte?" —

„Will den Herrn Lieutenant einmal fragen, wenn Ihnen etwas daran liegt."

„Nein, laßt's lieber. Es war nur so eine Frage." —

„Wie's beliebt. — Du kannst hier bei dem Herrn bleiben, Malplaquet. Ich komme bald wieder." —

„Ja, Väterchen, aber laßt es nicht zu lange währen. Ich habe das Essen auf dem Feuer und möchte Euch doch gern was Gutes auf den Tisch setzen."

„Hoffe bald genug mit ihm fertig zu seyn. Adjes, lieber Herr, laßt Euch die Zeit bei dem Mädchen nicht lang werden."

Der alte Wedekind hatte seine Schürze abgebunden, die reinlich gebürstete Jacke mit den Uniformknöpfen angezogen, welche er während der Arbeit an einen nahen Baum gehängt, und ging jetzt auf sein Häuschen zu, in dessen Thür der Lieute-

nant von Queiß ihn schon erwartete. Malplaquet blieb bei dem Fremden zurück, der in tiefes Nachdenken verloren schien und aufmerksam ihrem Vater nachsah. —

„Sucht der Herr vielleicht das Grab eines Verwandten hier auf unserem Kirchhofe, so kann ich ihm schon Auskunft geben. Ich weiß die Namen seit vielen Jahren auswendig."

„Nein, mein Kind, ich danke für den guten Willen. Habe hier keine Verwandte. — Oder liegt vielleicht ein Herr von Queiß hier?" —

„So lange ich dem Vater das Register führe, nicht, lieber Herr. Die Herren Offiziere kommen auch gar nicht hierher, wenn sie Verwandte und Angehörige haben. Die werden gewöhnlich auf ihren Gütern beigesetzt. Der Vater hat schon oft gesagt, daß das eigentlich sehr Unrecht wäre, denn wenn man einmal zur Garnison gehört, so sollte man auch hier begraben werden. Aber wenn's hoch kömmt, bringen sie die Feldwebel hierher. Ein Offizier muß schon gar nicht wissen, wo er hingehört, ehe er sich entschließt, hierher getragen zu werden." —

„Ist der Lieutenant von Queiß da d'rin bei Deinem Vater ein junger oder alter Mann, mein Kind?"

„Nein, der ist gewiß noch nicht alt. — Ein schöner, junger Offizier. Groß wie ein Riese. Nun das versteht sich zwar von selbst, denn er steht ja beim Leib=Bataillon Grenadier, und das sind lau=

ter Riesen. Seht nur die Reihe Gräber da an, lieber Herr, da ist jedes einzelne zwei Fuß länger als die Civilgräber. Der Vater hat viel mehr Arbeit und wird doch viel schlechter bezahlt als die anderen Todtengräber." —

„Ei, Du rechnest ja haarscharf, mein Kind."

„Sollt' ich meinem guten Vater nicht bequemere und bessere Tage wünschen, wenn ich sehe, daß Andere bei weniger Arbeit mehr gewinnen, als er. Ach Ihr wißt wohl nicht, lieber Herr, was ein Kind empfindet, wenn es sieht, daß der geliebte Vater sich so quälen und anstrengen muß."

„Nun, nach Ihrem Anzuge zu urtheilen, Jungfer, muß der Vater sich doch ganz gut stehen, denn ich habe wenig Bürgermädchen hier in Potsdam so gut, ja ich möchte sagen, so kostbar gekleidet gesehen."

„Das hat so seine eigene Bewandniß, lieber Herr, und ist auch eben Ursach, daß ich meinem guten Vater ein besseres Einkommen wünschte. Ich habe von mütterlicher Seite ein kleines Vermögen, und das wendet der Vater ganz allein für mich an, will auch nicht das Kleinste für sich und für die Wirthschaft davon annehmen. Seht, das kränkt mich so, daß ich mehr habe, als der Vater, und daß ich ihm nicht die geringste Bequemlichkeit dafür verschaffen darf." —

„Da ist Ihr Vater ein Ehrenmann. Ich möchte auch nicht, daß mein Kind mich ernährte,

wenn ich überhaupt eines hätte. Dergleichen thut nicht gut. Aber hat denn Ihre Mutter Ihr ausschließlich das Vermögen vermacht?“ —

„Meine Mutter lebt noch, lieber Herr!“ —

„Ei, das ist ja sonderbar. Wie geht es denn zu, daß“ — —

„Der Vater hat mir verboten, darüber zu sprechen, lieber Herr. Ich weiß auch eigentlich selbst nicht, wie das Alles recht genau zusammenhängt, und der Vater giebt mir immer nur unbestimmte Antworten, wenn ich nach meiner Mutter frage.“ —

„So, so! Nun, es geht mich auch nichts an. — Aber da kommt ja dein Vater schon wieder zurück, — und der Lieutenant geht eben zum Thorweg hinaus. — Er grüßt hierher. Das gilt doch wahrscheinlich dir, mein Kind. Willst du nicht deinen Knix dafür machen?“ —

Erröthend knixte Malplaquet und wendete sich dann, um ihre Verwirrung zu verbergen, dem kommenden Vater entgegen.

„Nun, Väterchen. Ist es etwas Gutes, was Ihr gehört?“ —

„Ich denke ja, mein Kind. Weiß zwar nicht, wie das zugeht, aber man muß Gott für Alles danken. Stelle dir nur vor, ich bin zum Garnison-Todtengräber in Berlin ernannt. Der alte Esenbrek ist todt, und da hat ein Hohes Gouvernement mich mit der Stelle begnadigt. Das ist das beste Avencement, was ich in meinen alten Tagen noch

machen konnte. In acht Tagen sind wir drüben installirt. Freue dich, Malplaquet. Dein Warmbier gestern Abend hat mir zu dem Glücke verholfen, denn der Herr Lieutenant haben sich selbst für mich beim Kamin-Rath verwandt, und der hat ihm sein Wort gegeben, daß ich heute noch die Zufertigung erhalten soll.“ —

„Ach mein liebes, gutes Väterchen! Nun braucht Ihr Euch auch nicht mehr so zu quälen. Wie freue ich mich über das unvermuthete Glück.“ —

„Aber wo ist denn der Herr hingekommen, den ich hier verließ?“

„Da geht er ja eben den Thorweg hinaus. — Wir haben in unserer Freude gar nicht bemerkt, daß er fortgegangen. Aber Ihr fangt ja schon wieder an zu graben. Nun könnt Ihr Euch doch gewiß einen Knecht nehmen.“ —

„Kennst du deinen alten Vater so wenig, Malplaquet, daß du glaubst, er ließe sich durch so etwas in seiner Pflicht irre machen. Ehe ich meinem Nachfolger hier nicht Alles ordentlich und unter Rasen überliefert, soll mir kein Knecht an ein Grab. Künftig will ich schon ausruhen. Aber wir haben wenig Zeit. Sieh dich doch um in der Wirthschaft, wie wir Alles zusammenpacken und hinüberschaffen nach Berlin. Zwei Tage werden wir wohl unterweges brauchen. Den 15ten soll ich drüben schon das Amt antreten.“

Und rüstig arbeitete der alte Wedekind weiter,

während Malplaquet in der frohsten Stimmung dem Häuschen zueilte. Als sie am Thorwege vorbeikam, sah sie, wie draußen Lieutenant von Queiß mit dem Fremden in angelegentlichem Gespräche stand, und erwiederte mit dankbarer Freundlichkeit den Gruß, den jener ihr mit einem Kußfinger zuwarf. Ja, kam es ihr doch vor, als habe der Lieutenant an jener Stelle so lange gewartet, bis er sie so freundlich gegrüßt hatte.

III.

Der Lieutenant war wirklich so lange vor dem Thorwege stehen geblieben, bis Malplaquet ihren Vater verließ, um sie, wo möglich, allein zu sprechen. Hinter den halb geöffneten Thorweg hatte er sich so gestellt, daß der alte Wedekind ihn nicht sehen konnte, er aber von dem Mädchen bemerkt werden mußte, wenn sie in das Haus zurückging. Ehe dies aber noch geschehen konnte, redete ihn der Fremde an, der den Kirchhof verließ, als er den Lieutenant aus dem Thorwege gehen sah. —

„Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Lieutenant von Queiß zu sprechen?"

„Zu Diensten, mein Herr."

„Verzeihen Sie dem Fremden und hier ganz Unbekannten eine Frage, deren Beantwortung mir

wohl Niemand besser, als eben Sie, Herr Lieutenant, geben können. Hat Ihre Familie Verwandte im Auslande?" —

„Nicht daß ich wüßte. Mein Vater ist gegenwärtig der Einzige dieses Namens in den preußischen Staaten, und ich bin sein einziger Sohn." —

„Ist nicht früher schon eine Seiten-Linie nach Holland ausgewandert?" —

„So viel ich weiß, Nein! — Doch ja! — Es ist mir dunkel im Gedächtniß, als habe mein Vater einmal von einer Seiten-Linie gesprochen, die zur Zeit des großen Kurfürsten die diesseitigen Staaten verlassen. Wenn ich aber nicht irre, war dies Verlassen des Vaterlandes damals mit wenig ehrenvollen Umständen für unsere Familie verknüpft. Welches Interesse haben Sie, mein Herr?" — — —

„Ein gewiß verzeihliches, denn ich stamme in gerader Linie von jenem Gerhard von Queiß ab, der 1638 nach Holland flüchtete, um einer peinlichen Anklage wegen Hochverrathes und Falschmünzerei zu entgehen. Ist also der Kürfürstliche Geheimbde-Rath Seyfried von Queiß, der im Jahre 1642 starb und einen unmündigen Sohn hinterließ, Euer Ahnherr, so sind wir verwandt, denn Eure Linie stammt von jenem jüngeren Sohne, die meinige von dem älteren ab. —

Der Lieutenant hatte diesen Mittheilungen nur mit halben Ohren zugehört. Seine Augen waren fortwährend auf den Kirchhof gerichtet gewesen und

eben jetzt grüßte er die vorübergehende Malplaquet so freundlich und angelegentlich, daß der Fremde den Kopf schüttelte und wartete, bis das Mädchen ins Haus getreten war, um das Gesagte noch einmal zu wiederholen.

„Ein auffallend hübsches Mädchen, die Tochter des Todtengräbers."

„Nicht wahr? und dieser edle Anstand, die gewählte Kleidung, das sittsame jüngferliche Benehmen." —

„Ja, ja, ist mir auch schon aufgefallen. Dergleichen pflegt man sonst bei einem Todtengräber nicht zu suchen. Ist es Ihnen aber nun genehm, meine Frage von vorhin zu beantworten, so würde ich Ihnen sehr verbunden sein."

„Sie meinen wegen unserer Verwandtschaft? Ich muß gestehen, daß ich gerade jetzt etwas zerstreut gewesen. Glauben Sie aber nicht, daß dies Gleichgültigkeit gegen unser unvermuthetes Zusammentreffen ist. Im Gegentheil, ich bin hoch erfreut. — Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, mich in meinem Quartiere zu besuchen. Dort läßt sich bei einer Flasche Wein besser darüber plaudern, als hier auf offener Straße." —

Van der Queeß nahm dies Anerbieten an, und eine Viertelstunde darauf saßen Beide in dem Quartier des Lieutenants am Kanal. Der Bursche desselben, ein riesiger Grenadier, hatte lange Thonpfeifen gestopft, eine Flasche Wein und zwei Spitz=

gläser mit spiralförmigen Schnörkeln von weißem Glasfluß in den Füßen, auf den Tisch gestellt und ließ Beide jetzt allein.

„Mein Vater auf Grampenow wird sich gewiß recht freuen, wenn er hört, daß Sie uns hier in Potsdam aufgesucht. Ich werde ihm gleich darüber schreiben und bitte Sie nur, mir auch die näheren Details, so weit sie Ihnen bewußt sind, mitzutheilen, damit ich ihn gewiß veranlasse, einmal wieder einen Abstecher nach Potsdam zu machen.“

„Da ist nicht viel zu erzählen, denn viel weiter hinauf, als die Verhältnisse meines eigenen Vaters, weiß ich selbst nicht. Nur der Zufall hat mich in der letzten Zeit veranlaßt, mich ein wenig mehr um das zu bekümmern, was in früheren Jahren in unserer Familie vorgegangen. So hören Sie denn: Mein Vater, Jan van der Dueeß, war Mitglied der Holländisch-Afrikanischen Handels-Compagnie, wohnte in Rotterdam, hatte aber eine Factorei in Tacrama, auf der Küste von Guinea. Der Besitz dieser Factorei schrieb sich aus der Zeit her, wo der große Kurfürst die brandenburgische Niederlassung, Groß-Friedrichsburg in Arguin, stiftete und der rothe brandenburgische Adler noch eine geachtete Flagge zur See war. — Mein Aeltervater, Gerhard von Dueiß, derselbe, welcher aus Berlin entfloh, weil er angeschuldigt worden war, dem damaligen Kurprinzen nach dem Leben gestanden zu haben, eine Beschuldigung, deren Ungrund sich glücklicher-

weise vollständig erweisen läßt, hatte in seinem funfzigsten Jahre in Harlem eine Kaufmannstochter geheirathet, deren Verwandte ausgebreiteten Handel nach der afrikanischen Küste treiben. Im Interesse seiner Frau, mit der er übrigens sehr unglücklich lebte, machte er eine Reise nach Guinea und fand dort die brandenburgische Kolonie damals in der höchsten Blüthe. Er machte Bekanntschaft mit dem Herrn von Gröben, dem Gouverneur des Kurfürsten, und die alte Anhänglichkeit an das Vaterland mag wohl die Veranlassung gewesen seyn, daß er gar nicht wieder nach Holland zurückkehrte, sondern später, nach dem Tode seiner Frau, auch meinen Vater, die einzige Frucht dieser unglücklichen Ehe, nach Afrika kommen ließ. Von den Caboschieren der Negerstämme dort kaufte er nach und nach eine ungeheure Besitzung zusammen und hinterließ meinem Vater, damals ein Knabe von vierzehn Jahren, ein Besitzthum, wie es hier kaum so ausgedehnt gedacht wird. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte er auch eine Reise nach Europa, um für das Interesse Brandenburgs in jenen Ländern zu wirken, denn die Holländer, Engländer und Franzosen sahen schon längst mit neidischen Augen auf die neuerblühte Kolonie. Er kam sogar nach Berlin, erschien aber dort unter dem Namen van der Queeß, den schon mein Großvater mit nach Guinea gebracht. In Berlin verheirathete er sich mit meiner Mutter, einer gebore=

nen Raule und nahe verwandt mit dem damaligen Direktor des brandenburgischen Seewesens, dessen Stern zu jener Zeit aber schon erblichen war. Unverrichteter Sache mußte er zurückkehren, denn Kurfürst Friedrich hatte damals schon die Königswürde im Kopfe, und die Hofhaltung kostete so viel, daß an Ausgaben für ferne Kolonieen nicht mehr gedacht werden konnte. Ich bin nun der Sohn dieses Jan van der Queeß, also ein Urenkel unseres gemeinschaftlichen Ahnherrn, des Geheimbde-Raths Seyfried von Queiß."

„Obgleich ich in der Geschichte unserer Familie nicht so bewandert bin als Sie, so freut es mich doch jedenfalls, daß wir Vettern sind. Hätte ich doch kaum gedacht, daß in Afrika unser Name gekannt und geachtet ist. Seyn Sie mir herzlich willkommen, wie Sie es gewiß auch meinem Vater seyn werden, der, so viel ich weiß, immer eine besondere Freude an dergleichen alten Geschichten in unserer Familie hat. Was hat Sie aber veranlaßt, nach so langer Zeit Afrika zu verlassen?" —

„Die Besetzung der Kolonie durch die Holländer und der dadurch entstandene Krieg mit den Negern, daß heißt, mit denjenigen Negerstämmen, welche dem Könige von Preußen noch die geschworene Treue halten. Jan Cunny hat meine ganze Besitzung verwüstet, die Factorei-Gebäude der Erde gleich gemacht und mich gezwungen, nach Holland zurückzukehren, denn ich hatte mich natürlicherweise

den Holländern unterwerfen müssen, als diese die Kolonie gekauft, und das konnte mir Jan Cunny nicht vergeben." —

„So sind Sie, was man so zu sagen pflegt, ruinirt", fragte mit gedehntem Tone der Lieutenant, dem plötzlich die erneute Verwandtschaft in einem ganz anderen Lichte erschien."

„Ruinirt so eigentlich nicht, wenigstens nach hiesigem Maßstabe nicht. Ich habe immer noch so viel übrig, daß ich hier Landes wohl fragen kann: was kostet eine Grafschaft? aber freilich gegen das, was mein Vater und Großvater besessen, ist mein Vermögen gering." —

In diesem Augenblick trat eine Ordonnanz in das Zimmer und brachte dem Lieutenant einen Befehl des Obersten, sogleich die sämmtlichen Profoße des Garde-Bataillons zu dem Königlichen Hof-Schneider zu schicken, wo ihnen neue Kleider für die Revue angemessen werden sollten, zu welcher in einigen Tagen die ganze Potsdamer Garnison nach Berlin kommandirt war. Verwundert über den sonderbaren und ungewöhnlichen Befehl, steckte der Lieutenant sogleich seinen Degen an, setzte den Hut auf und griff nach dem Stocke, um selbst die nöthigen Befehle zu geben, als van der Duceß ihn zurückhielt, und nachdem die Ordonnanz das Zimmer verlassen, ihm sagte:

„Gut, daß mich die Erscheinung dieses Soldaten an etwas Wichtiges erinnert hat. Es geht un-

ter den Soldaten des Bataillons, von denen vor einer Stunde einer begraben wurde, etwas vor, was leicht die gefährlichsten Folgen für Euch, Herr Vetter, und für viele andere Offiziere haben kann."

„Und was wäre das?" fragte mit ungläubiger Miene der Lieutenant. —

„Ich habe zufällig die Neger belauscht, welche als Trommler und Pfeifer Dienste thun, und gehört, daß ein Komplott zur Desertion und Ermordung der Offiziere im Werke ist." —

„Unmöglich, bei unserer Disziplin, ein Komplott? Das wäre ja etwas Unerhörtes!" —

„Mag seyn, aber ich kann meinen Ohren trauen und will vertreten, was ich gesagt. — Schwerlich ahneten die Kerle, daß hier in Potsdam Jemand ihre Sprache verstehe, darum glaubten sie sich sicher und sprachen so zuversichtlich von der Sache, als solle bald geschehen, was sie vorhaben."

„Das ist eine äußerst wichtige Nachricht, die Sie mir da bringen, werther Herr Vetter, und wenn es Ihnen genehm wäre, würde ich Sie bitten, mich zum Obersten zu begleiten, der hoffentlich gleich die strengsten Maßregeln ergreift, um jedes Unglück zu verhüten."

„Ich mache nicht gern viele neue Bekanntschaften, lieber Vetter, und glaube auch, es genügt, wenn ich Ihnen sage, was ich gehört. Sie werden dann schon wissen, was zu thun ist."

Und nun erzählte er ihm Alles, was er erfahren. Natürlich war die Mittheilung nur unvollkommen, aber sie gab doch Anknüpfungspunkte, auf welche sich bei einer Untersuchung fortbauen ließ. Der Gedanke an eine Militair-Revolte war bei dem damaligen Zustande des Heeres schaudererregend. Die furchtbare Disziplin, welche diese aus allen Weltgegenden zusammengeraffte Masse nothdürftig zusammenhielt, hatte anscheinend so entnervend auf die Soldaten gewirkt, daß man es gar nicht für möglich hielt, sie sich gegen ihre Offiziere auflehnen zu sehen. Eben darum war aber der Gedanke, daß die gewaltsam Unterdrückten auch einmal zum Bewußtseyn ihrer Kraft und ihres Willens gelangen konnten, um so schrecklicher. Die Grenze war nahe, die Macht in den Händen der Soldaten, unter denen es die verderbtesten, sittenlosesten Menschen gab, denn bei der Anwerbung wurde nur auf Leibesgröße und Tauglichkeit gesehen. Landstreicher, Trunkenbolde, ja selbst offenkundige Verbrecher entzogen sich jeder Züchtigung, jeder Strafe, wenn sie in den preußischen Werbehäusern die rothe Halsbinde umgelegt hatten. Mit eisener Strenge hielt die unbeugsame Disziplin Ordnung unter diesen gefährlichen Elementen, und die Offiziere waren schon längst gewohnt, ihre Soldaten nur als Maschinen zu betrachten, bei denen jede Regung selbstständigen Handelns ganz undenkbar schien. Mit dem lebhaftesten Danke für die Mittheilung verließ Lieutenant

von Queiß seinen Vetter auf der Straße, nachdem er sich nach dessen Wohnung erkundigt hatte, und eilte zum Obersten von Einsiedel, um diesen sogleich von Allem zu unterrichten.

Van der Queeß sah dem Forteilenden lange kopfschüttelnd nach. Fast bereute er es, dem augenblicklichen Wunsche gefolgt zu seyn und Bekanntschaft mit seinem, wie es ihm schien, leichtsinnigen Vetter gemacht zu haben. Nur unaufmerksam hatte dieser seiner Erzählung zugehört. Die unordentliche Offiziers-Wirthschaft gefiel dem an pünktliche Ordnung und große Reinlichkeit gewöhnten Holländer nicht, und der schnelle Wechsel von Kälte zu Freundlichkeit, als er seines Reichthums erwähnte, hatte ihm auch Stoff zum Nachdenken gegeben. Jetzt war es ihm lieb, daß er dem jungen, flüchtigen Offizier nicht den eigentlichen Zweck seines Hierseyns vertraut, und unmuthig, sich auch hier getäuscht zu sehen, ging er in seine Wohnung, dem Gasthof zum schwarzen Adler in der Burgstraße, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. In das Gastzimmer eintretend, um sich den Schlüssel zu seinem Zimmer geben zu lassen, hörte er eine Gruppe von Männern, die hier zusammen frühstückten, über einen Gegenstand sprechen, der damals ganz Potsdam erfüllte und in Schrecken setzte, über die Erscheinung der Vampyre nämlich. Es schienen Bürger der Stadt zu seyn, die aufmerksam einem rührigen kleinen Manne zuhörten,

welcher fast ausschließlich das Wort führte und Niemand zu Worte kommen ließ. Van der Queeß stand eine Zeitlang still, hängte dann den Zimmerschlüssel wieder an die Wand, verlangte eine irdene Pfeife und ein Glas Königsbier, um sich auch an den Tisch setzen und dem Gespräche zuhören zu können.

„Freilich, wenn man gegensätzlich behaupten wollte", fuhr der kleine Mann eifrig fort, „daß es gar keine Vampyre gäbe, sie nicht existirten oder, um mich kürzer auszudrücken, keine vorhanden wären, so würde [illegible] auch wieder anderseitlich zu weit gehen, den Pu[illegible] quaestionis erediren und die gesunde Vernunft wenig oder, um aufrichtig zu seyn, gar nicht satisfaciren. Ich habe Alles gelesen, was über diese merkwürdige, traurige und, wie sie von Mehreren benannt wird, erschröckliche Materie im Druck oder sonsten an das Licht gestellt oder ediret worden ist, aber ich würde es lügen, heucheln oder wissentlich verfälschen, wenn ich sagen wollte, es existirten keine, oder wären keine vorhanden, wieich früher erwähnt und mich schon besser ausgedrückt habe."

„Also ist sogar etwas Gedrucktes darüber zu lesen?" fragte einer der Zuhörenden, indem er eine lange Rauchwolke mit wichtiger Miene vor sich hin blies.

„Das versteht sich eo ipso oder am Rande. Wir bei der Akademie sind mit solchen Dingen besonders, vorzugsweise oder, wenn ich so sagen darf, praecipue bewandert. Wer sollte auch dergleichen

lesen, wissen und estimiren, wenn wir von der Akademie es nicht thäten. Da ist erstlich:

Eines Weimarschen Medici muthmaßliche Gedanken von denen Vampyren oder sogenannten Blutsaugern. Leipzig.

Dann:

Curieuse und sehr wunderbare Relationen von denen sich neuer Dingen in Servien erzeigenden Blutsaugern oder Vampyrs, aus authentischen Nachrichten mitgetheilt und mit historischen und philosophischen Reflexionen begleitet von M. S. G. E.

Weiter:

Kurzes Bedenken von denen aktenmäßigen Relationen wegen derer Vampyren oder Menschen- und Vieh-Aussauger, imgleichen über das davon in Leipzig herausgekommene Raisonnement von Weltgeistern. An gute Freunde gesandt von Gottlob Heinrich Vogt, Medic. pract. Leipzig, bei August Martini, Buchhändler auf dem alten Neumarkt.

Imgleichen:

Aktenmäßige und umständliche Relation von den Vampyren oder Menschensaugern, welche sich in diesem und vorigen Jahren im Königreich Servien herfürgethan, nebst einem Raisonnement darüber und einem Handschreiben eines Offiziers vom Prinz Alexandrinischen Regiment aus Medvedia in Servien an einen berühmten Doktoren der Universität Leipzig. Ebenfalls bei schon genanntem Buchhändler Martini zu Leipzig.

Endlich aber:

Vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyrs oder blutsaugenden Todten, so unter den Türken und auf den Grenzen des Servien-Landes den lebenden Menschen und Viehen das Blut aussaugen sollen. Begleitet mit allerlei theologischen, philosophischen und historischen, aus dem Reich der Geister hergeholten Anmerkungen, und entworfen von Johann Christoph Görrenberg, Rector der Stifts-Schule zu Gandersheim. Wolfenbüttel, bei Christoph Meißner.

„Alle diese und noch einige andre Opuscula“ — —

„Es ist erstaunlich, daß Ihr das Alles so auswendig“ — —

„Wißt, wollt Ihr sagen. Ja, wir von der Akademie haben ein für dergleichen praecipue geübtes Gedächtniß. Also alle diese und noch einige andere Opuscula traktiren diese Materia des Weitläuftigsten, und geht daraus hervor, daß etwas an der Sache seyn müsse, denn über Nichts sagt man Nichts, schreibt man Nichts und läßt nichts drucken, demnach haben sie gesaugt, geschmatzt und sonst schändlichen Unfug getrieben. Das ist abgemacht, constant und posito. — Freilich dürfen wir vor der Akademie das nicht aufkommen lassen, denn wozu ist man gelehrt, als daß man Alles besser weiß, wie die gewöhnlichen Menschen, aber die Sache bleibt deswegen doch wie sie ist. — Die Akademie sagt Nein, wenn sie in Pleno zusammen ist, sind wir

aber zu Hause allein, und es wird Abend, und das grauliche Gefühl überschleicht einen, so sagt jeder Einzelne Ja. — Ich kenne das.“ —

„Also hat die Akademie doch“ —

„Nein gesagt, meint Ihr. Ja wohl, allerdings und unzweifelhaft, ich bin ja eben deswegen von der Akademie aus Berlin hier herüber nach Potsdam geschickt, um Seiner Majestät das Gutachten, die Schlußmeinung und endliche Resolution dererselben zu überbringen, was ich denn auch heute Morgen um 6 Uhr gethan habe. Das heißt, ich habe sie dem Herrn Geheimen Kämmerer zu eigenen Händen übergeben, und Hochderselbe hat eigenhändig gesagt: Es wäre gut.“ —

„Ach wenn man die doch“ —

„Lesen und an dem Inhalte participiren könnte, wolltet Ihr sagen. Ja, das ist ein curieuses und von Weisheit, auch tiefer Gelehrsamkeit strotzendes Aktenstück. — Habe mir, als ich es mundirte, eine Copia, Abschrift oder Duplikat davon genommen und vermag allerdings Vielen damit eine Freude zu machen, wenn ich solches für zweckmäßig, dienlich oder, um mich kürzer auszudrücken, ersprießlich halten sollte.“

„Ach, wenn Ihr die Freundschaft für uns“ —

„Haben wolltet? — meint Ihr. — Ei nun, es ist die Pflicht aller derer, welche zur Akademie gehören, die Ehre derselben, wo und wie es sey, zu verlautbaren, und ich bin nicht abgeneigt.“ —

Alle rückten aufmerksam und mit gespannter Erwartung näher an den Tisch heran. Herr Teophilus Vogtius, ehrsamer Kastellan und Sessionsdiener, auch Abschreiber der Sozietät der Wissenschaften, denn das war der kleine, r[illegible]ige Mann, zog mit wichtiger Miene einige Bogen aus der Tasche und legte sie schweigend vor sich hin. Er wußte recht gut, daß in diesem Augenblick der gespanntesten Aufmerksamkeit sein kurzes Schweigen den Zuhörern noch mehr imponirte als die fließendste Auseinandersetzung und nahm sich daher Zeit, entfaltete die Bogen möglichst langsam, räusperte sich, trank einige Male und weidete sich dann an der Ungeduld seiner Umgebung, bis endlich einer in die Frage ausbrach: —

„Also hat die Hochlöbliche Akademie der Wissenschaften sich" —

„Dagegen erklärt, wollt Ihr sagen? — So ist es. — Und werdet Ihr gleich unsere Gründe dafür vernehmen. Um aber ab ovo, das heißt wörtlich vom Eie, oder auf Deutsch, mit dem Anfange anzufangen, werde ich das Actum de dato Medvedia den 7. Januar 1737 vorausschicken. Es ist dieses dasjenige Aktenstück, welches Seine Allergnädigste Majestät uns zur Begutachtung vorgelegt und letztere ohne ersteres, ersteres aber hinwiederum ohne letztere nicht zu verstehen, zu beurtheilen oder, um mich kurz auszudrücken, zu begreifen. Ich fange also an:

Aktum, den 7. Januar 1737.
In dem Dorfe Medvedia des Königreichs Servien.

Nachdem die Anzeige geschehen, daß in besagtem Dorfe die so genanndten Vampiren einige Persohnen durch Aussagung des Bluthes umgebracht haben; als ist auf hohe Verordnung eines Hochlöblichen Ober-Commando gegenwärtige Inquisition vorgenommen und von der Stallater Heyducken-Compagnie Capitain Groschitz, Hadnoch Bairaktar und älteste Heyducken des Dorfes, folgendermaßen summariter abgehöret worden. Welche einhellig aussagen, daß vor ungefähr fünf Jahren ein hiesiger Heyducke, Nahmens Arnod Paole, sich durch einen Fall von einem Heuwagen den Hals gebrochen. Dieser hat bei seinen Lebzeiten sich öfters verlauten lassen, daß er bei Cassova in dem türkischen Servien von einem Vampiren geplaget worden sey, daher er von der Erden des Vampiren-Grabes gegessen und sich mit dessen Bluthe geschmieret habe, um von der gelittenen Plage erledigt zu werden. In zwanzig oder dreißig Tagen nach seinem Todesfall haben sich einige Leute geklaget, daß sie von obengedachtem Arnod Paole geplaget worden, wie denn auch würklich vier Persohnen von ihm umgebracht. Um nun dieses Uebel einzustellen, haben sie auf Einrathen ihres Hadnoch's (welcher schon vorhin bei dergleichen Begebenheiten gewesen) diesen Arnod Paole in beiläuffig vierzig Tagen nach seinem Tode

ausgegraben und gefunden, daß er ganz voll und unversehrt sey, auch ihme das frische Bluth zu den Augen, Nasen, Mund und Ohren herausgeflossen, daß Hemde, Uebertuch und Sarg ganz bluthig gewesen, die alten Nägel an Händen und Füßen abgefallen, und dagegen andere neue gewachsen seyen. Weil sie nun daraus ersehen, daß er ein würklicher Vampir sey, also haben sie demselben nach ihrer Gewohnheit einen Pfahl durchs Herz geschlagen, wobei er einen lauten Schrey gethan und ein häufiges Bluth von sich gelassen, wonach sie den Körper gleich noch selbigen Tag zu Aschen verbrennet und ins Grab geworfen. Ferner sagen obgedachte Leute aus, daß alle diejenigen, welche von denen Vampiren umgebracht werden, müßten auch wieder dergleichen werden, als haben sie die obenberührten vier Persohnen auf gleiche Art exequiret.

Deme fügen sie auch hinzu, daß dieser Arnod Paole nicht allein die Leuthe, sondern auch das Vieh angegriffen und das Blut ausgesauget, und weilen die Leuthe von diesem Viehe das Fleisch genutzet; so zeigete sich's auff's Neue, daß sich wiederum einige Vampiren allhier befinden. Allermaßen in Zeit von drei Monaten siebzehn junge und alte Persohnen mit Tod abgegangen, worunter einige ohne vorher gehabte Krankheit in zweyen oder längstens dreyen Tagen gestorben, und meldet der Heyduck Jehoviza, daß seine Schwiegertochter Stanvicka vor funfzehn Tagen frisch und gesund sich schlaffen

geleget, um Mitternacht aber ist sie mit einem entsetzlichen Geschrey, Furcht und Zittern aus dem Schlaffe aufgefahren und geklaget, daß sie von einem vor neun Wochen verstorbenen Heyduckens-Sohn, Millove, sey um den Hals gewürget worden, worauf sie auch einige Schmerzen auf der Brust empfunden und von Stund an sich schlechter befunden, bis sie endlich den dritten Tag gestorben. Hierauf seyn wir den nachfolgenden Mittag auf den Freythoff gegangen, um die verdächtigen Gräber zu eröffnen und die darin befindlichen Cörper zu visitiren, wobei sich erzeuget.

I. Ein Weib, Nahmens Stana, zwanzig Jahr alt, so vor zwei Monaten nach dreitägiger Krankheit gestorben, und vor ihrem Tode selbsten ausgesaget, daß sie sich mit dem Bluthe eines Vampiren bestrichen hätte, folglichen sowohl sie als ihr Kind ebenfalls Vampiren werden müssen, ganz vollkommen und unverweset waren. Nach Eröffnung der Brust zeigte sich auch eine Quantität frisches, extravasirtes Geblüth, das Herz, Lungen, Leber, Miltz und Magen waren dabei in vollkommen gutem Stande, die Haut aber an Händen und Füßen sammt denen alten Nägeln fielen von selbsten herunter, herentgegen zeigten sich andere frische und etwas mit Bluth unterlaufene Nägel.

II. War gleichfalls ein Weib, Nahmens Miliza, beiläuffig sechzig Jahr alt, in dem vorberührten Stand, welches nach drei Monathen Krankheit

mit Tod abgegangen und vor neunzig Tagen begraben worden, nach der Leuthe Aussage jetziger Zeit den Anfang der Vampire gemacht haben soll.

III. Fanden sich noch dreyzehn andere, des Vampirismus verdächtige Persohnen in vollkommen unversehrtem Zustande nach lange vorheriger Grablegung.

Nach geschehener Visitation sind denen sämmtlichen Vampiren die Köpffe heruntergeschlagen und sammt denen Cörpern völlig verbrennet, die Asche davon aber in das Wasser geworffen worden.

Actum ut supra.

Gr. Freyl. von Köttwitz,
Fähndrich von Alexander.

Büttner,	Johann Flückinger,
Gran.-Oberst-Lieut.	Reg.-Feldscheer Hochl. Baron
Löbl. Prinz Alex. Reg.	Fürstenbachschen Reg."

„Das ist ja erschrecklich, und ich möchte wissen, wie man da noch"

„Zweifeln kann, meint Ihr? — Allerdings, bin hierin auch Eurer Opinion, aber eine Akademie ist dazu in der Welt, daß sie zweifelt, und wie wir gezweifelt haben, das wird sich demnächst aus dem nun folgenden, denkwürdigen Aktenstück des Breitern ergeben. Hm! Hm! — — —

Gutachten der Königl. preußischen Societät derer Wissenschaften von denen Vampiren oder Bluth-Aussaugern:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät ist es Allergnädigst gefällig gewesen, durch den Vice-Präsidenten, Grafen von Stein, das im Original hierbei kommende Protokoll, die sogenanndten Vampyrs oder Blut-Aussaugers zu Medwedia in Servien betreffend, uns communiciren zu lassen, mit Allergnädigstem Befehl hierüber an Dieselbe unser ohnvorgreifliches, allerunterthänigstes Gutachten zu erstatten. Sothanen Allergnädigsten Befehl zu allergehorsamster Folge haben wir uns den 7ten dieses hierüber zusammen gethan, das Factum verlesen, die darin angeführten Umstände reiflich erwogen und uns darauf nachstehenden Gutachtens verglichen; was nun anfänglich das Protokoll an und vor sich selbst betrifft, enthält selbiges allerhand, theils solche Facta, welche denen Commissarien nur von Anderen berichtet worden, theils aber auch solche, die von ihnen selbst untersucht, und was sie bei Ausgrabung und Inspection der Cörper würklich befunden haben. Dahero dann unseres, wiewohl ohnvorgreiflichen Ermessens nach Anleitung des Protocolli ein Unterschied zu machen: 1) unter denjenigen Factis, so denen Commissarien von anderen Leuten referiret und 2) in Ansehen der übrigen von ihnen angeführten Factorum, welche gedachte Commissarien abgehöret, imgleichen, was sie gesehen, examiniret und mit allen Umständen niedergeschrieben haben. Bei dem erste-

ren Artikul, und demjenigen, so Zeugen von dem Heyducken Arnod Paole und wider selbige ausgesaget, so ist derselben Aussage general und summarisch, ohne Specificirung des Orts und der Zeit und auf was Weise, auch gegen wen Arnod Paole deponirtermaßen sich herausgelassen. Es lässet sich auch aus der Ausgrabung und denen an dieses Paole Cörper befundenen Bluthe, Nägeln an Händen und Füßen, auch dem bei Durchschlagung des Pfahls durchs Hertz angemerkten Geröchzer oder Laute, auf die Vampyrschaft keinen bündigen Schluß machen, massen dann die ersteren Phaenomena ihre natürlichen Ursachen haben, das Geröchzer und der Laut aber wegen der in der Cavität des Hertzens annoch befindlichen ausgebrochenen Lufft geschehen seyn kann. Uebrigens ist gewiß, daß die Erscheinung dieser Bluthsauger, auch worin selbige bestanden, mit nichts dargethan, und wir keine Spuren davon in der Historie und in den hiesigen so wenig als anderen evangelischen Ländern jemals gefunden, außer daß in den vorigen Zeiten hin und wieder von Einschluckung der Grabtücher und Schmatzen in den Gräbern Erzählungen geschehen, solches aber bei der Untersuchung unrichtig befunden und als ein schädlicher Irrthum und Aberglauben verworfen worden. Bei dem zweiten Punkt lassen wir zwar die Untersuchung der Commissarien in ihrem Werthe beruhen, wir können aber nicht unangezeigt lassen, daß, so viel die von ihnen sogenanndte Stana be=

trifft, selbige laut Protocolli im zwanzigsten Jahre ihres Alters und allererst vor zwei Monaten, von Zeit der Inquisition an zu rechnen, NB. nach dreitägiger Krankheit ihrer Niederkunft gestorben, bei welchem Umstande dann jetzt gedachte Stana, bevor ab, da selbige zu Anfangs des Winters erst begraben, zu der angegebenen Zeit unverweset seyn könne, ohne daß man nöthig habe, ihre Aussage wegen der Vampyrschaft statt finden zu lassen. Wie dann auch nichts Ungewöhnliches, daß die Sehnen und Bluth-Adern nebst der Hertz-Cammer bei denen natürlich Verstorbenen mit keinem geronnenen Bluth angefüllet sind. Ebenmaassen hat das Wachsen der Nägel und Haare, so denen Vampyrs als eine besondere Eigenschaft beigelegt wird, in so weit seine natürlichen Ursachen, daß, wenn andere Umstände dabei concurriren und in genaue Erwägung gezogen werden, nichts Miraculeuses dabei vorhanden seyn werde, wovon man Exempel anführen könnte, jedennoch aber, Kürtze halber, solches aussetzen wollen. Ingleichen ratione der Erscheinungen keine Spuren gezeiget werden, massen dann das Exempel von der Frauensperson Stanvicka und dessen, was ihren Angaben nach, mit dem verstorbenen Millove ihr begegnet, um so viel weniger zu attendiren, als dergleichen Weiber, wenn sie von melancholischer Complexion zu nächtlicher Zeit in Träumen und sonsten sich allerhand fürchterliche Gesichter vorstellen können. Aus diesem einzigen Exempel aber auf

die Würklichkeit dieser Erscheinung und die Aussaugung an und vor sich selbst kein Schluß zu machen ist. Letztlich ist insonderheit hierbei anzumerken, daß die bisherige Blame der Vampyrschaft nur auf lauter arme Leuthe gebracht und man ohne vorgängiger umständlichen, wenigstens aber uns nicht communicirten Untersuch- und Erörteruug die Todten in den Gräbern geschimpft und als Malefikanten traktirt worden. Bei welcher der Sachen Bewandniß dann wir davor halten, daß man bei dieser Question behutsam zu verfahren und noch zur Zeit nicht glauben kann, daß dergleichen Aussaugung von den todten Cörpern geschehe, auch selbige ihre Qualität durch die Aussaugung oder den Gebrauch ihres Bluthes und der Erde von denen Gräbern, worinnen sie liegen, nicht fortpflanzen können, noch weniger aber, daß man sich der dawieder adhibirten Mittel der Exequirung dieser Todten mit Effekt gebrauchen könne.

Welches Ew. Königl. Majestät wir unserer allerunterthänigsten Obliegenheit nach zu referiren nicht ermangeln sollen, die wir in unterthänigster Devotion beharren

Ew. Königl. Majestät

Berlin, den 15. August 1738.

allerunterthänigste, treugehorsamste, zur Königl. Societät derer Wissenschaften verordnete Vice-Präsident, Doktoren und Mit-Glieder."

„Das ist ja die merkwürdigste Geschichte, die ich" —

„In meinem Leben gehört", fiel Herr Teophilus Vogtius dem erstaunten van der Dueeß in die Rede, als dieser, nach Vorlesung des Gutachtens, den Augenblick benutzte, wo Vogtius schwieg, sich vielsagend räusperte und einen Schluck Bier trank. „Sie haben wohl Recht, mein werther Herr, dieses Gutachten der Societät Königl. preuß. Wissenschaften das Merkwürdigste zu nennen, was Ihnen" — —

„Fällt mir nicht ein, das Gutachten merkwürdig zu nennen, denn es gehört wahrlich keine besondere Gelehrsamkeit dazu, zu sagen, was jedem Menschen schon seine gesunde Vernunft eingiebt, sondern ich halte es für merkwürdig, daß der König, ein Mann, der sich sonst durch praktischen Verstand und klare, besonnene Thaten ausgezeichnet, überhaupt ein solches Gutachten von der Societät verlangen konnte; denn daß er es überhaupt verlangt, beweist schon, daß er" —

„Daß Seine Majestät daran glauben, wollen Sie sagen" —

„Nein, das wollte ich nicht sagen, sondern daß er an seiner eigenen gesunden Vernunft zweifelt und seine Unterthanen sämmtlich für abergläubisch und aller christlichen Zuversicht bar halten muß, um zu dem Urtheil von Schulfüchsen und Perruckenstöcken seine Zuflucht" — —

„Zu nehmen. — Ein äußerst scharfsinniger

Commentar, den Ew. Wohlgeboren da von sich gegeben. Ich müßte mich ganz in denen Indizien irren, oder der Herr sind ein Fremder hier Orts oder, besser und conciser gesagt, hier Landes. Solches entnehme ich schon aus der Art, Weise, Modus und Façon, mit welcher Sie den Namen Seiner Allergnädigsten Majestät traktiren, als Allerhöchstwelcher bei uns nicht per: Er, oder durch das simple Wort: „Mann", so wie das Pronomen possessivum: „sein" bezeichnet zu werden pflegt. Auch dürfte es ungebräuchlich genannt werden, Seine Majestät nur die gewöhnliche, ordinaire oder, um mich besser auszudrücken, commune „gesunde Vernunft" beizulegen. Im Gegentheil erscheint es passend, von „Allerhöchster Königlicher Weisheit" und dergleichen zu reden."

„Thut mir leid, wenn ich in den Ausdrücken gegen den hiesigen Gebrauch angestoßen. In Holland haben wir keinen König, und Jeder spricht da, wie es ihm um's Herz ist, ohne so viele weitläufige Titulaturen und Redensarten, die nur das Gespräch unnütz verlängern. Aber meine Meinung bleibt doch dieselbe. Es ist gut, daß so ein Gutachten da ist, um dem Unsinn kräftig entgegenzutreten, aber es ist schlimm, daß man es überhaupt verlangt hat, denn das heißt solchen verbrannten Gehirnen mehr Ehre anthun, als sie verdienen. Habe ich doch in meinem ganzen Leben solchen verdammten Unsinn nicht gehört. Kenne wohl Fledermäuse, die

in Süd-Amerika den Menschen das Blut aussaugen und Vampyre heißen, aber daß es" —

„Auch menschliche Vampyre giebt, wollen Sie sagen, haben Sie nicht gewußt."

„Nein, das wollte ich nicht sagen, da Sie aber genau zu wissen scheinen, mein Herr, was Jeder sagen will, so bitte ich nur, der anderen ehrenwerthen Gesellschaft wegen, mich einmal ausreden zu lassen. — Aber daß dergleichen Zeug auch hier in Potsdam zu finden wäre, hätte ich nicht gedacht."

„Und doch, lieber Herr", nahm jetzt einer der Bürger das Wort, „sind hier Orts Dinge vorgegangen, die sich nicht wohl mit gewöhnlicher menschlicher Vernunft erkennen lassen. — Leute, die sonst eben nicht als besonders abergläubisch und furchtsam bekannt sind, wollen doch behaupten, daß irgend etwas dieser Calamität zum Grunde liegen müsse. Seit einem halben Jahre ungefähr sind dahier erweislich mehrere Menschen in den holländischen Häusern am Bassin gestorben, die da behauptet haben, daß ein Vampyr sie gedrückt und ihnen das Blut ausgesaugt. Wenn das einer allein gethan, so könnte man es für eine Vision, einen Traum oder sonst natürliche Beängstigung halten, aber" —

„So viele, wollt Ihr sagen, können doch nicht einerlei Vision, Traum oder Beängstigung haben. Ja, wir von der Akademie haben das auch überlegt, aber einige wandten ein, daß zu ehemaligen Zeiten mit denen Hexen ein ähnlicher Fall vorge-

kommen sey, wo hundert solcher verdächtigen Weiber ohne irgend zureichenden Grund ein und dasselbige ausgesaget. — Es ist ein sonderbares und unerklärliches Ding mit diesen Vampyribus."

„Alpdrücken wird es seyn, Ihr Herren, weiter nichts. Hoffentlich wird dieses Gutachten der Gelehrten doch dem tollen Spuk ein Ende machen." —

„Das glaube ich nicht, werther Herr! — Nun sich Seine Majestät darum bekümmert und sogar ein Gutachten darüber verlangt haben, werden die Leute doch daran glauben, denn wenn eine Sache erst so öffentlich und amtlich gemacht wird, dann glaubt Jeder lieber das Unwahre, Ungewöhnliche und Sonderbare, als die einfache Wahrheit. Das Schlimmste davon ist der Aufenthalt so vieler Slawaken, Illyrier und Herzogewiner bei unserem Militair. Mit denen, glauben sie, ist das Unglück nach Potsdam gekommen." —

„Aber es schlägt 12 Uhr. — Es wird Zeit zum Mittagessen. Adjes, Ihr Herren! Wenn Sie morgen noch hier sind, Herr Vogtius, so soll es uns freuen" —

„Wieder etzliches zusammen zu raisonniren, wollen Sie sagen. — Wird auch mir eine Ehre seyn. Ich reise erst morgen Abend gegen 6, fahre die Nacht durch und hoffe in 10 Stunden drüben in Berlin zu seyn. Werde also bei der Sitzung nicht fehlen. Auf Wiedersehen. Adjes!"

So trennte sich die Gesellschaft im schwarzen

Adler. Nur Vogtius und van der Queeß blieben zurück, — aßen zusammen am Wirthstische und setzten das Gespräch über die Angelegenheit fort, die in diesem Augenblicke ganz Potsdam in Bewegung brachte. Van der Queeß sprach wenig und hörte nur dem unerschöpflichen Schwätzer zu, der auch über Tische Niemanden zu Worte kommen ließ und jedes Mal wußte, was ein Anderer erst sagen wollte.

IV.

Früh dunkelte es am Abend herein. — Der alte Wedekind war spät noch auf dem Kirchhofe gewesen und hatte mehr als gewöhnlich gearbeitet, um seinem Nachfolger alles in der musterhaftesten Ordnung überliefern zu können. Ermüdet saß er jetzt in seinem Sorgenstuhle und sah der geschäftigen Malplaquet zu, die schon angefangen hatte, die Wäsche aus dem alten nußbaumenen Schrank zu nehmen, sie in einzelnen Päckchen auf Stühlen und Tischen auszubreiten, um zu überschlagen, wie sich das Alles würde einpacken und nach Berlin hinüberschaffen lassen. Mit dem ganzen Stolz einer wirthlichen Hausfrau zeigte sie dem Vater die blendend weißen Hemden und Tücher, das Tischzeug und die Bettwäsche und begriff gar nicht, wie der Vater all' diese Herrlichkeiten so gar nicht beachtete.

„Seht nur Väterchen, wie schön sich unsere Leinwand trägt. Da ist doch auch kein Fältchen, kein Knoten im Gespinnst und — ich will mich nicht rühmen, aber unsere Wäsche nimmt's mit jeder Offiziersfrau in der ganzen Garnison auf.“ —

„Giebst dir ja auch Mühe genug damit, mein Kind!“ —

„Lohnt sich aber auch. Seht nur, Väterchen, wenn die Frau Majorin aus der Waisenstraße hier auf dem Kirchhofe trocknen läßt und die Capitains-Frauen alle, wie sie da sind, — da stecken die Mägde immer die Köpfe zusammen und tuscheln unter einander und zeigen auf meine Leinen. — Das ist aber der pure Neid. — Sie können gar nicht begreifen, wie eine Todtengräbers-Tochter zu so schöner, feiner Wäsche kommt, und wenn sie nun gar hören, daß ich das Alles allein wasche und rolle und plätte, dann ärgern sie sich und reden hinter mir her. Das merke ich recht gut, aber ich weiß d'rum doch, was ich weiß. Erst sollen sie mir's nur nachmachen, eh' sie sich drüber aufhalten.“

„Ho, ho, Malplaquet, sey nur nicht gar so stolz und hoffärthig mit deiner Wäsche. Wenn die Mägde nicht so gut waschen wie du, so ist das eben kein sonderliches Verdienst für dich, denn du wäschst dein Eigenes und die armen Dinger für Andere. Gieb ihnen einmal so schönes Leinenzeug zu ihrem Eigenthum, dann wirst du schon sehen, daß sie es eben so gut machen, wie du.“

„Aber wißt Ihr wohl, Väterchen, — soll ich Euch denn nicht die Pfeife anbrennen?"

„Laß nur, mein Kind, will warten, bis du Licht ansteckst." —

„Aber wißt Ihr wohl, Väterchen, daß ich mich manchmal recht schäme, wenn die Leute so Eure Wäsche dicht neben der meinigen aufgehängt sehen. Warum besteht Ihr nur immer darauf, daß ich Euch Hemden aus der groben Militair-Leinwand machen muß, während Euch für mich doch nichts zu fein ist?"

„Das hat seine guten Ursachen. Ich habe dir schon oft gesagt, daß du mich danach nicht fragen sollst. Wenn ich es für gut hielte, dir den Grund davon zu sagen, hätte ich es schon längst gethan. Du wirst's zeitig genug erfahren. — Jetzt zünde Licht an. — Wie rasch es heute dunkel wird. Ja, ja, der Sommer ist auch wieder einmal vorbei. — Der Winter meldet sich, und es fröstelt mich schon gewaltig, wenn es gegen Abend geht. Wer weiß, wie oft ich noch — — —

„Da haben wir's, Väterchen, fangt nur nicht wieder an, vom Sterben zu reden. Jedes Mal, wenn es Frühling, Herbst oder Winter wird, macht Ihr Euch so trübe Gedanken. Das ist gar nicht recht von Euch, mich immer so zu ängstigen. Ich möchte wohl wissen, was ich auf der Gottes weiten Welt anfangen sollte, wenn" — —

„Nun, nun! Es muß doch einmal gestorben

sein. Ich dächte, unser Einer gewöhnte sich an den Gedanken leichter, als jeder Andere. Du weißt so gut als ich, wie alt ich bin, und so oft sehe ich es nicht mehr Winter werden, wie ich es schon gesehen habe. — Mein Trost ist nur, daß für dich auf alle Fälle gesorgt ist. Geht es einmal rasch mit mir zu Ende, so kennst du das Schubfach dort in dem Pult, wo die Papiere darin liegen, die dir dann schon sagen werden, an wen du dich weiter zu wenden hast. — Na! Na! weine doch nur nicht! — Geh' lieber und zünde uns die Lampe an. Ich will jetzt mein Pfeifchen rauchen. Na! hörst du nicht, Malplaquet. Was hängst du dich so an meinen Hals? — Ein Paar Jährchen geht es vielleicht noch mit. — Geh', geh', sey meine gute Tochter!" —

Schluchzend ging Malplaquet in die Küche, um dort die Lampe anzuzünden. Der alte Wedekind blieb, sorgenvoll den Kopf auf die Hand gestützt, in dem halbdunklen Zimmer zurück. Er hatte schon seit dem Frühling dieses Jahres eine Veränderung in seiner Gesundheit bemerkt, aber nie seiner Tochter etwas davon gesagt. In der Brust fühlte er Beängstigung und oft quälenden Schmerz, dabei Abnahme der Kräfte und Schlaflosigkeit. Das Alles waren zwar bei seinem Alter natürliche Erscheinungen, ihm aber, der stets gesund gewesen, so unerwartet, daß sie den sonst heiteren und lebensfrohen Mann ganz mürrisch und feindlich gestimmt hatten. — Darum konnte er sich auch gar nicht

recht von Herzen über seine Versetzung nach Berlin freuen. Mochte ihm dort auch eine behaglichere Lage gewiß seyn, hier hatte er sich in seinem Häus-chen so eingewohnt, war er so heimisch, daß er nach der ersten Freude nur immer an das dachte, was ihn umgab, was er verlassen sollte, was ihm so lieb geworden war. Er ließ seinen Blick durch das ganze Stübchen schweifen. Es war Alles so heimlich, ruhig und abgeschlossen, so reinlich und nett. Draußen in der blank gescheuerten Küche hörte er seine Malplaquet Licht anschlagen, die alte Uhr über ihm pickte so traulich, der treue Hauskater strich schnurrend an seinem Fuße vorbei. Das Alles umgab ihn so ruhig und in tiefem Frieden. Der Gedanke, ob ihm die Zukunft auch dieselbe Ruhe, denselben Frieden bringen werde, lag zu nahe und machte ihm schwere Sorge.

Eben trat Malplaquet mit der Lampe herein und wollte die Fensterladen schließen, als draußen am Thorwege des Kirchhofes Jemand klopfte. Erstaunt und fragend sah sie den Vater an, der auch den Kopf über den ungewöhnlichen Besuch schüttelte, dann aber ein Fenster öffnete und herausfragte, wer da sey. —

„Ich habe eine Bestellung an den Todtengräber Wedekind", antwortete es vor dem Bretterzaun.

„Von wem?"

„Vom Herrn Geheimen Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt."

„Komme gleich!“ —

Wedekind ging hinaus, öffnete den Thorweg und wurde von einem Bedienten des Geheimen Rathes noch heute Abend in dessen Wohnung beschieden. Als er fragte, um wieviel Uhr der Herr Geheime Rath befohlen, hieß es, sobald als möglich; den Grund dieses unvermutheten Auftrages wußte der Bediente aber nicht. Kopfschüttelnd ging Wedekind in das Haus zurück, sagte seiner Tochter, daß er noch ausgehen müsse, wozu diese ihm gleich die Kleider herauslegte, und machte sich, nachdem er sorgfältig die wohlgebürstete Montur angelegt, auf den Weg. Malplaquet schloß nur die Hausthür hinter ihm, denn den Schlüssel zum Thorwege nahm der Vater selbst mit, und ging dann in die Küche, um eine kräftige Suppe für ihn zu kochen. Alles war still um das Häuschen her, der Vollmond leuchtete am wolkenlosen Himmel, und die stille Luft verhieß eine schöne Herbstnacht. Mancherlei Gedanken stiegen im Kopfe des Mädchens auf. Am Heerde stehend, gedachte sie des Offiziers, der sie heute Morgen so freundlich und theilnehmend gegrüßt. — Ob er wohl bloß aus Dankbarkeit für das Warmbier gestern Abend heute wieder selbst gekommen und dem Vater die Versetzung nach Berlin angekündigt, oder — Aber das waren ja recht hoffärthige Gedanken! — Ein Lieutenant von der Königlichen Garde, der täglich mit den schönsten und feinsten Damen der Stadt umgehen konnte,

wird doch nicht ihretwegen, — — Aber wenn er wirklich krank gewesen wäre, so würde er doch auch das Warmbier ausgetrunken haben. Und er hatte mehr als die Hälfte davon stehen lassen. Wäre nur der Vater gestern Abend nicht so unfreundlich gewesen, so hätte sie gewiß erfahren können, — — Warum der Vater sie auch nur gar so eingezogen und verborgen hält. — Andere Mädchen haben doch viel mehr Freiheit und halten ihre Wirthschaft nicht einmal so gut in Ordnung wie —

Da klopfte es plötzlich leise an den Fensterladen. —

Malplaquet erschrak, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief. Was konnte das seyn? Der Vater fort, sie ganz allein und verlassen im Hause. Gott sey bei uns, wenn es auf dem Kirchhofe umginge! —

Abermals klopfte es, aber dringender und entschiedener. —

„Wer ist da?“ fragte kaum hörbar und mit halb erstickter Stimme Malplaquet.

„Mache Sie nur auf, Jungfer Wedekind.“

„Wem soll ich denn aufmachen“, rief das Mädchen schon viel beruhigter, da sie eine menschliche Stimme draußen hörte, „der Vater ist nicht zu Hause, und ich habe den Schlüssel nicht.“

„Das weiß ich schon, Jungfer. Mache Sie nur getrost auf. Ich bin der Lieutenant von Queiß und muß durchaus mit Ihr sprechen.“

„Um Gotteswillen nicht. In des Vaters Abwesenheit darf ich Niemanden ins Haus lassen, das hat er mir mehr wie einmal streng untersagt.“ —

„Ich muß aber hinein, — denn ich bin hierher kommandirt. Ich soll heute Nacht wieder rapportiren, was auf dem Kirchhofe vorgeht, und kann doch nichts dafür, daß Ihr Vater ausgegangen ist. Will Sie die Verantwortung auf sich nehmen, wenn ich dem Obersten melde, daß Sie mich nicht hat einlassen wollen.“

„Du lieber Gott, ich bin aber ganz allein.“ —

Der Lieutenant klopfte dringender. Was sollte sie anfangen. So spät Abends sie ganz allein mit einem Offizier. Aber er kam ja nicht ihretwegen, er war ja kommandirt. Durfte sie ungehorsam seyn gegen einen Befehl des Obersten. Zitternd und von tausend ängstlichen Gedanken bestürmt, entschloß sie sich endlich, die Thür zu öffnen, und empfing den eintretenden Lieutenant mit einem tiefen, ängstlichen Knix.

Lächelnd ergriff dieser ihre Hand, drückte sie freundlich und legte dann Hut und Stock auf den Tisch. —

Schüchtern wollte Malplaquet wieder in die Küche gehen, der Lieutenant hielt sie aber auf und fragte:

„Sie ist wohl recht erschrocken, Jungfer Wedekind, als ich da vorhin so unvermuthet an den Laden klopfte.“

„Ach ja wohl. — Ich dachte erst, es ginge draußen auf dem Kirchhofe wieder um, denn der Vater hat heute Mittag gesagt, er hätte wieder einen unruhigen Gast bekommen, und man lebt ja jetzt so in Angst und Schrecken wegen der Vampyre."

„Nun sey Sie ganz unbesorgt; so lange ich bei Ihr bin, soll Ihr wahrhaftig Keiner in die Nähe kommen. Wird denn der Vater bald wieder kommen?"

„Er hat nichts gesagt, als er fortging. Der Herr Geheime Rath Eckardt hat ihn rufen lassen. Ich hoffe aber doch, daß er so bald als möglich wieder da ist, denn er weiß ja, daß ich ganz allein zu Hause bin." —

„Komme Sie her, Jungfer, setze Sie sich zu mir und leiste Sie mir Gesellschaft. Ich habe Ihr ja noch gar nicht mal meinen Dank für das vortreffliche Warmbier von gestern Abend gesagt. Es hat mich auf der Stelle gesund gemacht." —

„Ach, das ist von Herzen gern geschehen. Ich freue mich nur, daß es dem Herrn Lieutenant gut bekommen ist. Aber ich muß jetzt in die Küche, die Suppe brennt mir sonst an." —

„Ei, so gehe ich mit. Sie wird mich doch hier nicht allein lassen wollen?"

„Der Herr Lieutenant werden doch nicht mit in die Küche gehen wollen. — Da schäme ich mich ja. — Ich komme aber gleich wieder, wenn es der Herr Lieutenant so befehlen." —

„Nein, Sie darf mir noch nicht fort. Warum soll ich Sie länger täuschen. Ihretwegen allein bin ich hier. Seit ich Sie gestern zum erstenmale gesehen, hat Sie mir jeden Augenblick vor Augen gestanden. Es hat mir nicht Ruhe und Rast gelassen, bis ich Sie sprechen und Ihr sagen konnte, daß ich Ihr recht von Herzen gut bin.“ —

„Ach, du lieber Gott, Herr Lieutenant, bedenken Sie doch, was Sie da sagen. Ich bin ein rechtschaffenes Mädchen und darf so etwas gar nicht anhören.“ —

„Nicht so, liebe Jungfer, so muß Sie mir nicht antworten. Eben weil Sie ein rechtschaffenes Mädchen ist und so schön, wie ein Engel, darum bin ich Ihr ja eben so gut. Glaubt Sie, daß ein Edelmann und ein Offizier einer leichtsinnigen Dirne so etwas sagen würde. Ich weiß gar nicht, wie mir geschehen ist, seit ich Sie gesehen; aber nun sey Sie auch nicht so spröde und ernsthaft gegen mich. Kann Sie mir denn böse darüber seyn, daß ich Sie so lieb habe. Sehe Sie nur, gleich heute in der Frühe erkundigte ich mich nach den Verhältnissen Ihres Vaters und gab mir die größte Mühe, etwas für ihn zu thun. Meiner Verwendung allein verdankt es der alte Mann, daß er eine bessere Anstellung bekommen. Darum kam ich auch selbst, um es ihm anzukündigen, weil ich hoffte, Sie wieder zu sehen.“ —

„Aber was wollen der Herr Lieutenant denn eigentlich von mir? Ich bin ja nur ein armes Mäd-

chen und kann für so viele Güte nichts thun, als mich bedanken."

„Sie kann unendlich mehr, liebe Jungfer. Was ich gethan, habe ich aus Liebe, aus großer Liebe zu Ihr gethan, und Sie kann mich dafür überreich belohnen, wenn Sie mir nur auch ein Wenig gut seyn wollte." —

„Ach Gott, so hat noch nie ein Mann zu mir gesprochen. Es ist mir, als wenn Alles, was der Herr Lieutenant da sagen, Sünde, erschreckliche Sünde wäre." —

„Wie kann das Sünde seyn, wenn ich Ihr gut bin. — Warum geht Sie denn so weit von mir fort? Bin ich Ihr denn so verhaßt?"

„Ach nein, aber ich bin so ängstlich; wenn der Vater nun wieder kommt und den Herrn Lieutenant hier findet. Und die Suppe in der Küche brennt mir auch an."

„Wenn Sie das ängstigt, so soll mich der Vater hier nicht finden. Ich habe schon dafür gesorgt, daß wir ein Zeichen hören, wenn er kommt. Deshalb sey Sie ganz außer Sorgen." —

„Ich weiß ja gar nicht, wie mir geschieht. — Mein Gott, wer mir das vor einer Viertelstunde noch gesagt hätte." —

„Steckt Sie mich doch ordentlich mit Ihrer Angst an, Jungfer. Ich will Ihr ja nichts zu Leide thun. Kann Sie mich denn gar nicht leiden?" —

„Ach Gott, wenn Sie mir die Hand so drük-ken, zittre ich vor Angst. Haben der Lieutenant doch Mitleiden mit einem armen Mädchen, das keinen anderen Schutz hat, als ihren ehrlichen Namen!‘ —

„Sey Sie doch nicht so strenge gegen mich. Ich meine es ja gut mit Ihr. — Warum zittert Sie denn so?“ —

Vor Angst wußte Malplaquet nichts mehr zu sagen. Lebrecht hielt sie umschlungen und drückte die Bebende fest an sich. Mit süßen Worten über-redete er sie, ihm zu verzeihen, daß er sie allein überrascht, suchte sie zu beruhigen, ihr seine glü-hende Liebe zu schildern und war eben im Begriff, der nur schwach Widerstrebenden einen Kuß zu rauben, — — —

Als derselbe sonderbare Laut, den er gestern auf dem Kirchhofe gehört, draußen durch die Luft zitterte. Kein Wind regte sich. Alles war todten-still, nur der Nachhall dieses unerklärlichen Lautes schien durch das Zimmer zu ziehen. Es war, als hätte Jemand dicht vor dem Fenster tief aufgeseufzt, aber nicht wie ein Mensch seufzen konnte, sondern um Vieles stärker, nachhaltiger, unheimlicher. Was war das? Was konnte das seyn? —

Lebrecht von Queiß vergaß in diesem Augen-blick Alles um sich her. Malplaquet stand, vor Furcht zitternd, dicht an ihn gedrängt, als suchte sie Schutz bei dem, dessen Annäherung sie eben noch geflohen. Mit der Hand an den Degen greifend,

sah er das Mädchen fragend an, und suchte aus ihren Augen zu lesen, für was sie diesen sonderbaren Laut halte, Malplaquet aber schien einer Ohnmacht nahe und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Ist hier wer auf dem Kirchhofe?“ fragte er sie leise und mit tonloser Stimme.

Malplaquet schüttelte ängstlich den Kopf. —

„Hat Sie es denn auch gehört, Jungfer?“ —

Die Hände ringend und mit den Augen nach dem Fenster deutend, flüsterte die Gefragte: „Jesus, Gottes Sohn, das sind die Vampyre!“ —

„Zum Teufel mit dem tollen Spuk,“ rief jetzt heftig der Lieutenant: „Kann Sie mir nicht hier im Hause einen Ort zeigen, von wo ich den Kirchhof übersehen kann, ohne selbst gesehen zu werden?“

„Da müßtet Ihr die Fensterlade aufmachen, und daß hieße den Unholden Thür und Thor öffnen. Ach Gott, wenn der Vater nur da wäre.“ —

„Hat Sie denn nicht vielleicht ein Bodenfenster, von wo aus“ — — —

„Das wohl, aber da müßt Ihr die kleine Treppe hinauf, und dann bleibe ich ja allein hier unten.“ —

„So komme Sie mit. Ich muß endlich wissen, was ich von dem sinnverwirrenden Zeuge zu halten habe. — Hat Ihr Vater Pistolen?“

„Ach nein, aber sein altes Gewehr hat er noch.“ —

„Wozu auch, auf meinen Degen kann ich mich verlassen. — Nein, leuchte Sie mir nicht, — die Lampe muß hier im Zimmer bleiben. — —

Rasch hatte Lebrecht die Thür zum Flur des kleinen Hauses geöffnet und kletterte mühsam im Halbdunkel die schmale Treppe hinan, denn aus dem Zimmer fiel wenigstens auf den unteren Theil derselben ein schwacher Lichtschimmer. Malplaquet blieb zitternd in der Thür stehen, denn mit ihm wollte sie doch nicht auf den dunklen Boden steigen. Oben angekommen umfing den Lieutenant im ersten Augenblick vollständige Dunkelheit, und er mußte einen Augenblick stehen bleiben, um sich zu orientiren. Als er sich oben umdrehte, sah er ein Dachfenster, durch welches der helle Mondschein die Dielen des Bodens hinter ihm deutlich erkennen ließ. Dahin wendete er sich, drängte sich vorsichtig an die Seitenbalken des Fensters, um nicht bemerkt zu werden, und konnte von hier aus bequem den ganzen Kirchhof übersehen. Der schnelle Wechsel vom Lampenlicht zur Dunkelheit und nun wieder zur Mondhelle hatten seine Augen so geblendet, daß er anfangs gar nichts erkennen konnte. Bald aber traten die Gegenstände deutlicher hervor. Es war ihm, als bewegten sich dunkle Schatten an der inneren Seite des Zaunes entlang, ja dicht am Hause glaubte er eine schwarze Gestalt zu erkennen, die bald hinter einen Busch des kleinen Gärtchens vor den Fenstern niederdukte und verschwand, bald sich

schleichend den Fenstern näherte. Da tönte es auch wie Geflüster von dem hintern Theil des Kirchhofes herüber. Er richtete seine Blicke dorthin, konnte aber trotz des angestrengtesten Sehens nichts erkennen. Nur einzelne dunkle Punkte unterschied er bei einem jener Gräber, zu denen ihn gestern der alte Wedekind geführt. — Hier ging etwas vor, was er sich nicht erklären konnte. —

Da pfiff es durchdringend auf der Straße. Sein Bursche gab ihm dadurch ein Zeichen, daß der alte Todtengräber nach Hause komme. Hier von dem mürrischen alten Mann gefunden zu werden, das durfte er nicht wagen, wollte er nicht Malplaquet dem Zorne, ja vielleicht der rohen Behandlung ihres Vaters aussetzen. Er mußte fort, das fühlte er, aber wie und wohin? — Mit Hülfe seines Burschen der draußen eine Leiter an den Zaun gelegt, war er nach dem Weggehen Wedekinds auf den Kirchhof gelangt. Die Leiter stand noch im Gebüsch verborgen und draußen sollte ihm der wartende Bursche wieder beim Hinübersteigen behülflich sein. Wohin aber so lange? Rasch war sein Entschluß gefaßt. — Er eilte die Treppe hinunter, wozu Malplaquet ihm von unten leuchtete, nahm rasch Hut und Stock vom Tische und rief der Geängsteten eilend zu:

„Ihr Vater kommt, Jungfer! Wenn sie mich nur ein wenig lieb hat, so sagt sie ihm nicht, daß ich hier war. — Bald soll sie wieder von mir

hören. Sie ist ein Engel und Sie soll schon noch Gutes von mir denken. — Lebe Sie wohl.“ —

Rasch hatte er einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt und war an ihr vorbeieilend zur Thür hinaus, auf den Kirchhof getreten. Schon hörte er, wie der Schlüssel im Schlosse des Thorweges sich drehte, und hatte nur noch Zeit um die Ecke des kleinen Gitters zu biegen, welches das Gärtchen vor den Fenstern des Todtengräberhauses umschloß. Hier beugte er sich hinter einen Busch, beobachtete den Thorweg, der sich langsam öffnete und von dem eintretenden Wedekind wieder verschlossen wurde. Vor sich hin murmelnd klopfte jener dann an die Thür, Malplaquet öffnete sie und bald darauf hörte er im Innern des Häuschens sprechen. Eben athmete Lebrecht wieder leicht auf und wollte sich an dem Gitter entlang bis zu dem Gebüsch schleichen, in dem die Leiter stand, als er sich plötzlich von hinten berührt fühlte. Wie Blei lastete eine Hand auf seiner Schulter, und unter dem Busch hervor, flüsterte eine tiefe heisere Stimme fragend?

„Grobowtschik prischoll?“ —

Ein kalter Schauer durchrieselte ihm Mark und Bein. Kaum eines Wortes mächtig, starrte er hinter sich und sah eine dunkle Gestalt zusammengekauert unter dem Busche sitzen und nach ihm greifen. Von Entsetzen getrieben, lief er an dem Thorweg vorbei zu der Leiter und wagte keinen Blick mehr hinter sich zu werfen. An der ersten Gräber=

reihe vorüberfliegend, huschte es neben ihm auf und schien ihm zu folgen. Wieder schrillte jener unheimliche Laut über den ganzen Kirchhof und es war ihm als würde es hinter allen Gräbern lebendig. Von Grauen überwältigt sah und hörte er nichts mehr bis er seine Leiter gefunden, diese angelegt und den Zaun erstiegen hatte. Kaum erschien er oben als auch sein Bursche, der in der einsamen Straße unter den Bäumen ihn erwartet, herbeieilte, die Leiter über den Zaun heben und seinem Herrn heruntersteigen half.

Die Frage seines Burschen, was der Herr Lieutenant jetzt zu befehlen hätten, gab ihm indessen fast augenblicklich die ruhige Besinnung wieder. Was hatte er gesehen? — Vor wem war er geflohen? Diese Fragen standen plötzlich beschämend vor seiner Seele. War er wirklich dem Eindruck des Augenblicks unterlegen? Hatte er so ganz seinen Muth, seine Unerschrockenheit einer anscheinend unerklärlichen Erscheinung gegenüber verloren, eine Erscheinung die zu ergründen er noch vor wenigen Minuten den festen Entschluß in sich gefühlt? — Nur den mannigfachen Erregungen der letzten Stunde konnte er diese unmännliche Flucht zuschreiben. Er war sich bewußt, in unedler Absicht das Mädchen überrascht zu haben, dessen reine Sittlichkeit und liebliche Einfalt ihn, den sonst so Zuversichtlichen und Unternehmenden entwaffnet, bewußt sich vor einem alten redlichen Manne versteckt zu

haben, bewußt vor Schatten, vor einem Laute, vor einem Nichts geflohen zu sein, und stand nun da in innerlicher Scham, keines Wortes mächtig. Unstät trieben die Gedanken sich in seinem Hirne, bis er endlich mit raschen Schritten die Straße hinunter eilte und seinem Burschen befahl, die Leiter nach Hause zu bringen, dann aber ihn bis spät in die Nacht zu erwarten. Vor dem Hause des Obersten von Einsiedel stand er einen Augenblick still, fragte die Schildwache, ob der Oberst zu Hause, und trat, als diese es bejahte, mit unruhiger Hast in die Thür.

Der alte Wedekind hatte unterdessen Hut und Perücke abgelegt, das spanische Rohr in die Ecke gestellt, und zog sich verdrüßlich die Montur aus .... Verwundert schüttelte er den Kopf, als er seine Tochter noch immer nicht aus der Küche zurückkommen sah, wohin sie gleich, nachdem sie ihm geöffnet hatte, gegangen war.

„Aber Malplaquet, willst du mir denn heute nicht helfen? — Was machst du denn da in der Küche.“

„Das Essen brennt mir an, lieb Väterchen, komme gleich!“ —

„Hast mich wohl so bald nicht wieder erwartet? — Aber es war mit der Bestellung nicht weit her. Der Kaminrath war aufs Schloß gegangen, schon ehe ich kam und da habe ich blos mit dem Schreiber sprechen können. — Es hat sich

eigentlich um eine Erkundigung wegen des gestrigen Protokolls gehandelt. Viel war es nicht. Hätte auch Zeit bis Morgen gehabt. Begreife gar nicht, warum sie mich in aller Nacht noch holen lassen. Habe aber bei der Gelegenheit doch alles Nähere erfahren wegen meiner Anstellung in Berlin. Denke dir nur, mein Kind, — aber kommst du denn noch nicht bald herein? Denke dir nur, wie gut sich das trifft. Uebermorgen marschirt die Garnison nach Berlin mit der ganzen Bagage. — Da können wir all' unsere Sachen ohne Kosten mit hinüberschicken. — Aber so komm doch und gieb mir meine Jacke!" —

„Ja Väterchen. Ach das trifft sich ja herrlich!"

„Wie siehst du denn aus, Malplaquet, dein Gesicht glüht ja wie Feuer. — Hast du geweint? — Deine Augen sind ja ganz roth." —

„Gott bewahre, Väterchen! — das Feuer auf dem Heerde habe ich angeblasen, da ist mir wohl etwas ins Auge geflogen. Also war der Kaminrath nicht zu Hause?"

„Nein, er war nicht zu Hause! — Aber warum siehst du mich denn nicht an? Ich weiß gar nicht wie du mir vorkommst. Ist dir etwas begegnet während meiner Abwesenheit?" —

„Ach ja Väterchen! — Es ist wieder unruhig draußen gewesen, und ich habe mich recht geängstigt, so ganz allein hier im Hause zu sein."

„Hast du den Sand auf der Schwelle hübsch zusammengehalten?“

„Ich denke. Ihr habt es in Ordnung gebracht, als Ihr von der Arbeit herein kamt. Nachher habe ich mich nicht mehr darum bekümmert.“

„Will doch gleich einmal nachsehen.“

Der Vater hatte jetzt seine Hausjacke angezogen, nahm nun die Lampe und leuchtete auf die Thürschwelle, wo er stets ein Häufchen feingesiebten weißen Sandes unterhielt, weil dies nach den Begriffen jener Zeit das beste Mittel war, allem Bösen den Eingang in das Haus zu verwehren. Noch heute hatte er es beim Feier-Abend sorglich zusammengekehrt und gehäufelt, und war sich bewußt, beim Ausgehen und Wiederkommen vorsichtig über die Schwelle weggeschritten zu sein; aber er fand es auseinandergetreten, verwischt und ganz in Unordnung gebracht. Kopfschüttelnd sah er die immer verlegener werdende Malplaquet an, die kaum wußte, wohin sie die Blicke wenden sollte, und bis unter die Augen erröthend sich wieder nach der Küche wendete.

„Bleib mal ein wenig hier mein Kind! — Wie geht es zu, daß ich den Sandhaufen ganz zertreten finde? Bei meinem Weggehen war er noch in Ordnung. Bist du vielleicht auf dem Kirchhofe gewesen, oder hast du gar Besuch gehabt?“

„Ich weiß gar nicht wie das zugeht, wahrhaftig Väterchen, ich weiß es nicht. — Hat der Zug vielleicht?“ — — —

„Draußen rührt sich ja kein Lüftchen. Nein, nein! und hier ist ja ganz deutlich ein Fußtritt zu sehen, siehst du wohl, hier hat ein Fuß mit der Spitze angestoßen und den Sand nach außen verwischt. Besinne dich nur, bist du zur Thür hinausgegangen?"

„Ach Gott nein lieber Vater, was hätte ich denn draußen thun sollen, noch dazu heute wo es wieder unter den Fenstern geseufzt und gestöhnt hat?"

„Hm! Hm! — Also hat sich wieder etwas hören lassen. Habe mir es gleich gedacht, als ich den Burschen heute Morgen begrub und die Kerle so ein sonderbares Wehklagen von sich gaben. Wirklich, um des Garde Bataillons Grenadier willen ist es mir lieb, daß ich hier von dem Kirchhof wegkomme. Am Ende hat so ein unruhiger Gast hier hinein gewollt, und an dem Sande gewirthschaftet. Na beruhige dich nur, mein Kind, ich bin ja wieder bei dir, und wäre auch wahrlich gar nicht weggegangen, wenn es nicht eine so ganz außergewöhnliche Bestellung gewesen wäre. Komm, setze dich zu mir und lies mir in der Bibel da weiter, wo wir gestern stehen geblieben sind."

Malplaquet war froh, daß der Vater nicht weiter in sie drang. Verwirrt und von tausend Gedanken und Gefühlen bewegt, holte sie das Buch, gab dem Vater die Pfeife, setzte sich ihm gegenüber an den Tisch und las laut aus der Bibel. Aber

noch nie hatte sie so schlecht gelesen, noch nie war sie so unaufmerksam und zerstreut gewesen. Was hatte sie eben erlebt? — Der Mann, dessen Bild sie seit heute Morgen keinen Augenblick verlassen, an den sie sogar noch in dem Augenblick gedacht, als er schon heimlich vor ihrem Fenster stand, war bei ihr gewesen, allein und ohne Wissen des Vaters bei ihr gewesen, hatte ihr gesagt, was sie noch nie von einem Manne gehört, — daß er sie liebe, und nun hatte sie den Vater belogen. Zum erstenmal in ihrem Leben, kam das Bewußtsein der Sünde über sie, zum erstenmale konnte sie dem theuren Vater nicht gerade in das Auge sehen. Sie fühlte sich recht beschämt, recht unglücklich, machte sich die bittersten Vorwürfe und konnte doch immer von dem Gedanken nicht loskommen, daß der junge schöne Mann sie liebe, daß er ihr zu Liebe für den Vater Gutes gewirkt und vielleicht weiter ihm Gutes thun könne. Wie war ihr doch so ganz anders zu Muthe als gestern, als selbst vorhin, wie kam ihr all' das häusliche Treiben so kindisch, so unbeholfen vor, gegen die Ueberzeugung sich von einem Manne geliebt zu sehen.

Der Vater schüttelte einmal über das andere den Kopf, als er die Unaufmerksamkeit, die Zerstreutheit seiner Tochter bemerkte. Sie versprach sich, übersprang ganze Zeilen und schien gar nicht zu verstehen, was sie las, so gleichgültig, so antheillos klang ihre Stimme. Was hatte sie nur vor?

— So hatte er sie ja nie gesehen! — Endlich wurde es ihm zu viel, er befahl ihr aufzuhören, die Bibel wegzulegen und das Abendessen hereinzubringen. Froh, des ihr heute so lästigen Vorlesens überhoben zu sein, ging Malplaquet in die Küche und that, wie ihr der Vater befohlen. Als sie wieder in das Zimmer kam, stand der Vater am Fenster, hatte die Stirn gegen die Fensterscheiben gedrückt, als wolle er hinaus auf den Kirchhof sehen, und doch waren die Fensterladen geschlossen. Zweimal mußte sie sagen, daß das Essen auf dem Tische stehe, ehe der alte Wedekind darauf hörte — und als er nun gar während des Essens kein Wort sprach, nur mit dem Kopfe schüttelte und sie starr dabei ansah, da wußte sie gar nicht, wo sie die Augen lassen sollte. — Der Vater hatte etwas gemerkt, das sah sie nun wohl, und doch hätte sie um alles in der Welt ihm nicht gestehen mögen, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Schweigend räumte sie das Tischgeräth wieder ab, reinigte und stellte es wieder an seine Stelle in der Küche, sah besorgt den Vater nachdenklich in seinem Lehnstuhle sitzen und sogar die Pfeife halb ausgeraucht weglegen. Schüchtern sagte sie endlich Gute Nacht, aber der Vater küßte sie nicht, wie er sonst jeden Abend zu thun pflegte, sondern sagte blos:

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!“ Schlafe wohl mein Kind, und überlege dir vor dem Einschlafen, ob du mir morgen nichts zu erzählen hast.

V.

Im Hause des Obersten von Einsiedel war es an diesem Abend noch spät lebhaft. — Die Frau Oberstin wartete mit ihrer Tochter und einigen Damen beim Thee vergeblich auf ihren Gatten, der seit dem Mittage schon in seinem Zimmer fast alle Offiziere seines Bataillons, einen nach dem andern gesprochen hatte, Ordonnanzen kamen und gingen, der Auditeur, der Garnisonprediger, einige Bürger aus der Stadt waren gerufen worden, weggegangen und wiedergekommen. Alles war Geschäftigkeit und Eile, denn nicht allein der befohlene Marsch der Potsdamer Garnison, sondern haupsächlich die durch den Adjutanten gemachte Mittheilung über eine Verschwörung unter den Mannschaften des Garde-Bataillons-Grenadiere, erheischte dringendes Einschreiten. Als Lieutenant von Queiß dem Obersten gleich nach Tische Anzeige von dem gemacht, was van der Queeß durch jene Neger gehört, wollte dieser erst der Mittheilung keineh Glauben schenken, denn Aehnliches war noch nie vorgekommen, indessen rieth der Adjutant doch so dringend zu einer Untersuchung, daß sich diese nicht gut abweisen ließ, daher die ungewöhnliche Thätigkeit des Obersten zu so später Abendstunde. Aus den bisherigen Ermittelungen stellte sich heraus, daß besonders das Verbot des Königs, kein „großer Potsdamer" sollte sich ferner beikommen lassen, eine Bittschrift für andere

abzugeben, oder Vorbitte irgend einer Art zu thun, die allerdings vorhandene Unzufriedenheit der Soldaten wohl herbeigeführt haben möge. Friedrich Wilhelm I. hatte bisher seinen Garde-Soldaten gestattet, sich für andere Bittsteller bei ihm zu verwenden, und selten schlug er einem solchem Fürsprecher etwas ab. Je größer der Fürsprecher war, je wahrscheinlicher die Gewährung der Bitte, für deren Anbringung der Soldat sich, häufig sogar nach Prozenten bezahlen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch Mißbräuche mancherlei Art entstanden und der Geheime Rath Eckardt war es, der den König zuerst auf diese aufmerksam machte, ja sogar nachwies, daß die schwersten Ungerechtigkeiten durch dergleichen Gnadengesuche von den „großen Potsdamern" angebracht, entweder begangen, oder doch beschönigt worden waren. Der gerade, gerechte Sinn des Königs bedurfte nur dieses Beweises um den Unfug auf das strengste zu verbieten. Aber den Soldaten war dadurch eine ergiebige Quelle verstopft worden und auf mancherlei Art gab sich ihr Unmuth darüber kund. Dabei wurde der Dienst, je länger der Friede dauerte, je älter und kränklicher der König wurde, immer strenger und anstrengender. Bewundernswerth war, was diese Bataillone im Exerzieren leisteten, aber auch nur mit der übermäßigsten Anspannung aller körperlichen Kräfte errungen. Nun waren einzelne Desertionen durchaus nichts Ungewöhnliches und noch jetzt ist

der Damm in der Havel, welcher sich unter der langen Brücke am Königlichen Schlosse entlang zieht und den Fluß dort in zwei Arme theilt, ein Beweis für die strenge Bewachung, welche unaufhörlich stattfinden mußte, denn auf diesem Damm wurden jede Nacht Schildwachen aufgestellt, denen wiederum das eigene Entfliehen durch den Havel-Arm hinter sich unmöglich gemacht war, aber ein Komplott unter vielen zu diesem Zweck war etwas Neues. Die Umstände riethen indessen Vorsicht an. Bei der großen Vorliebe des Königs für seine Riesen-Grenadiere wußte der Oberst nicht, wie die Nachricht von einem so schweren militairischen Verbrechen aufgenommen werden würde. Jedenfalls befand er sich selbst in der übelsten Lage und sah sich auf jede Weise der schwersten Verantwortung ausgesetzt. Ohne daher einem der Offiziere genau zu sagen, um was es sich handle, oder den Auditeur, Garnisonprediger, die herbeigerufenen Bürger ins Vertrauen zu ziehen, hatte der Oberst nur die verschiedenartigsten dahin zweckenden Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß sowohl von Offizieren als von den quartiergebenden Bürgern in neuster Zeit ein größeres Zusammenhalten der Soldaten verschiedener Compagnieen, je nach ihrer Nationalität bemerkt worden wäre. Weiter wußte niemand etwas, denn wer hätte die unbekannten Sprachen fremder Länder und unter diesen die Dialekte einzelner Provinzen verstehen sollen? Wie ließ sich hier mit Gewißheit die Wahrheit ergründen?

Obgleich Lieutenant von Queiß den Obersten von der Abneigung seines Vetters in Kenntniß gesetzt, selbst auf irgend eine Art in diese Angelegenheit verwickelt zu werden, so fühlte dieser doch die Nothwendigkeit selbst mit ihm zu sprechen und hatte eine Ordonnanz in den schwarzen Adler geschickt, um Herrn van der Queeß auf den Abend zu einer Tasse Thee einzuladen. Von dieser Einladung wußte der Lieutenant nichts, da sie erst gegen 6 Uhr geschehen war, als dieser das Haus des Obersten verlassen, um den alten Wedekind durch den Sekretair des Geheimen Raths Eckardt aus seinem Hause wegzulocken. —

Durch Zufall trat van der Queeß in demselben Augenblick in das Haus des Obersten, als der Geheime Rath Eckardt ebenfalls, vom Schloß kommend, sich anmelden ließ. Nach einem kurzen Kompliment, das der Geheime Rath mit sichtbarer Verlegenheit erwiederte, trat ihnen der Oberst schon im Vorzimmer entgegen und nöthigte beide, ehe sie zum Thee hinüber gingen, einen Augenblick in sein Arbeitszimmer einzutreten. Er wollte die Herren einander vorstellen, es war ihm aber um so angenehmer als er hörte, daß sich beide schon gesehen hätten. Mit kurzen Worten sagte der Oberst dem Geheime Rathe, von dem er den besten Rath in dieser ganzen Angelegenheit hoffte, was vorgehe und bat van der Queeß um gefällige Mittheilung dessen, was er bei dem Begräbniß von den Negern gehört. So

unangenehm es diesem nun auch war, sich durch Zufall in eine so wichtige und allem Anschein nach mit schwerer Verantwortung verknüpfte Angelegenheit verwickelt zu sehen, so sagte er doch einfach Alles, was er gehört, zu nicht geringem Schrecken des Obersten und Erstaunen des Geheimen Rathes. —

Wie war nun mehr zu erfahren? —

Die Soldaten würden Alles leugnen, das ließ sich voraussehen, und ohne nähere Begründung einer Anklage, ließ sich mit raschem, entschiedenem Einschreiten vielleicht mehr verderben als gut machen. Endlich gab der Geheime Rath den Rath, der Oberst möge jene Neger kommen lassen, sie mit Hülfe des Herrn van der Queeß so lange verhören, oder von dem Profoß so lange prügeln lassen, bis sie Alles geständen, was sie wüßten. Dieser Vorschlag hatte ganz den Beifall des Obersten, der sogleich eine Ordonanz wegschickte, um die Trommler und Pfeifer, jeden einzeln, und ohne daß Einer die Abführung des Andern ahne, zu holen. Zugleich wurde der Profoß zum Obersten befohlen und bis dieser kam, führte er seine Gäste in den anderen Flügel der Wohnung zu den Damen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Complimenten übernahm es der Oberst, die Unterhaltung mit den Damen über gleichgültige Dinge zu führen, weil er ihren Fragen nach dem Grunde seines heutigen langen Ausbleibens, zu entgehen wünschte. Van der Queeß fand dadurch Gelegenheit mit dem Geheimen Rathe zu sprechen und fragte diesen, zu welcher Zeit er ihm

wohl am gelegensten käme, um über eine für beide wichtige Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Dieser konnte diesmal der so entschieden gestellten Frage nicht ausweichen und bestimmte den folgenden Tag dazu; als aber der Oberst beide Herren einlud, sich im Nebenzimmer die Pfeifen zu stopfen und van der Queeß sich so mit dem Geheimen Rathe auf einige Augenblicke allein sah, knüpfte der Geheime Rath selbst das Gespräch mit der Frage an:

„Darf ich vielleicht heute schon wissen, Herr van der Queeß, was Sie eigentlich von mir wünschen?“ —

„Allerdings, Herr Geheimer Rath. Gerade Sie sind der einzige Mensch, dem der Zweck meines Hierseins kein Geheimniß bleiben darf. Ich bin aus Holland hierher gekommen, um zwei Schätze zu heben, die seit Jahrhunderten vergraben liegen.“

„Schätze? das ist wohl nur Ihr Scherz!“ —

„Nichts weniger als das, Herr Geheimer Rath. Allerdings ist die Schatzgräberei seit den Clemenzischen Betrügereien hier zu Lande in Mißkredit gekommen und mit Recht, wenn ihr betrügliche Zwecke unterliegen. Bei der Angelegenheit aber, um die es sich mit uns beiden handelt, soll Alles ehrlich und redlich zugehen. Ehe ich Ihnen jedoch eröffne, was eigentlich der Zweck meines Hierseins ist, muß ich mir von Ihrer Gefälligkeit erst die Beantwortung einer wichtigen Frage erbitten, von der es allein abhängen kann, ob die, für den König sowohl, als für Sie

und mich erhebliche und folgenreiche Sache überhaupt unternommen werden kann."

„Das klingt ja seltsam. Indessen fragen Sie Herr van der Queeß!" —

„Sind Sie mit der Familie van Voorst zu Harlem in irgend einem Grade verwandt?"

Betroffen maß der Geheime Rath den Holländer vom Kopf bis zu den Füßen. Eine solche Frage hatte er und in so bestimmter Fassung nicht erwartet, obgleich ihn der Name sowohl als die Heimath des Fragenden auf die Möglichkeit derselben schon vorbereitet. Er schwieg und wußte nicht, was er antworten sollte; da ihm unbekannt war, wie viel van der Queeß von seinem früheren Lebensverhältnisse wisse oder nicht.

„Nun Herr Geheimer Rath? Meine Frage mag unbescheiden klingen, würde aber entschuldigt scheinen, wenn Sie die Gründe wüßten, die mich zu derselben bestimmen. Was ich hier von Ihren Verhältnissen gehört, und von der einflußreichen Stellung gesehen, die Ihnen die Gnade des Königs angewiesen, läßt mich begreifen, daß Sie sich nicht gern an Ihre Familie, an Ihren Ursprung erinnern lassen. Indessen wiederhole ich Ihnen, daß der Gegenstand um den es sich handelt, ein wichtiger ist und Sie nicht bereuen lassen wird, aufrichtig gegen mich gewesen zu sein.

„Nun denn, ja Herr van der Queeß. Ich glaube allerdings mit einer Familie jenes Namens

verwandt zu sein, obgleich ich versichern kann, seit meiner frühesten Jugend in keiner Verbindung irgend einer Art mit ihr gestanden zu haben.

„Das weiß ich. — Weiß auch daß Sie in entschiedner Feindschaft mit Ihrer Familie leben seit Sie in Bernburg Christ geworden sind. Da Sie aber die erste und für mich wichtigste Frage beantwortet, so werden Sie auch in einer zweiten aufrichtig gegen mich sein und ich verhehle Ihnen nicht, daß es besonders von dieser abhängt, ob der Zweck zu erreichen ist, über den ich Sie dann sofort unterrichten werde.

„So fragen Sie denn Herr van der Dueeß. — Aber bedenken Sie daß meine jetzigen Verhältnisse mir manche Rücksichten auflegen, denen ich mich nicht entziehen darf.

„Ich werde Ihre Bereitwilligkeit nicht mißbrauchen. Sind Sie im Besitz der Papiere, welche Ihre Familie Ihnen aus Harlem im Jahre 1728 nach Köthen geschickt und kennen Sie den vollständigen Inhalt?

„Allerdings habe ich diese Papiere noch, sie liegen in Berlin in meinem neuen Hause an der Ecke der Jägerstraße und des Friedrichstädtischen Marktes Sie wurden mir damals geschickt, weil meine Familie in Holland bei einem Prozesse mit Beschlagnahme ihrer sämmtlichen Papiere bedroht wurde, um sie ihr zu verwahren. Oberflächlich habe ich

darin geblättert aber nichts Erhebliches gefunden, weiß also von ihrem Inhalt so viel als nichts.

„Wohlan, so hören Sie denn. Aber müßten wir uns nicht erst bei den Damen entschuldigen, daß wir so lange ausbleiben? Ich denke der Oberst wird es uns nicht übel nehmen wenn wir die Zeit bis zur Ankunft jener Neger zu einem wichtigen Geschäfte benutzen. Indessen müssen wir es ihm doch sagen."

Beide gingen auf einen Augenblick in das Theezimmer, entschuldigten sich, kehrten dann zurück, setzten sich auf einen Sopha und van der Queeß erzählte nun Folgendes.

„Von meinem Vater, dem Kaufmanne van der Queeß aus dem altadligen märkischen Geschlechte der Queiße weiß ich, daß im Jahre 1538 eine Art von Freibeuter und Straßenräuber, welcher den Namen „der Kohlhas" führte eine bedeutende Summe baaren Geldes zwischen Potsdam und Berlin in der Nähe eines Ortes, der Kohlhasenbrück heißen soll, vergraben hat. Dies Geld war die Frucht seiner Räubereien und wurde noch kurz vor seiner Hinrichtung mit einer großen Summe neugeprägten Geldes vermehrt, welches er, wie ich glaube, dem damaligen Kämmerer des Kurfürsten Joachim II. geraubt. Er hatte den ganzen Schatz einem meiner Ahnherrn vermacht, dieser aber denselben nie gehoben, weil er sich nicht mit ungerecht erworbenem Gelde bereichern wollte. Doch hat er in seinen Papieren

ein in wendischer Sprache geschriebenes Acktenstück nachgelassen, in welchem sich die genaue Bezeichnung des Ortes finden soll, wo dieser Schatz liegt. Dieses Papier ist nach dem Tode desselben in die Hände jenes Kämmerers Lippold gekommen, von diesem auf seine Nachkommen übergegangen und befindet sich nun wahrscheinlich in Ihrem Gewahrsam Herr Geheimer Rath. Doch ist dies der kleinere der beiden Schätze, deren Hebung uns möglich sein wird, wenn wir uns verständigen. Der Zweite rührt von einer Bande Falschmünzer her, die während des 30jährigen Krieges in den Marken ihr Wesen trieb. Das Haupt dieser Falschmünzerbande, ein gewisser Peter van Voorst, wahrscheinlich Ihr Großvater oder Urgroßvater Herr Geheimer Rath, wurde durch eine Verkettung seltsamer Umstände gezwungen mit meinem Großvater Herrn Gerhard von Queiß die Marken zu verlassen und mußte den durch 11jährige Falschmünzerei erworbenen Schatz von mehreren Milionen in Berlin zurücklassen. Nie hat er es gewagt, hierher zurüzukehren, aber meinem Großvater vertraut, wo jenes Geld vergraben liegt. Gemeinschaftliche Noth hatte beide auf kurze Zeit zu Freunden gemacht und aus dieser Zeit, dem ersten Jahre ihrer Ankunft in Holland schreibt sich ein Aktenstück her, das beide aufgesetzt, um Nachricht über diesen Schatz ihren Nachkommen zukommen zu lassen. Da mein Großvater Hoffnung hatte, in sein Vaterland zurückzukehren, so befand sich dies Dokument in seinen Hän-

den bis Peter van Voorst plötzlich starb und sein Bruder, der meinen Großvater im Besitze desselben wußte, aber den genauen Inhalt nicht kannte, bei einem heftigen Streite zwischen beiden das Papier zerriß, mit der einen Hälfte davon eilte, während die andre in den Händen meines Großvaters blieb. Beiden nutzte der Besitz einer Hälfte nichts, da die Angabe des Orts sehr umständlich und so ausführlich war, daß man wenigstens aus dem Stück, das unsre Familie besitzt, allein nicht klug werden kann. Daß dies auch für das andere Stück gilt, beweist hinlänglich der Umstand daß die Familie van Voorst nie sehr reich gewesen ist, was nothwendig hätte geschehen müssen, wenn sie allein hätte den Schatz heben können. Auch dies Papier wird sich, wie ich hoffe, unter den andern finden, welche jetzt in Ihrem Gewahrsam sind. Sie sehen jetzt, daß der Gegenstand wohl Ihrer Aufmerksamkeit werth ist.

„Und was ist Ihre Absicht, wenn es möglich sein sollte, diese Schätze wirklich zu heben? —

„Eigennutz und Gewinnsucht ist es nicht, Herr Geheimer Rath. Aber erstens der Wunsch, die durch eine falsche Anklage befleckte Ehre meines Großvaters von jedem Makel zu reinigen, der sonst an dem Wappenschilde meines Stammhauses klebt, dann aber die Hoffnung durch dieses Geld dem Könige die Mittel zur Wiedererwerbung der preußischen Colonien in Afrika an die Hand zu geben. Ich selbst bin reich, reicher als der jüngere Zweig unsrer Fa=

milie, der im Vaterlande zurückblieb, aber nicht reich genug, um mit eigner Kraft dem Könige diese Colonien zu sichern, deren Besitz für Preußen von der größten Wichtigkeit ist, denn durch sie wird es zu einer Seemacht erhoben. Der König ist ein guter Wirth und will kein Geld für weitaussehende Plane bewilligen, giebt ihm die Hebung dieser Schätze aber die Mittel, so hoffe ich, wird er diese schöne Bürgschaft künftiger Größe nicht von sich weisen.

„Und Sie für Ihre Person würden gar nichts von dem Gelde in Anspruch nehmen?

„Wie könnte ich? Welches entfernte Recht hätte ich auf ein Gut, das durch Verbrechen erworben wurde? —

„Wodurch aber wissen Sie, daß gerade ich in dem Besitze dieser Papiere bin.

„Durch genaue Erkundigungen bei jüdischen Familien in Harlem und Rotterdam habe ich erfahren, daß Sie — aber verzeihen Sie mir, wenn ich durch Ihre Frage veranlaßt, vielleicht unangenehme Erinnerungen bei Ihnen errege.

„Nein, nein, da Sie schon so viel von meinen früheren Verhältnissen wissen, so mag ich auch kein Hehl gegen Sie haben, doch würden Sie mich verbinden, wenn Sie das, was Sie darüber erfahren, hier nicht bekannt werden ließen. Das allergnädigste Vertrauen Seiner Majestät hat mich mit Feinden und Neidern umringt, die gewiß alles hervorsuchen würden mir meinen Ursprung vorzuwerfen.

„Sein Sie unbesorgt. — Schon die Verbindung, die ich mit Ihnen beabsichtige, zwingt mich zur Vorsicht in dieser Beziehung. Ich erfuhr also in Harlem daß Sie in Braunschweig Fasanenwärter gewesen wären, und wußte, daß Ihre Familie jene Papiere, an deren Besitz meinem Vater schon so viel lag, daß er einen langwierigen Prozeß mit Ihrem Onkel führte, heimlich nach Deutschland geschickt worden waren, um sie aus dem Wege zu räumen. Damals waren Sie aber noch nicht zum Christenthum übergegangen. Ich erfuhr in Braunschweig, daß Sie nach Köthen gegangen und dort als Marktschreier bei einem Zahnarzt zuletzt gesehen worden wären, reiste Ihrer Spur nach, erfuhr Ihre Anwesenheit und bekam endlich die Gewißheit, daß der einflußreiche Geheime Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt, den das Volk schlechtweg nur den Kaminrath nennt, kein anderer als eben jener Jonathan van Voorst sei, der seinen Eltern in Holland entlaufen und unter dem Namen Eckardt, sich endlich so hoch hinaufgeschwungen habe; doch wollte ich erst meiner Sache gewiß sein, daher meine erste Frage, von der Sie jetzt gewiß einsehen, daß ich sie thun mußte."

„Gern gestehe ich Ihnen Herr van der Queeß, daß Sie mich anfangs in Verlegenheit gesetzt, denn nur ungern sehe ich mich an die Vergangenheit erinnert, nicht aus thörigtem Hochmuth, denn ich bin im Gegentheil stolz darauf, durch eigene Kraft das

geworden zu sein, was ich bin, aber es wäre mir doch nicht lieb, wenn meine früheren Lebensumstände so allgemein bekannt würden, daß man mir gegenüber ein Recht hätte, davon zu sprechen. Schon der sonderbare Titel des Kaminrathes, den mir das Volk giebt, beweist Ihnen wie leicht man sich an Kleinigkeiten fesselt, und mir gern meinen Ursprung vorwirft."

„In der That ist mir diese Benennung schon aufgefallen. Welche Bewandniß hat es eigentlich damit?"

„Als ich nach Berlin kam, hatte ich durch Zufall Gelegenheit dem Grafen von Truchseß einen guten Rath zu geben, wie er auf leichte Art die schlecht angelegten Kamine seines Hauses so einrichten könne, daß sie nicht mehr rauchten. Durch die Empfehlung des Grafen wurde Seine Majestät aufmerksam auf mich, Allerhöchstwelcher die Kamine auf dem Jagdschlosse Kossenblat nach meiner Angabe ändern ließ. Dort, bei der Arbeit sprach mich Seine Majestät um erstenmale, und da ich selbst mit Hand anlegte, so gefiel Allerhöchstdenselben meine Thätigkeit, ich hatte das Glück, durch meine Freimüthigkeit die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen und daher jener Spottname."

„Verzeihen Sie, unterbrach der hereintretende Oberst von Einsiedel das Gespräch, aber eben meldet die Ordonanz, daß die Mohren unten im Gesinde-

zimmer sind. Wir könnten jetzt zum Werke schreiten." —

„Ganz zu Befehl Herr Oberst, wenn Herr van der Dueeß so gut sein will, uns seinen Beistand zu leihen." —

Beim Hinuntergehen in das Gesindezimmer nahm der Geheime Rath Gelegenheit, van der Dueeß zu einer genauen Besprechung nach Berlin einzuladen, da er Morgen schon mit Seiner Majestät nach Berlin müsse, dort auch die fraglichen Papiere lägen, und die Angelegenheit sich mit Ruhe und Bequemlichkeit besprechen lasse, zugleich bot er ihm eine Wohnung in seinem Hause an, da die Wichtigkeit des Gegenstandes doch wohl ein häufiges Zusammensein erfordern würde. Van der Dueeß nahm dies Anerbieten um so lieber an, als er darin den Wunsch des Geheimen Rathes zu erkennen glaubte, sich seinen Absichten anzuschließen.

Der Oberst trat mit den beiden Herren nun in das Gesindezimmer, aus dem sich sofort die Ordonanzen, so wie die Dienstboten entfernen mußten. Zwei der Mohren standen schon mit ängstlichem Blicke harrend zunächst der Thür, denn draußen auf dem Hofe hatten sie den Bataillons-Profoß mit 2 Bund Stroh und mehreren Haselstöcken ankommen sehen, und sannen nun vergeblich nach, was sie wohl begangen haben könnten. Daß der gestrenge Herr Oberst zu so später Abendzeit sie hatte holen lassen war ihnen unerklärlich, aber die Anwesenheit

des Profoßes sagte ihnen nur zu deutlich, was man mit ihnen vorhabe, und ihre Befürchtung wurde zur Gewißheit als der Oberst mit strenger Miene vor sie hintrat.

„Was habt Ihr heute Vormittag bei dem Begräbniß gesprochen, als Ihr auf dem Kirchhofe zurückbliebet, um dem Todtengräber zu helfen?" —

„Nix, Massa Oberst! Nix — Was soll armer Mohr sprechen, Massa, Mohr hat nix gesprochen." —

„Leugnet nicht, Burschen, oder ich lasse Euch schlagen, bis Ihr den Geist aufgebt. — Bedenkt Euch wohl, was Ihr sagt. Ich frage noch einmal, was habt Ihr heut Morgen auf dem Kirchhofe gesprochen?" —

„Bei Jesus, Massa Oberst, nix! Haben wir gesprochen von schwere Dienst, Massa, von Marschieren vor Berlin, von arm Cammerad, was ist begraben worden."

„Nun denn, so soll Euch schwarzen Hunden der Herr hier sagen, was Ihr gesprochen habt. Herr van der Queeß, haben Sie jetzt die Güte diesen verstockten Kerlen zu beweisen, daß wir bereits von Allem unterrichtet sind."

Wie vom Blitze getroffen starrten die armen Teufel bald den Obersten, bald van der Queeß an, als dieser sie in ihrer Landessprache anredete, und von ihnen verlangte, sie sollten Alles gestehen, was sie von dem Complott der Soldatn wüßten. Kaum trauten sie ihren Ohren, als sie hier, so viele hun-

dert Meilen von ihrer Heimath entfernt, die Worte ihrer Muttersprache, von einem Europäer hörten, konnten aber nun nicht mehr leugnen, da sie sich ganz gut erinnerten, den Sprechenden am Morgen auf dem Kirchhofe gesehen zu haben.

In der höchsten Angst stürzten sie vor dem Obersten auf die Knie, küßten seine Füße, baten um Mitleid und Erbarmen und versprachen Alles zu gestehen, was sie wüßten. Es begann nun ein vollständiges Verhör in welchem der Oberst ihnen Fragen vorlegte, die van der Queeß übersetzte, wenn sie nicht verstanden wurden und so der ganze Umfang des Complotts zu Tage kam, so weit jene Mohren überhaupt darum wußten. Tag und Stunde der Ausführung kannten sie nicht, glaubten aber, daß entweder auf dem Marsch nach Berlin, während der Anwesenheit dort, oder gleich nach der Rückkehr in die alte Garnison, die Verschworenen ihren Plan ausführen würden. Gleichzeitig sollten über die Hälfte der Offiziere des ganzen Leib Bataillons Grenadier ermordet, die Pferde derselben genommen, und auf diesen die Desertion bis zur Grenze möglich gemacht werden. Das Complott sollte, so viel die Geängstigten davon gehört hatten, aus 50 bis 60 Mann der verwegensten, stärksten und größten Grenadiere bestehen und zwar ausschließlich aus Italienern, Dalmatiern, Ungarn und Slavaken. Auch ihnen waren Anerbietungen gemacht, und ihnen gesagt worden, sie könnten in Dresden an dem prachtliebenden säch-

sischen Hofe ihr Glück machen, denn dort würden Mohren zu Läufern und Lakayen eben so gesucht als gut bezahlt, und aus Furcht vor Rache hatten sie zugesagt, waren aber nie ganz ins Vertrauen gezogen worden, kannten auch nur wenige der Verschworenen. Zu den Versammlungen der Verschwornen, die nur des Nachts statt gefunden, waren sie nie mitgenommen worden, da sie doch nichts von der Sprache derselben verstanden hätten, daher konnten sie auch nur 3 Grenadiere namentlich angeben, die unmittelbar mit ihnen davon gesprochen.

Der Oberst ließ nach beendetem Verhör, die beiden Mohren sogleich abgesondert in Arrest bringen und drohte ihnen mit dem Galgen, wenn sie verriethen, was geschehen. Während dieß geschah, trat eben Leberecht von Queiß, vom Garnisonkirchhofe kommend in das Haus und begegnete dem Obersten, der mit seinen beiden Gästen in das Arbeitszimmer, eine Treppe hoch, zurückkehren wollte.

„Gut, daß Sie kommen Herr Lieutenant, ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie. Die Kerle haben gestanden, und es handelt sich jetzt nur darum die Rädelsführer jenes Complotts für den Augenblick unschädlich zu machen. Sie müssen verhaftet werden, ohne daß die Anderen etwas merken und es wäre gut, wenn dies heut Abend schon geschähe. Gehen Sie doch gleich und nehmen eine Quartier-Revision vor, kommandiren Sie in jeder Compagnie einen Lieutenant, dasselbe zu thun. Mocsicz,

Jefremowicz und Piattkin, alle 3 von der Leib Compagnie müssen heut noch in Arrest. Bei der Revision werden Sie wohl irgend eine kleine Ursache, ein ungeputztes Gewehr, einen angelaufenen Knopf oder dergleichen finden, um sie gleich in Arrest zu schicken. Damit es keinen Verdacht erregt bei den anderen, schicken Sie auch einen Deutschen, gleichviel wen, in Arrest. Die Verschwornen werden dann ohne ihre, im Arrest sitzenden Cammeraden nichts unternehmen wollen, und wir können dann von diesen erfahren was wir brauchen. Ich verlasse mich übrigens ganz auf Ihre Umsicht und Thätigkeit, bedenken Sie, daß der Allerhöchste Dienst bei dieser Angelegenheit Eifer und Hingebung erfordert. Guten Abend! — Ist es Ihnen gefällig meine Herren, die Damen werden warten. Es wird mir übrigens sogleich berichtet, wenn die Kerle im Arrest sind. —

Bei diesen Worten wollte der Oberst mit seinen beiden Gästen die Treppe hinauf und zur Gesellschaft zurückgehen, van der Queeß aber der keine Lust hatte sich beim Thee zu langweilen, empfahl sich und verließ mit seinem Vetter das Haus. Mit kurzen Worten erzählte er diesem, was bis jetzt im Hause des Obersten vorgegangen, und ging dann in den schwarzen Adler zurück, um zu seiner morgenden Abreise das Nöthige vorzubereiten.

In sonderbarer Aufregung durch die Vorgänge des Abends, eilte Leberecht von Queiß durch die dunklen Straßen der Stadt nach den holländischen

Häusern, in denen die größere Mehrzahl der Grenadiere des Leib Bataillons bei Bürgern einquartirt war. Der Gedanke an die Tochter des Todtengräbers verließ ihn keinen Augenblick. Vergebens versuchte er immer wieder, durch die Wichtigkeit des Auftrages, der ihm geworden, sich der Erinnerung zu entschlagen, die ihm jene Beschämung und Verlegenheit vor die Seele zurückführte, welche ihn der unschuldigen Malplaquet gegenüber überkommen. Wie vorwurfsvoll erschien ihm jetzt sein Beginnen, wie schaal sein ganzes bisheriges Treiben! leichten Sieges bei leichtem Sinn gewohnt, hatte er nie gefühlt mit wie siegender Kraft die Unschuld des Weibes selbst der zügellosesten Leidenschaft entgegentritt. Aber er hatte auch nicht erwartet, bei einem Mädchen so niederen Standes sich seiner Absicht schämen zu müssen, und der Gedanke, diese von ihr erkannt, und verachtet zu sehen, war ihm unerträglich. Er sann hin und her, wie er das Geschehene gut machen, wie er das Verlorene wieder einbringen könne, aber er fand kein Mittel, das er vor sich selbst zu rechtfertigen wagte.

So kam er zerstreut und nachdenkend zu den holländischen Häusern. Zunächst sorgte er dafür, daß ein Lieutenannt auf jede Compagnie zu einer augenblicklichen Quartier-Revision beordert wurde, ging dann zum Feldwebel der Leib Compagnie und befahl diesem, ihn in sämmtliche Quartiere zu begleiten. Nach der Quartierliste wendete er

sich zuerst dahin, wo die 3 Rädelsführer zusammen lagen, und war nicht wenig erstaunt, das Quartier leer, und alle 6 Soldaten, die hier einquartiert waren, nicht zu Hause zu finden. Mit einem strengen Blicke auf den Feldwebel, der selbst kaum seinen Augen traute, und schon die Verantwortlichkeit ermaß, die ihn für diese grobe Vernachlässigung des Dienstes treffen mußte, ließ der Lieutenant den Wirth des Hauses rufen, um diesen wegen der Abwesenheit seiner Einquartierung zu befragen. Dieser schüttelte den Kopf und begriff gar nicht, wie alle sechs so unbemerkt aus dem Hause gekommen sein sollten. Nach seiner Aussage hatte er nie dergleichen bemerkt, die Hausthür war auch wirklich beim Eintritte der Visitirenden von innen verschlossen gefunden worden, so daß sie durch diese nicht ohne Wissen und Willen des Wirthes das Haus hatten verlassen können, und daß er nichts davon gewußt, beschwor er hoch und theuer. Sollten die Verschworenen schon in dieser Nacht zur Ausführung ihres Complotts geschritten sein? Was war hier zu thun? —

Noch sann der Lieutenant nach was er zunächst thun solle, um ein mögliches Unglück abzuwenden, als in der dunklen Kammer nebenbei sich ein leises und vorsichtiges Flüstern vernehmen ließ. Auch der Feldwebel und der Wirth hatten es gehört und wollten eben sprechen, als ein strenger und bedeutender Blick des Lieutenants ihnen Stillschweigen befahl. Es war als ob mehrere Personen sich ge-

genseitig bei etwas Hülfe leisteten, die Dielen knarr=ten, Schemel wurden gerückt und plötzlich öffnete sich die Thür, durch welche zwei von den Grenadieren, die hier im Quartier lagen, mit umgekehrt angezoge=nen Uniformen, und geschwärzten Gesichtern, das auf=gebundene Zopfhaar lang um den Kopf hängend, ein=traten. Heftig erschrocken über die Anwesenheit des Offiziers in ihrem Quartiere, prellten sie wieder in die Kammer zurück, schlugen die Thüre zu und flüsterten dort leise untereinander. Leberecht be=griff, daß hier rasch und kräftig gehandelt werden müsse, wenn nicht Alles verloren sein sollte, stieß mit einem Fußtritt die Thür auf, packte den ersten besten, der ihm in die Hände fiel, riß ihn in das helle Zimmer, zog den Degen und fuchtelte so nachdrücklich auf den Soldaten los, daß dieser wimmernd zu Boden stürzte. Betroffen und keines Entschlusses mächtig, starrten die andern Soldaten durch die offne Thür auf diese Scene, und warfen sich fragende Blicke zu. Leberecht bemerkte es, rief dem Feldwebel zu: Bleibe Er hier, die an=deren sollen gar nicht sehen, wie ich diese Kerle hier gefunden; — daß mir keiner von den Unteroffizieren von der Straße heraufkömmt, ich will den Hunden selbst ihre nächtlichen Liebesabentheuer austreiben. Mit diesen Worten, die den Verschwornen nur sa=gen sollten, daß Hülfe in der Nähe sei, stürzte er sich abermals in die Kammer, riß einen zweiten heraus, trat den ersten, der sich unterdessen wieder

aufrichten wollte mit Füßen, und befahl auch den Andern augenblicklich herein zu kommen.

„Also hat der Feldwebel doch Recht, daß Ihr verdammten Kanaillen Nachts auf Liebesabentheuer ausgeht, und die Dienstmädchen verführt. Ich habe es nicht glauben wollen, aber nun sehe ich, daß er Recht hat. Wartet, der Katersteig soll Euch schlecht bekommen. Ich will Euch fuchteln, daß Euch das Lüstchen schon vergehen soll. Sehe Er nach Feldwebel, wie die Kanaillen da durch die Kammer aus dem Hause gekommen sind und schicke er den Piatrinn, den Jefremovicz und Mocsicz gleich in Arrest. Wartet! Morgen werden wir uns sprechen. Angetreten! zur Gewehr-Revision und wehe Euch wenn ich ein ungeputztes Gewehr finde.

Es war ein wunderbarer Anblick, diese sechs Riesen so von dem eisernen Joch gewohnter Disziplin gebändigt, ohne ein Wort zu sprechen mit ihren Gewehren sich in Reihe und Glied stellen zu sehen. Eben von einer Zusammenkunft aller verschwornen Soldaten zurückgekehrt, wo die Ermordung der Offiziere abermals besprochen, und Jefremovicz sogar die des Lieutenants von Queiß übernommen hatte, sich der schweren, rücksichtslosen Strafe bewußt, die für das unerlaubte Verlassen des Quartiers sie treffen mußte, körperlich mißhandelt und mit den Waffen in der Hand vermochte das eine Wort: Angetreten! sie zu blindem Gehorsam zurückzuführen.

Der Lieutenant revidirte genau die Gewehre

und verließ dann das Quartier, indem er Sorge trug, daß der Feldwebel die drei Gefährlichsten sogleich in Arrest führte. Der glückliche Gedanke sie nur nächtlicher Liebesabentheuer beschuldigt, und so ihnen die Furcht genommen zu haben, daß wohl ihr Complott verrathen sein könne, hatte den blutigen Entschluß einiger, den Lieutenant, Feldwebel und Wirth jetzt gleich zu ermorden, zurückgehalten, und sie bewogen, sich ohne Widerstand der kleinen Strafe, für das unerlaubte Verlassen des Quartiers auszusetzen.

Dem Befehl des Obersten folgend, begab sich Lebrecht nun in die andern Quartiere, nachdem er sich überzeugt, daß jene 6 durch ein Fenster in der dunkeln Kammer auf den Boden des Hinterhauses und von dort über den Zaun auf die Straße gelangt waren. Ueberall fand er die Soldaten in ihren Quartieren, mehr oder weniger erschrocken über die Quartier-Revision zu so ungewöhnlicher Stunde. Einige wurden in Arrest geschickt, Andere von dem begleitenden Unteroffizier sofort gezüchtigt, nirgend aber der Verdacht geweckt, das Complott könne verrathen sein. So wurde also die Absicht des Obersten vollständig erreicht und gegen 11 Uhr konnte Lebrecht in sein Quartier zurückkehren, nachdem er über den Erfolg dem Bataillons-Commandeur Rapport abgestattet. —

VI.

Drei Tage nach diesen Vorgängen in Potsdam hatten die von dort, Neu=Ruppin, Cüstrin und Frankfurt nach Berlin gekommenen Truppen Revue vor dem Könige auf dem Felde beim Dorfe Tempelhoff. Schon um 4 Uhr Morgens waren die Bataillone auf den Plätzen der Stadt zusammengetreten und marschierten nun in dem damals üblichen Ceremonialschritt die breiten Straßen der Friedrichs=Stadt entlang zu der Brücke über den Landwehrgraben, welche damals als Thor für den neuangelegten Stadttheil diente. Dieser Graben, der 1705 angelegt wurde, vertrat die Stelle der Stadtmauer und sollte theils dazu dienen, der Desertion vorzubeugen, theils die Beaufsichtigung der Accise zu erleichteren. Schon hatte es 8 Uhr geschlagen, und noch waren die Truppen nicht über die Brücke, da wo jetzt das Hallische Thor sich befindet. Ueberall an den Gartenzäunen und Baustellen standen Volksgruppen, um dem Vorbeimarsch der Regimenter zuzusehen, blickten aber scheu die Straßen hinab, ob der König nicht käme; denn sie wußten, daß jeder Gaffer und Müßiggänger ihm ein Gräuel war, ja wohl augenblickliche Züchtigung zu erwarten hatte. Gewöhnlich pflegte der König die Jerusalemmer Straße hinunter und an der neuen, von ihm vor 10 Jahren erbauten Kirche vorüber zu reiten, dann in die Lindenstraße einzubiegen, die zu jener Zeit

fast nur von Gärten eingeschlossen war, daher blickten die Bürger vorzüglich dorthin, um bei Zeiten vor der Annäherung des Gefürchteten gewarnt zu sein. Am Eingange zum Rondeel, da, wo man sowohl die Friedrichs- als Lindenstraße übersehen konnte, stand eine besonders zahlreiche Gruppe von Zuschauern, die sich vorgenommen hatten, der Revue beizuwohnen, aber erst den König vorüber lassen wollten, um dann unbemerkt auf das freie Feld zu gelangen.

„Wißt Ihr was, — da bauen sie ja eben ein Haus, — das denke ich — oder um mich besser auszudrücken — bin ich überzeugt, hilft uns aus der Noth. — Wenn wir den Alten kommen, sich nähern und approchiren sehen, so ziehen wir uns die Röcke aus, helfen den Maurern und Zimmerleuten, karren Schutt, oder thun sonst Handreichung: dann, denke ich, meine oder bin — besser gesagt — gewiß, der Alte wird ein besonderes Wohlgefallen an uns haben."

„Das heiß' ich einen vernünftigen Rath, Herr Vogtius. Da sieht man doch gleich, wer etwas von der Gelehrsamkeit weg hat. — Ich wüßte so nicht, wo wir rasch genug hin sollten, wenn er uns über den Hals kommt: und so was sieht man doch nicht —

— alle Tage.", ‚wollt Ihr sagen." Sehr wahr, Lichtziehermeister, Gewerksältester, auch Rathsfreund Senneke. — Es ist so zu sagen eine Königlich Preußische Parade etwas durchweg Merkwürdiges und

Außerordentliches, wozu sich viele vornehme Leute meilenweit, ja aus andern Ländern annenhero begeben; also sollte es eigentlich den Bürgern derer Residenz von Sr. Allergnädigsten Majestät nicht so ungnädig genommen werden, wenn sie auch einmal zusehen, dabei sein, oder die Sache mitmachen wollen."

„Was kommt denn da für eine Kutsche? — Seht doch mal, — die Fenster sind dicht zugemacht und inwendig mit einer Montur verhängt. Auf dem Bock sitzt ein Wagenknecht von den großen Potsdamern und hinterher geht ein Feldwaibel."

„Ich weiß es nicht, sehr werther Herr Bierziesenschreiber-Adjunkt, ja ich gestehe sogar, gegenwärtige Kutsche nicht zu begreifen. Hm, zugehängte Fenster! — Militair hinterher und auf dem Bocke. — Sehr absonderlich apart oder — um mich besser auszudrücken — unbegreiflich."

„Wenn das ein Staatsgefangener wäre?" —

„Oder hat der Kronprinz vielleicht wieder etwas begangen?"

„Ach was, es wird ein Kranker sein." —

„Ihr seid ja kürzlich erst in Potsdam gewesen, Herr Vogtius, habt Ihr denn dort solche Kutschen —

— gesehen?" „wollt Ihr sagen, Herr stellvertretender Raths-Zimmermeister. Nicht daß ich's sagen könnte, obgleich mir sonst des Merkwürdigen dort viel mancherlei und Verschiedenes begegnet ist. — Vorliegende Kutsche aber" — —

„Was zerbrechen wir uns den Kopf. — Wir können ja den Feldwaibel fragen."

„Ein guter Gedanke, Herr Bierziesenschreiber-Adjunkt, ja ein vortrefflicher Gedanke, der uns sogleich aus der Verlegenheit des Nichtwissens in den ungleich angenehmeren Zustand der Erkenntniß zu versetzen durchaus geeignet ist."

„Na denn will ich's mal versuchen. Mit Verlaub, Herr Feldwaibel, — was befindet sich denn in der Kutsche, welche Er da eskortirt?" —

„Da hat Er den Dreck nach zu fragen!" —

„So, so! — Er meint, danach hätten wir nichts zu fragen? — Meine Herren, es ist doch eigentlich schändlich, daß sich ein Soldat untersteht, einem Bürger eine so grobe — —

— Antwort zu geben." „wollt Ihr sagen. Ja es ist eine böse Zeit. Die Soldaten und absonderlich die sämmtlichen Primaplanen tanzen denen Bürgern vel quasi auf der Nase herum. Er mag, was das Argument betrifft, nicht ganz Unrecht haben, dieser Feldwaibel, denn es kann allerdings die Möglichkeit gedacht werden, daß sich in jener Kutsche Dinge befinden, vorhanden sind oder stecken, welche uns wirklich nichts angehen, deswegen braucht dieser Mann aber nicht von Dreck zu reden, welches doch unzweifelhaft ein höchst unreputirlicher Beisatz für Jedermann ist. Ich kann nicht umhin, diese meine Meinung unumwunden zu erkennen zu geben, auszusprechen oder an den Tag zu legen."

„Und ich frage blos, von was sollten die Soldaten wohl essen, so blank und geschniegelt einherstolzieren, wenn die Bürger nicht das Geld dazu gäben? Also brauchten sie auch nicht — —

— so grob zu sein.“ „wollt Ihr sagen, Herr Lichtziehermeister, Gewerks-Aeltester auch Rathsfreund. Ja da habt Ihr wohl Recht. — Aber es ist so Ton, Gewohnheit und Herkommen bei'm Militair. Da ist der General gegen den Stabs-Offizier, der Stabs-Offizier gegen den Subaltern-Offizier, der Subaltern-Offizier gegen die Primaplanen und die Primaplanen gegen die Soldaten grob. Also immer nach unten. Nach oben hüten sie sich wohl. Da nun die gemeinen Soldaten Niemanden unter sich haben, so sind sie gegen die Bürger grob; und dieses dürfte als Ursache dafür angegeben werden.“

„Seht doch, da kommen schon die Carossen derer Gesandten. — Das weiß der Henker, die müssen auch ihre Nase überall dabei haben; sind eigentlich auch nichts weiter als Spione, die Alles genau auskundschaften. Und was sie für Staat machen! Ich möchte wohl wissen, ob unsere preußischen Gesandten wo anders auch so viel Geld ausgeben und es doch eigentlich außer Landes schleppen.“ —

„Schwerlich, Herr stellvertretender Raths-Zimmermeister, da dächte ich, kennten wir unsern alten Herrn doch besser. Ehe der einen Thaler herausrückt, besieht er ihn drei mal und dann steckt er ihn

erst recht wieder in die Tasche, damit er warm sitzt und sich nicht erkältet in der Luft.

— Seht nur mal da die Carosse des französischen Gesandten. Solche Pracht ist seit des hochseeligen Königs Zeiten in Berlin nicht gesehen worden. — Gott bewahre, das funkelt ja und blitzt ordentlich! — Ich weiß schon, wer sich heut' wieder darüber ärgert — das ist — —

— der König." „wollt Ihr sagen, Herr Lichtziehermeister, Gewerks-Aeltester und Rathsfreund. Ja dergleichen erschreckliche Pracht kann er nicht leiden, haßt sie oder — um mich kürzer auszudrücken — hat sie auf dem Strich. Wie die Kerle aussehen, die Laquayen, grade, wie die Papageien. Hellgrüne Röcke, gelbe Westen, rothe Hosen, — und wieviel unnützes Volk! — Vorne zwei Läufer, neben dem Bock zwei Reitknechte, auf dem Wagentritt zwei Mohren, hinten auf 6 Laquayen, und zu Pferde hintendrein ein Heyducke: die Franzosen müssen schrecklich viel Geld übrig haben."

„Donnerwetter! da kommt der Alte die Wilhelmsstraße herauf. — Wo Teufel kommt er denn heut' dahin! — Kinder, die Röcke aus und an die Arbeit; sonst können wir uns nur den Buckel schmieren."

Kaum bog der König, nur von einem Adjutanten und dem Gouverneur von Berlin, General Forcade, begleitet, um die Ecke der Wilhelmsstraße auf das Rondeel, als auch im Augenblick der ganze Platz leer war. Alles eilte entweder in die weni-

gen einzeln stehenden Häuser, hinter die Gartenzäune oder die Linden- und Friedrichsstraße hinauf, um nur dem Könige aus dem Gesichte zu kommen, welcher eben an der Carosse des französischen Gesandten, Marquis d'Argentières des Cinq-Maisons vorüberritt. Die Carosse hatte angehalten, die Laquayen und Mohren waren heruntergesprungen, hatten den Schlag aufgerissen, so daß der Marquis auf den Wagentritt hinaussteigen und ein tiefes Compliment vor Seiner Majestät machen konnte, welches der König mit einem leichten Kopfnicken erwiederte, dabei auf die bunt aufgeputzten Domestiquen zeigte und dem General Forcade etwas in's Ohr flüsterte.

Da mancherlei Baumaterial auf dem Rondeel lag, so bog der König in die Richtung ein, welche zur Verlängerung der Friedrichsstraße bestimmt war, und mußte so an dem Neubau des Hauses vorüber, wo die sämmtlichen Bürger, welche vorher den Vorschlag gut gefunden, Steine zureichten, Sand karrten, Kalk zutrugen und mit dem größten Eifer den Handwerkern halfen. Angenehm von diesem Fleiße, dieser nützlichen Thätigkeit überrascht, hielt der König sein Pferd an, ritt dann bis an die äußere Umzäunung des Baues und sah mit Vergnügen der Arbeit zu. — Das hatten sie indessen nicht erwartet, und als der König nun gar einem von ihnen zurief:

„Komm Er mal her!" —

— da wurde ihnen doch angst und der kleine rührige Castellan Vogtius glaubte jetzt, seinen Freunden und Bekannten, die er durch seinen Rath in diese Patsche geführt, auch wieder heraushelfen zu müssen. Schmunzelnd schob er sich bis an das Pferd des Königs und fragte demüthig:

„Was befehlen Allerdurchlauchtigste Majestät?"

„Hör' Er mal, das gefällt mir. Ein ordentlicher Hauswirth steht nie müßig. — Aber wie kommt es, daß hier so viele Bürger Hand anlegen; hat denn der Bau so große Eile?" —

„Zu dienen, Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, auch Allergnädigster König und Herr! Sind Alles Nachbaren dieser Baustelle, — und da wir wissen, daß Ew. Majestät ein großes, besonderes, oder — um mich besser auszudrücken — ausnehmendes Wohlgefallen am Neubau der Häuser haben, so haben wir uns zusammengethan, um unsern Nachbaren zu helfen, zu fördern und ihnen unter die Arme zu greifen."

„Hör Er mal, das ist gut und soll so bleiben. — Ihr seid ja aber so viel, daß Ihr Euch einander hindert. Geht lieber die Hälfte da in die Wilhelmsstraße, da wo ich eben die neuen Häuser angesehen, da ist ein Haus, wo kaum zwei Menschen daran arbeiten. Sagt nur, Ich schickte Euch. — Werde nachher wieder vorbeireiten und sehen, ob Ihr etwas vor Euch gebracht habt. — Wie heißt Er?" —

„Theophilus Vogtius, Castellan, Sessionsdiener

auch Abschreiber derer Societät der Wissenschaften; Ew. Majestät allerunterthänigst aufzuwarten." —

„Ist mir lieb, daß die Societät sich einen ordentlichen Mann dazu ausgesucht hat. — Strenge Er sich auch nicht zu sehr an. Er schwitzt ja ordentlich. Fürchtet sich wohl vor mir — da thut Er Unrecht. Kein ordentlicher, fleißiger Mann braucht sich —

— vor mir zu fürchten." „wollen Ew. Majestät sagen. Das wohl — aber man ist es doch ungewohnt, mit so hohen Häuptern —

„Na, nun halte Er sein Maul und versäume Er sich nicht in der Arbeit. Also die Hälfte in die Wilhelmsstraße. Verstanden? — Gott befohlen!"

Mit langen Gesichtern sahen die Bürger dem Könige nach, als dieser gegen die Grabenbrücke weiterritt. — Das hatten sie nicht erwartet. Was war nun anzufangen? Das Zusehen bei der Revue war nun nicht mehr möglich und wenn der König sie bei der Rückkehr nicht mehr an der Arbeit fand, ein schlimmer Lohn für die Lüge zu erwarten. Gern hätte sich Jeder einzeln davon gemacht, aber Jeder glaubte sich vom Könige gesehen und fürchtete wiedererkannt zu werden. Alle Vorwürfe gegen den verblüfften Vogtius halfen also nichts; sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen, sich vertheilen und rüstig fortarbeiten.

Die Truppen waren indessen auf dem, zur Revue bestimmten Platze zwischen der Hasenheide und dem

Dorfe Tempelhoff angekommen, hatten sich in eine lange Linie aufgestellt, und erwarteten, gerichtet, die Ankunft des Königs. Von der Brücke über den Landwehrgraben an, war Fürst Leopold von Anhalt-Dessau der graue Kriegsheld, mit den Regimentern geritten, hatte jedes einzelne in die Aufstellung einrücken lassen, selbst mit eiserner Geduld jedes Bataillon gerichtet und sich dann an den rechten Flügel der Linie gestellt, wo er mit wohlgefälligem Blicke die schnurgerade Stellung übersehen, und zugleich Seine Majestät empfangen konnte. Am Ausgange der Hasenheide hielt der Kronprinz in der Uniform des Regiments „von Golz" mit den Prinzen seinen Brüdern und der Generalität, deren Begleitung der König nicht eher zu verlangen pflegte, bis er bei den Truppen ankam weil ihm jedes Gepränge, jedes Aufsehen in den Straßen der Stadt, oder überall wo es nicht unumgänglich nöthig war, überflüssig erschien. Ehrfurchtsvoll sprengten die Prinzen ihrem Vater entgegen, als dieser, nur von dem Gouverneur Herrn Forcade begleitet, unter den letzten Bäumen der Hasenheide sichtbar wurde, küßten ihm die Hand, und warfen dann in kurzer Wendung die Pferde herum, so daß sie links zunächst hinter dem Pferde des Königs, bis an die Generalität heran ritten. Diese hielt mit abgenommenen Hüten, nach der Anciennetät in einer Reihe, verbeugte sich tief als der König vorüberritt, und folgte dann en Suite bis zum rechten Flügel der Truppen an welchem

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau dem Könige den Rapport übergab. Die Spielleute aller Bataillone und die Trompeter der Kavallerie Regimenter spielten jetzt Fahnen Trupp und der König ritt langsam mit festem Auge fast jeden einzelnen Soldaten musternd, die lange Linie hinab Das Regiment „von Gersdorf" hatte seit der letzten Special-Revue vorzugsweise viele große Rekruten im Auslande angeworben und aus den Zügen des Königs lächelte daher besonderes Wohlgefallen, als er an diesen vorüberkam, ja einer der Soldaten fiel ihm wegen seiner riesenmäßigen Größe so auf, daß er sogleich Befehl gab, denselben zum Leib-Bataillon-Grenadier zu versetzen.

Nach beendeter Revue sollten die Truppen im Ceremonial-Marsche defiliren. Der König stellte sich mit der ganzen Generalität, den Prinzen und dem anwesendem Hofe mit der Front gegen die Hasenheide auf, während die Karossen der Gesandten, der in Berlin lebenden Vornehmen und die wenigen anwesenden Zuschauer gegenüber Platz nahmen. Als nun die Truppen links abmarschirten um sich in die Defilir-Linie zu begeben, kam auch jene Kutsche mit verhängten Fenstern heran, die schon auf dem Rondeel-Platze den Bürgern aufgefallen war, hielt bei den großen Potsdammern still, wurde geöffnet und es kamen die 6 Profoße des Regiments zum Vorschein, die alle auf überraschende Weise genau so angezogen waren, wie

die Bedienten des Marquis d'Argentières des cinq Maisons, nur daß statt des grünen Rockes ein gelber statt der gelben Weste eine rothe und statt der rothen Beinkleider, grüne, im Schnitt und Gallonirung noch übertriebener und geckenhafter, mit ungeheurem plümirten Tressenhut und einer thurmhohen Frisur gesehen wurden. Mit gemessenem, gravitätischem Schritte, nahmen die Profoße die ihnen angewiesenen Stellung hinter den Bataillonen ein und marschirten mit diesen vorbei.

Niemand wußte was das bedeuten sollte. Man flüsterte, fragte, stieß sich an, nur der König blieb ernsthaft und sah starr zu den Karossen der Gesandten hinüber, als wolle er sehen welche Wirkung diese nach der Mode gekleideten Profoße dort hervorbringen würden. Als die Profoße aber selbst durch sonderbares, und auffallend geziertes Marschieren gewissermaßen die Aufmerksamkeit der Zuschauer heraus forderten, da brachen alle und selbst die Soldaten in ein so schallendes Gelächter aus, daß der König zufrieden mit dem Kopfe nickte. Seine Absicht war es gewesen durch einen auffallenden Vorgang die immer mehr um sich greifende Nachäffungssucht der Berliner in Kleidung und Frisur einmal dem öffentlichem Gelächter preis zu geben und diese war erreicht. Namentlich waren es die Dienstboten des französischen Gesandten so wie das, zur Gesandschaft gehörende Unter-Personal, welches durch großen Luxus in Kleidern, auffallende Farben und

gezierteS Benehmen schon längst das Mißfallen des Königs erregt hatten und es war daher im Tabacks-Colegium berathen worden, was man wohl thun könne, um dieser Modethorheit einen empfindlichen Schlag beizubringen, die Berliner aber von dem Nachahmen derselben ein für allemal abzuhalten. Hier hatte man endlich nach langen Debatten sich für das, vom Könige selbst vorgeschlagene Mittel entschieden, und die große Revue bei Berlin als den besten Zeitpunkt dafür bezeichnet. —

Der Eindruck den diese sonderbare Schaustellung auf alle Anwesende machte, war sehr verschieden. Vom Gelächter gingen viele zu dem Nachdenken über, ob der französische Gesandte das Ganze nicht als eine, seiner Nation zugefügte Beleidigung betrachten würde und bei den schwankenden Zuständen der Politik konnte eine feindliche Stellung Preußens gegen Frankreich von den wichtigsten Folgen sein. Ganz Europa blickte damals mit Besorgniß auf Preußen, dem einzigen Staate der eine zahlreiche, unablässig geübte Armee und einen von der strengen Sparsamkeit des Königs erworbenen Schatz besaß, so daß jede Macht sein Bündniß suchte, Preußen aber unbekümmert um ihre Händel unter sich, nur für die eigene Kräftigung und Erhebung arbeitete. Mit großer Geistesgegenwart hatte der Marquis d'Argentiéres des cinq maisons den unangenehmen Eindruck zu verbergen gewußt, den die Erscheinung der Profoße und das Jubeln der Zuschauer auf ihn gemacht, hatte sogar

selbst mit gelacht, um dadurch der Schärfe des Hohns die Spitze abzubrechen, nichts destoweniger fühlte er wohl, durch den handgreiflichen Scherz des Königs für den Augenblick der allgemeinen Beachtung ausgesetzt zu sein, und verließ mit den andern Gesandten nach beendeter Defilirung in sehr übler Stimmung das Feld.

Der König war mit dem Resultate der diesjährigen Revue ausnehmend zufrieden und zeigte sich in bester Laune. Die Chefs der Regimenter erfreuten sich der gnädigsten Anerkennung, und in der That konnte man zu jener Zeit in ganz Europa keine so geübten, disziplinirten und zweckmäßig ausgestatteten Truppen sehen, als die waren, mit denen Friedrich II. zwei Jahre später Schlesien eroberte. Sagte doch der große König selbst in seinen Werken, von den Evolutionen dieser Infanterie: „Sie machte dieselben mit so vieler Genauigkeit, daß die Bewegungen eines Bataillons den Wirkungen des Triebwerkes einer vollkommen gemachten Uhr gleich kamen.“ Aber das Auge Friedrich Wilhelm des Ersten wachte auch stets über die kleinsten Details seines Heeres und setzte so seinen großen Nachfolger in den Stand, jene Kriege mit Erfolg zu führen, die Preußen so hoch erheben sollten.

Bei der Rückkehr in die Stadt vergaß der König nicht, bei den Baustellen auf dem Rondeel und in der Wilhelmstraße vorbeizureiten und noch einmal den dort arbeitenden Bürgern zuzusehen.

Diesmal hielt er sich jedoch nicht weiter auf, und hatte auch kaum den Rücken gewendet, als diese Schubkarren, Steine und Sand stehen und liegen ließen, sich den Schweiß von den Stirnen wischten und voller Gift die Schauplätze ihrer unfreiwilligen Thätigkeit verließen. Der arme kleine Vogtius mußte stillschweigend so manche bittere Pille hinunterschlucken und dankte seinem Schöpfer, als er erst wieder zu Hause war. Voller Wehmuth erzählte er seiner Frau was ihm begegnet, wie sein Plan, die Revue zu sehen, vereitelt worden und er wie ein Tagelöhner gearbeitet habe. Seine Frau hörte ihm mit der größesten Geduld zu, denn sie wußte aus alter Erfahrung, daß ihr Mann keine Unterbrechung ertrug, und doch Alles schon voraus wußte, was sie hätte sagen können. Nur als er ganz fertig war, nichts, auch nicht der kleinste Nebenumstand mehr zu erzählen war, machte auch sie sich Luft und rief:

„Aber Theophile, sage mir um Gottes Willen, reitet Dich denn, mit Respekt zu sagen, der lebendige Satan, daß Du dem Könige gerade ins Gesicht lügst und weder an Frau noch Kind denkst. Wenn der Alte dahinter kommt, daß du ihn belogen, so bist du zum längsten Kastellan gewesen. Es ist nichts so fein gesponnen, das nicht" —

— „käme an das Licht der Sonnen, willst du sagen. Ja, so heißt es im Sprichwort, entbehrt aber jeder wissenschaftlichen Begründung, wie wir oben in der Session zu sagen pflegen. Wie sollte der König

wohl dahinter kommen, daß ich ihm durch eine Subterfuge, Stratagem, oder um mich faßlicher auszudrücken, Kriegeslist auf eine falsche Fährte geholfen. Hätte ich es nicht gethan, so hätte ich anderen Falles die schönsten Schläge genießen können, welche um so erniedrigender für einen Kastellan und Sessionsdiener derer Societät der Wissenschaften gewesen wäre, als in mir gewissermaßen die Wissenschaften und noch dazu publice, öffentlich oder coram populo flagellirt worden wären."

„Ich würde mir weniger daraus gemacht haben, wenn dich der Alte flagellirt hätte, wie du es nennst, als daß du dich unterstanden, ihm geradezu etwas vorzulügen. Heut zu Tage bekommen viele Leute Prügel" —

„Bediene dich nicht so gemeiner Ausdrücke, Weib! Hast du nicht gehört, daß ich das Wort Flagellation in vorliegendem Falle angewendet, wie es auch einem Angehörigen derer Societät der Wissenschaften zukommt, geziemt oder eignet."

„Ach was Flagellation oder Prügel, nenne es wie du willst, die Sache bleibt doch dieselbe. Wenn nun der König nächstens wieder einmal bei der Baustelle vorbeireitet und euch Alle nicht sieht, und vielleicht mit dem Wirthe des Hauses spricht, und sich erkundigt und der ihm Alles gesteht, und so deine Lüge an den Tag kommt, und" —

„Hör auf Weib mit deinen Unds! — Ist es nicht ein wahres Unglück mit den Weibern! — Statt

dem Manne Trost zuzusprechen, ihn aufzurichten in denen Adversitäten des Lebens, machen sie einem den Kopf noch wärmer und reden von Dingen, die ihrer Erschrecklichkeit wegen ganz außer allen vernünftigen Berechnungen liegen."

Herr Vogtius suchte durch die Heftigkeit mit der er seiner Frau durch den Sinn fuhr, die eigene Angst zu beschwichtigen, aber ihm war doch gar nicht wohl zu Muthe. Seine Ehehälfte hatte nur zu Recht. Faulheit, Lauheit in Ausübung religiöser Pflichten und Lüge waren drei Dinge, die der König nie verzieh und unnachsichtlich bestrafte. Das wußte er recht gut, und wenn er an die möglichen Folgen seines frechen Unterfangens dachte, rieselte es ihm kalt unter der Kopfhaut und lief schauernd den Rücken hinab. Nach solchem Ausbruche wußte Frau Vogtius schon, daß nichts mehr mit ihrem Mann aufzustellen war, sie schwieg also, und versparte sich die weiteren Verhandlungen bis auf den Abend beim Zubettegehen; da hatte sie ihn gewiß, da mußte er stillhalten und zuhören, während er sonst fortzulaufen pflegte, wenn sie Mittags oder gegen Abend zankte. Schweigend und maulend, setzten sich Herr und Frau Vogtius zu Tische. Als aber abgegessen war, suchte er das Gespräch wieder darauf zu bringen, weil er gern einen Vorwand haben wollte, fortzurennen nnd in die Tabagie zu gehen; sie merkte aber, wo er hinaus wollte, und schwieg mäuschenstill. Brummend setzte er sich an

den Schreibtisch um „Acta eruditorum“ zu copiren, während sie draußen Kaffee brannte, so daß also vor Abend an keine weitere Explication zu denken war.

Nachmittags gegen vier Uhr klingelte es plötzlich sehr stark, und wer beschreibt den Schrecken des maulenden Ehepaares, als ein Adjudant des Königs in ihre Wohnung trat und nach dem Kastellan Vogtius fragte.

„Das bin ich, zu Ew. Gestrengen Befehl!“ —

„Hat Er heute Morgen auf dem Rondeel an einer Baustelle mitgearbeitet?“ —

„Das heißt, insofern man eine augenblickliche, voluntarie und vorübergehende Hülfsleistung arbeiten nennen kann, habe ich wohl gearbeitet, aber es dürfte.“ —

„Se. Majestät lassen Ihm Allerhöchstdero besonderes Wohlgefallen darüber zu erkennen geben und befehlen, daß Er sich auch ein Haus bauen soll.“

„Herr Gott, ich mir ein Haus bauen! — Hierbei fragt sich unmaßgeblich: wovon?“ —

„Das haben Se. Majestät ebenfalls bedacht und haben der Potsdamer Kammer aufgeben lassen, daß Ihm Bauholz aus dem Wusterhauser Forst und Steine aus der Nedlitzer Ziegelei verabfolgt werden. Sonstige Kosten an Fuhrgeld und Handwerkslohn sollen aus der Kasse derer Societät der Wissenschaften gutgethan werden.“

„Wie ich die erwähnte Kasse kenne, dürfte diese

Gutthuung nur höchst spärlich ausfallen, was ich nicht verfehlen wollte, Ew. Gestrengen noch ganz besonders zu insinuiren.“ —

„Raisonnir' Er nicht! — Se. Majestät haben befohlen und damit Punktum. Was aber den Arbeitslohn betrifft, so verhoffen Se. Majestät, daß diejenigen Bürger, denen Er so bereitwillig geholfen, auch Ihm ihre Hülfsleistung nicht versagen werden, von dieser Seite also weniger Kosten zu vermuthen sind.“ —

„Dürfte keineswegs mit Gewißheit anzunehmen sein.“ —

„Sage Er ihnen nur, daß Se. Majestät sich sehr stark dessen versehen. — Adieu! Hat Er sonst noch was auf dem Herzen?“ —

„Lieber Gott, erschrecklich viel! — Es ist ein ganz grenzenloser und undenkbarer Gedanke, daß ich armes, unbemitteltes Wurm mir ein Haus bauen soll. — Habe Frau und Kinder, drei Kinder, Ew. Gestrengen, — und es liegt durchaus nicht im Reiche der Unwahrscheinlichkeit, daß ich deren noch mehrere erziele. — Habe also nichts übrig, und zu einem Hausbau gehört doch Geld. — Das habe ich aber nicht und werde es auch alles Vermuthens nicht erzielen, gewinnen oder — um mich kürzer auszudrücken — erwerben. Wenn daher Se. Majestät in Allerhöchst Dero überschwenglichen Gnade vielleicht Vernunft annehmen und mir lieber ein fertiges Haus schenken wollten.“ —

„Sage Er Sr. Majestät das selber. — Ich habe nicht Lust, dergleichen Bestellungen auszurichten. Noch eins! Auch den Platz schenkt Ihm Se. Majestät in der Wilhelmsstraße. Er kann sich aussuchen. Also bald, versteht Er? Je eher Er anfängt, je besser. Adieu!" —

„Erlauben Ew. Gestrengen, daß ich, meiner submissesten Pflicht gemäß, Ew. Gestrengen bis an die Hausthür begleite. — Legen Ew. Gestrengen meine allerdevoteste, unvorgreiflichste und gehorsamst ersterbende Dankbarkeit Sr. Majestät — fallen Ew. Gestrengen nicht, die Treppen sind ein wenig holprig — alleruntertthänigst zu Füßen und versichern dem Allerdurchlauchtigsten Landesvater — nein, sehen Ew. Gestrengen mal die Nachlässigkeit der Nachbarsfrau, läßt den vollen Zuber mit Regenwasser grade auf dem Flur stehen, wo man durch muß! — daß ich nicht ermangeln werde, mir Holz, Steine und Geld aus der Societätskasse geben zu lassen, was aber das übrige annoch benöthigte Geld betrifft, so fürchte, besorge und muthmaße, ja, ich möchte mich erkühnen zu sagen, a h n e ich entfernt, daß — — Da haben wir's! fort ist er, dieser Mann des Krieges — hört so wenig auf meine bescheidenen Zweifel, als der Eckstein da vor mir! — Herr Gott! ich bin ein geschlagener Mann, ein ruinirter Kastellan, ein verschuldeter Hauseigenthümer! Was wird meine Frau sagen, wenn ich wieder hinauf

komme? Muth, Theophile und rede sie ruhig; wenn ich nur erst zu Bette wäre!" —

Mit diesen Gedanken und Befürchtungen schlich der ganz Zerknirschte wieder die Treppe hinauf in seine Wohnung, wo seine Frau ihn schon mit verweinten Augen empfing.

„Da haben wir's!" — rief sie ihm entgegen.

„Nein, wir haben's noch nicht — das Haus nemlich. Steine und Holz haben wir, und das ist freilich schon etwas, aber das Geld — damit wird's hapern, denn ehe die Societäts-Kasse etwas herausrückt, wird's lange Beine haben. Ich kenne unsre Session. Die Herren sind alle krumm, wenn sie sich bücken. Nehmen wollen sie alle, aber geben? — Appage! oder — um mich verständlicher auszudrücken — damit ist's nichts." —

„Siehst Du nun, daß der König sich recht gut daran erinnert, was Du ihm vorgelogen? — Nun wird er sich gewiß auch noch näher nach Dir erkundigen; — und dann kommt Alles heraus. Ach Gott, ach Gott! — Muß denn so ein Unglück über unser Haus kommen? Mann, hast Du denn Gott gar nicht vor Augen, daß Du solche schändliche und unchristliche Lügen unter die Leute bringst?"

„Unter die Leute? Unterstehst Du Dich, gekrönte Häupter, Gouverneure und Adjutanten mit dem ungebührlichen Ausdruck: „Leute" zu bezeichnen, benennen und traktiren. Und wenn ich nun auch eine geflissentliche Unwahrheit von mir

gegeben, habe ich es nicht aus Noth und in gerechter Besorgniß vor einer unverhältnißmäßigen Annäherung des Königlichen Stocks an meinen unmaßgeblichen Rücken gethan? Was geschehen ist, ist geschehen und nun nicht mehr zu ändern. Sei still, Weib, und heule mir die Ohren nicht voll." —

„Ja, so heißt es immer, wenn Deine Frau ein mal vernünftig mit Dir reden will. Ach Gott, hätte ich das gewußt, als Du mir nachliefst und mich mit aller Gewalt heirathen wolltest." —

„Dito, Frau Vogtius; hätte man freilich gewußt, welches Kreuz man sich auflabet" —

„Was, bin ich Dir ein Kreuz? — Nein, das ist nicht länger auszustehen. Schäme Dich, wenn unsere Kinder —

— das hören." „willst Du sagen. Ein fürtrefflicher Gedanke! — Warte, das sollst Du nicht umsonst gesagt haben. — Zanke Du mit wem Du willst, aber nicht mit mir, Deinem Gatten, Eheherrn oder Ehewirth, wie man sich ehedem auszudrücken pflegte."—

Und damit stülpte der kleine Vogtius seinen Hut auf, nahm den hohen Rohrstock und lief zur Thür hinaus, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um in die Tabagie zu gehen. —

Frau Vogtius aber dachte bei sich:

„Komm Du mir nur heute Abend nach Hause!" —

VIII.

Während draußen vor dem Thore die glänzende Revue statt fand, saß der Geheime Rath Eckardt mit van der Queeß in einem Hinterzimmer seines Hauses und durchsuchte aufmerksam einen Stoß alter, bestäubter Papiere, die bis zu diesem Augenblick vergessen und unbeachtet in einem Bücherschranke gelegen. Van der Queeß war gleichzeitig mit dem Geheimen Rathe von Potsdam in Berlin eingetroffen, hatte das wiederholte Anerbieten desselben, bei ihm zu wohnen angenommen, und vergeblich während des vergangenen Tages auf eine Gelegenheit gewartet, die so sehr gewünschte Untersuchung jener Papiere vorzunehmen. Der Geheime Rath war während des Vormittages beim Könige gewesen, Nachmittags aber so von Besuchen, Bittstellern und Geschäften überhäuft werden, daß sich durchaus keine Zeit zu einer Besprechung mit van der Queeß gefunden. Heute aber, wo der König ausschließlich sich mit der Revue beschäftigte, und Alles, was nur irgend zum Hofe gehörte, diesem militairischen Schauspiele beiwohnte, schien die günstigste Gelegenheit zur Durchsicht jener Documente, und schon früh Morgens hatte der Geheime Rath seinen Gast zu einer solchen einladen lassen. So saßen denn Beide in dem Zimmer des neuerbauten Hauses, das vor der Hand als Aufbewahrungsort für die Bibliothek diente, bis die neu anzufertigenden großen Schränke,

nach den besten französischen Mustern, diese aufnehmen sollten. Das Convolut sehr verschiedener Schriften war, nachlässig zusammengebunden, von dem Geheimen Rathe in Gegenwart seines Gastes hinter einer Reihe mächtiger Folianten hervorgenommen worden, und Beide suchten nun ängstlich nach solchen Aktenstücken, die auf jene verborgenen Schätze sich beziehen konnten. Es war schwer, sich aus dem Wulste alter, meist ganz bedeutungsloser Papiere herauszufinden; endlich aber stießen sie auf jenes halbdurchgerissene Blatt alten vergelbten Papieres, welches van der Queeß augenblicklich für die andere Hälfte der in seinen Händen befindlichen Schrift erklärte. Das Dokument in wendischer Sprache, welches den Nachweis über jenen von Kohlhaas vergrabenen Schatz enthalten sollte, wurde nicht gefunden. Wahrscheinlich hatte also der Kämmerer Lippold, der die hinterlassenen Papiere jenes Leberecht von Queiß, welcher im Jahre 1545 gestorben war, an sich zu bringen gewußt, den Schatz schon gehoben. Bekannt war Beiden, welche Reichthümer der Jude Lippold aufgehäuft, als er unter Johann George hingerichtet wurde. Die Vermuthung, daß er sich in den Besitz des von Kohlhaas zusammengeraubten Geldes gesetzt, hatte viel für sich. Indessen verschwand auch diese getäuschte Hoffnung vor der vollen Gewißheit, sich durch jenes ungleich wichtigere Dokument, welches den vergrabenen Schatz der Falschmünzer unter George Wilhelm be-

schrieb, im Besitz der Mittel zu sehen, diesen zu heben. Van der Queeß holte sogleich das sorgfältig in seiner Brieftasche verwahrte andere Stück hervor, verglich es mit dem vorgefundenen und Beide überzeugten sich, daß sie das Gesuchte gefunden. Mit der gespanntesten Erwartung fügten sie das Zerrissene aneinander und lasen nun Folgendes:

„Endesunterschriebene: Gerhard von Queiß, Kurfürstlich-Brandenburgischer Hauptmann, und Peter van Voorst, Kaufmann, verpflichten sich hiermit gegenseitig an Eides statt: das Geld, welches an der, im Verfolg dieses näher bezeichneten Stelle vergraben liegt und unzweifelhaftes Eigenthum Beider ist, zu gleichen Parten unter sich zu theilen, oder, sollte die Erhebung erwähnten Geldes erst nach dem Tode eines der sich hiermit Verpflichtenden erfolgen, den Erben des andern solche gleiche Part zukommen zu lassen. Keine Entschuldigung, Ausflucht oder vielleicht eintretender Umstand soll Einen von dieser Verpflichtung gegen den Andern entbinden, im Gegentheil gewissenhaft die eigentliche Meinung dieses Paktes ausgeführt werden, welches auch die Umstände, Verhältnisse und Begebenheiten sein werden, unter denen Beide zusammen, Einer von ihnen oder die rechtmäßigen Erben derselben das Geld wieder ausgraben. Da es unter den obwaltenden Verhältnissen keine Wahrscheinlichkeit hat, daß Beide zusammen oder Einer von ihnen ungefährdet dahin gelangen können, wo dieses Geld liegt,

so ist gegenwärtiger Pakt aufgesetzt und übereingekommen worden, auf daß Jedermann erfahre, daß das vergrabene Geld zu gleichen Parten Eigenthum derer von Queiß und van Voorst ist, kein Anderer demnach Anspruch oder Recht daran hat als ihre Nachkommen. Es besteht dieses Geld aus:

352,000 Goldgulden allerhand Gepräges, deutschen Reiches sowohl als ausländischer Sorten;

82,000 Rosenobles, Pistolen, Dublonen, auch Kaiserstücke;

700,000 Stück Böhmische Thaler, halbe und ganze Kronen auch Philippsthaler;

1,200,000 in allerlei Münzsorten, Schreckenberger von Deventer und Schaumburg, polnische Dütchen, Danziger Oerter, Dickgroschen, alte Sechslinge, Lübische Schillinge, sogenannte Zehner, Fünfer, Pölkchen. Außerdem allerlei an Schaustücken, Silberbarren und sonst werthvolle Münzen, unbestimmt, aber wohl gegen die 50,000 Stück. —

Dieses Alles zusammengenommen, wohl sortirt, in guten Gebinden, und versiegelt mit dem anbei gedruckten Insiegel, liegt vorsichtig vergraben in der Köpnicker Bürgerheiden, am Fuße der Berge, so in dortiger Gegend die Müggelsberge genannt werden. Um den rechten Ort zu finden, muß Folgendes angestellt werden:

Einer stellt sich auf die letzte Kuppe der 7 Bergspitzen, nach der Müggelsee gelegen, so daß er das Dorf Müggelheim linker Hand zu liegen, den See

hinter sich und die Augen zwischen Köpnick und Britz hin gerichtet hat. Der Andere stellt sich auf die letzte Kuppe gegen die wendische Spree mit dem Rücken gegen das Wasser und dem Gesicht nach dem Müggelsee. So postirt, werden sich beide Personen sehen können. Jetzt geht ein Dritter von der Bürgerheide her gegen den Fuß der Berge zu, da, wo der Teufelssee, auch Teufelspfuhl und Saupfuhl genannt, liegt, und geht so lange vorwärts, bis beide Personen auf den letzten Bergen rechts und links ihn gerade, in einer geraden Linie mit sich sehen können. Diese Stelle merkt sich der Dritte und bleibt stehen, bis die beiden Andern vom Berge herunter sind. Nun wird der Teufelssee dem Dritten im Rücken und die mittelsten Berge vor ihm liegen. Es werden jetzt von den beiden Ufern des Teufelssees rechts und links zwei gerade Linien bis an die Berge gezogen, dann von den 4 Ecken des so erlangten Vierecks Querlinien in die Mitte desselben, und wo diese Linien zusammenlaufen ist der Ort, wo das Geld vergraben liegt. Es werden dort verschiedentliche große Steine bemerkt werden, welche halb in der Erde liegen, dahinter aber ein kleines Tannengebüsch, Kuseln genannt. Der Boden steigt hier allmälig zum Berge an und nun muß nachgegraben werden. Die Fässer sind noch mit einer Lage Bohlen bedeckt, dann aber Erde darauf geschüttet, wieder mit Rasen belegt und Reisig dort zusammengetragen. Da es nun schon drei

Jahre in der Erde liegt und das Erdreich ganz gut und unmerkbar wieder darüber gewachsen, der Ort auch abgelegen ist, und wegen des Teufelssees, von dem die Bürger in Köpenick und die Bauern in Müggelheim glauben, daß er behext sei, Niemand dorthin kömmt, so liegt das Geld gewiß unversehrt, bis Einer der Endesunterschriebenen es hebt. — Im Ganzen sind es 31 Tonnen, große und kleine Gebinde.

Rotterdam, den 12ten des Monats July 1639.

Gerhard von Queiß.
Peter van Voorst."

Nach dieser genauen Beschreibung schien es fast unmöglich, die Stelle zu verfehlen, wo dieser bedeutende Schatz nun seit 102 Jahren vergraben war und unwillkührlich schwiegen Beide einige Minuten, indem sie sich in Gedanken die möglichen Folgen einer so ungewöhnlichen und glücklichen Entdeckung ausmalten. Endlich unterbrach van der Queeß diese Pause mit dem Ausruf:

„Nun, Herr Geheimer Rath, so habe ich Ihnen doch also nicht zu viel gesagt, und Sie sehen jetzt ein, von welcher Bedeutung dieses Papier für uns Beide sein kann. Mein Vertrauen setzt Sie in den Stand, dem Könige einen großen und gewiß willkommenen Dienst zu leisten, der Ihren Einfluß nothwendigerweise noch vermehren muß. Ich habe also ein Anrecht an Ihre Dankbarkeit. Sie wissen

was ich wünsche, warum ich mein neues Vaterland verlassen und hierher gekommen bin. — Die Wiederherstellung des guten Namens meines Urgroßvaters und das kräftige Einschreiten des Königs in die Colonial-Angelegenheiten an der Küste von Guinea. Wenn dem Könige durch dieses Geld ein Mittel geboten wird, Preußens Anspruch auf jene Niederlassungen mit Nachdruck wieder aufzunehmen, so bin ich überzeugt, daß er auf meine Vorschläge eingehen wird. Jedenfalls müßte man dies als Bedingung für die Auslieferung des Schatzes stellen."

„Ich muß gestehen, Herr van der Dueeß, daß die Gewißheit, welche ich durch dieses Papier erhalten, mich jetzt erst ernstlich an die wichtigen Folgen denken läßt, welche dieser außerordentliche Umstand für uns Alle haben kann. Zuvörderst sind wir doch einig, daß von dem Augenblicke an, wo der Inhalt dieses Dokumentes zu meiner Kenntniß gekommen, ich als Diener des Königs verpflichtet bin, die unzweifelhaften Rechte Allerhöchstdesselben zu wahren. Von Bedingungen kann für das Oberhaupt des Staates bei Ueberlieferung jenes Geldes nicht wohl die Rede sein." —

„Herr Geheimer Rath!" — —

„Lassen Sie mich ausreden, Herr van der Dueeß. — Ich sage, von Bedingungen kann keine Rede sein, das hindert aber nicht, durch jedes erlaubte Mittel für die Erfüllung Ihrer Wünsche zu wirken. Was die Rehabilitirung Ihres Urgroßva-

ters betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Se. Majestät nach Prüfung Ihrer desfallsigen Anträge und Beweismittel gewiß thun werden, was sich mit der Gerechtigkeit und dem Andenken an Allerhöchstdero glorreichen Vorfahren, den großen Kurfürsten, verträgt. Was aber die Wiedererwerbung der afrikanischen Kolonieen betrifft, so verhehle ich Ihnen nicht, daß Se. Majestät durch die traurigen Ergebnisse dieser Angelegenheit unter der Regierung des hochseeligen Königs, auf's Aeußerste gegen eine Colonial-Besitzung und dazu nöthige Seemacht Preußens eingenommen sind." —

„Aber erkennen Sie denn nicht, Herr Geheimer Rath, daß Preußens Zukunft eine andere, glänzendere sein muß, wenn es sich durch eine Marine und Kolonial-Besitz in die Reihe der Mächte ersten Ranges erhebt?" —

„Auf meine Meinung kommt es hier nicht an, obgleich diese keinesweges mit der Ihrigen übereinstimmt, sondern auf die Meinung Sr. Majestät, und diese ist jeder Erweiterung und Vergrößerung des Staates entgegen, sobald diese sich erst in ihrer Zukunft als vortheilhaft darstellt. Indessen soll geschehen, was möglich ist. Vor allen Dingen müssen wir jetzt erst die Ueberzeugung haben, ob jener Schatz auch wirklich noch vorhanden ist und es fragt sich, welche Schritte wir in dieser Beziehung zunächst zu thun haben." —

„Eine Besichtigung der Gegend, die hier so ge-

nau beschrieben ist, wäre wohl das Beste, ehe wir ernstlich zum Werke schreiten." —

„Sollen wir Se. Majestät schon vorher in Kenntniß setzen, oder selbst den Schatz heben und das gefundene Geld gleich übergeben?" —

„Was meinen Sie, Herr Geheimer Rath?"

„Das sicherste Mittel scheint mir, erst im Besitz des Geldes zu sein, denn um Alles in der Welt möchte ich Se. Majestät nicht mit einer falschen Angabe täuschen. Es wäre doch möglich, daß der Schatz schon gehoben worden und leicht könnten wir dann als Betrüger oder Schwindler erscheinen. Ich meine damit nicht, daß wir selbst schon zu dem wirklichen Ausgraben jener bedeutenden Summen schreiten sollen, aber die feste Ueberzeugung, daß er noch vorhanden ist, müssen wir gewonnen haben, ehe weiter etwas geschehen kann." —

„Ganz einverstanden, Herr Geheimer Rath. Wie aber wäre das anzustellen?" —

„Gleich heute muß dazu gethan werden. Bei Hofe ist große Tafel mit allen Generalen und Staabs-Offizieren, also mag ich wohl den übrigen Tag für mich verwenden können. Ich dächte, wir führen gleich nach Köpenick und untersuchten von dort aus die Gegend, welche hier beschrieben ist."

„Nach der Angabe dieses Papiers gehören aber 3 Personen dazu, um die genauen Punkte zu finden. Wem sollen wir so Wichtiges anvertrauen?" —

„Sie haben Recht. — Ich denke hin und her,

finde aber Niemand im Kreise meiner Bekannten, der nicht auf solches Vertrauen künftig große, vielleicht unerfüllbare Forderungen gründen würde. Haben Sie denn Niemand hier in Berlin, den Sie geeignet halten?“ — —

„Vielleicht meinen Vetter, den Lieutenant von Queiß, den Sie in Potsdam beim Obersten von Einsiedel gesehen? — Ich kenne ihn zwar nur aus einer Unterhaltung, aber er ist Offizier und von Adel, überdem brauchten wir ihm ja nicht zu sagen, worauf es eigentlich ankommt. Was meinen Sie?“

„Da Sie ihn empfehlen, so habe ich nichts dawider. Ist er denn in Berlin?“

„Die Potsdamer Garnison ist ja zur Revue hier eingerückt; gestern Nachmittag sah ich ihn auf einen Augenblick.“ —

„Können Sie ihn auffinden, so soll es mich freuen, wenn wir heute schon, so bald als möglich, zusammen dorthin fahren können. Anspannen lasse ich sogleich und erwarte dann nur Ihre Rückkehr.“ —

Nach einigen erklärenden Besprechungen verließ van der Queeß das Haus des Geheimen Raths, um seinen Vetter aufzusuchen. In der weitläuftigen Stadt das Quartier desselben zu finden, schien ihm bei der Kürze der Zeit unmöglich; er ging also durch die Markgrafenstraße den gerade von der Revue zurückkehrenden Truppen entgegen, hörte aber schon an der Kirchstraße, wie zu jener Zeit die jetzige Kochstraße noch hieß, daß das Leib-Bataillon Gre-

nadire schon herein gekommen und die Friedrichsstraße hinunter nach dem Friedrichsstädtschen Markte marschirt sey, so daß er sie verfehlt hatte. Augenblicklich kehrte er um und kam gerade noch auf den Markt, als die Compagnieen auseinander gingen. Bei einigen Offizieren erkundigte er sich nach dem Lieutenant von Queiß und erfuhr, daß Lebrecht vor einigen Minuten die Jägerstraße hinauf gegangen sey; zufällig stand sein Bursche in der Nähe, wurde von einem der Offiziere herbeigerufen und gefragt, ob er nicht wisse, wo sein Herr zu finden wäre.

„Der Herr Lieutenant sind nach der Garnison-Kirche gegangen und haben befohlen, daß ich in einer halben Stunde mit dem Pferde dort bei der Wohnung des Todtengräbers am alten Pulverthurm warten soll."

„Will Er mich wohl dahin führen, mein Freund, ich habe seinen Herrn nothwendig zu sprechen?"

„Zu Befehl! — aber Ew. Gnaden müssen dem Herrn Lieutenant nicht sagen, daß ich Ihnen erzählt, wo er ist. Der Herr Lieutenant können das nicht leiden und könnten böse darüber werden, obgleich der Herr Lieutenant mir es heute nicht gerade besonders verboten haben." —

Mit einem Dank gegen die Offiziere folgte van der Queeß dem Grenadier über den weiten wüsten Friedrichsstädtschen Markt, auf dem damals noch viele Linden-Bäume standen, welche von der Esplanade herrührten, die ehemals außerhalb der Festungs-

werke zwischen dem Leipziger und Neustädter Thor sich befand. Weder die beiden prachtvollen Thürme, noch das Schauspielhaus waren damals vorhanden und nur unansehnliche, meist einstöckige Häuser umgaben den Platz, den jetzt Palläste zieren. Das Volk nannte diesen Platz noch immer Mittelmarkt, da er erst später durch die dort befindliche Hauptwache und die Ställe des Regiments Gensd'armes den Namen Gensd'armen-Markt erhielt. Durch die Behrenstraße, über die weiten wüsten Plätze am Kupfergraben zur Hundebrücke (Schloßbrücke), kleine Pomeranzenbrücke (jetzt Straße hinter dem Museum) und große Pomeranzenbrücke (Friedrichsbrücke) in die neue Friedrichsstraße, wo seit 16 Jahren die neue Garnison-Kirche stand, welche 1722 erbaut war, nachdem die alte Kirche durch die Explosion des Pulverthurms in der Nähe, 1720 zerstört worden war. Obgleich dieses furchtbare Ereigniß vor 18 Jahren stattgefunden, waren doch die Spuren desselben noch nicht ganz verwischt. Hin und wieder standen zwar die alte Communication an der Festungsmauer entlang einzelne Häuser, im Ganzen aber war es hier wenig angebaut, da alle Neubauten sich vorzüglich nach der Friedrichs- Dorotheen- und Königsstadt wandten. Der Kirche gegenüber an der Ecke der Spandauer-Straße stand das Todtengräberhaus, dessen Bewohner die besondere Aufsicht über die Begräbnißgewölbe der Garnison-Kirche hatte, in welcher alle Generale, Staabs- und Ober-

Offiziere, wenn sie es wünschten, beigesetzt wurden.

Bis hierher hatte der Grenadier van der Queeß geführt, blieb nun stehen, zeigte auf das Haus und meinte, daß der Herr Lieutenant wahrscheinlich da drinnen wären. —

Auf diese Weisung trat van der Queeß in das Haus ein und wunderte sich nicht wenig, hier denselben Todtengräber zu finden, mit dem er auf dem Garnison-Kirchhofe in Potsdam gesprochen. Er war eben beschäftigt, auf dem Flure starke Nägel in die Wand zu schlagen, an denen er Grabscheite, Hacken Sägen und Bohrstangen in Ordnung aufhängen wollte. Eben wollte er, nachdem er dem fleißigen Alten einen guten Tag geboten, fragen, ob der Lieutenant nicht hier sei, als er der Bitte des Grenadiers gedachte und ihm plötzlich der freundliche Gruß, so wie die Zerstreutheit Lebrechts an dem Thorwege des Potsdamer Garnison-Kirchhofs einfiel. Jetzt erst erinnerte er sich des schönen Mädchens, dem jener Gruß gegolten und er fürchtete, durch eine Frage nach ihm dem alten Vater vielleicht Kummer zu machen. Um seine Verlegenheit über dieses plötzliche Erkennen eines Verhältnisses zwischen seinem Vetter Lebrecht und der schönen Malplaquet zu verbergen, erkundigte er sich nach ganz gleichgültigen Dingen und fragte unter Anderm, ob nicht eine Wohnung in diesem Hause zu vermiethen sei.

„Nein, Ew. Gnaden, das Haus gehört dem Gouvernement von Berlin und hat nur zwei Dienst-

wohnungen für den Todtengräber und Organisten an der Kirche drüben, aber nebenbei in der Spandauer-Straße stehen noch Wohnungen leer, denn jetzt zieht ja alle Welt in die Friedrichs-Stadt."

„Wie kommt es denn, daß Ihr jetzt in Berlin seid; vor 4 Tagen wart Ihr ja noch in Potsdam? — wo ich mit Euch gesprochen, als der Soldat aus der Bukowina begraben wurde?" —

„Versetzt und befördert, Ew. Gnaden. — Die Vorgesetzten haben endlich ein Einsehen gehabt; gestern bin ich mit der Garnison zusammen herübergekommen. Hatte die Erlaubniß erhalten, meine Mobilien und Geräthschaften mit der Militair-Bagage zu transportiren und bin seit gestern hier installirt." —

„Wünsche Glück dazu! — Ist denn Eure Tochter, das hübsche Mädchen auch mitgekommen?" —

„Ei gewiß! Ein Vater wird doch von seinem Kinde nicht lassen? — Sie ist gerade drüben hinter der Kirche beschäftigt altes Gerümpel dort in den Schuppen zu stellen." —

„So so! — Kommt sie wohl bald wieder herüber?

„Denke wohl! hat hier im Hause noch genug zu räumen und über Seite zu bringen, aber was kümmert das Ew. Gnaden? —

„Fragte nur so, weil mir das Mädchen wegen ihrer Schönheit und Zierlichkeit gleich das erstemal auffiel, als ich sie sah und ich mit Wohlgefallen ihr

zugehört habe, als sie von ihrer großen Liebe und Anhänglichkeit für ihren Vater sprach.“ —

„Ja es ist ein gutes Kind, ein wahrer Seegen Gottes für mich alten Kerl. — Ich weiß nicht, ob Ew. Gnaden auch Kinder haben, aber so eine Tochter wie meine Malplaquet, möchte ich Jedem wünschen.“

Van der Queeß sah nun wohl, daß er auf diese Art schwerlich erfahren würde, ob der Lieutenant hier sei und vermuthete, daß er vieleicht hinter der Kirche mit der Tochter spreche, währen der Vater im Hause beschäftigt war. Wie aber dort hinkommen, ohne den Verdacht des Alten zu erregen? Darüber nachsinnend, fiel ihm plötzlich ein, daß Wedekind ihm vieleicht bei dem Aufsuchen des vergrabenen Schatzes behülflich sein könnte und fragte ihn daher wie man es wohl machen müsse, wenn man untersuchen wolle ob ein Sarg der schon über hundert Jahre in der Erde liege, noch vorhanden sei?

Verwundert über diese Frage erwiederte der alte Wedekind: —

„Ei, davon ist schwerlich noch ein Stäubchen übrig, So ein Sarg verfault nur zu bald, 's kommt aber auch auf das Holz und auf das Erdreich an. Manchmal findet man doch derlei altes Handwerk. Soll aber darnach gesucht werden, so muß man mit solchen Bohrstangen, wie ich eben eine hier aufhänge, in das Erdreich bohren, da weiß man gleich ob man noch auf Holz trift, oder ob schon Alles verwest ist.

„Wollt Ihr Euch ein Stück Geld verdienen?

„Warum nicht, wenn es auf ehrliche Art geschehen kann, und nicht gegen den Dienst ist.“

„Ich bin hier fremd. — Vor langen Jahren ist einer meiner Vorfahren, der unter den Schweden diente, als sie Berlin belagerten, gestorben und bei Cöpenick begraben worden. Nun wäre es mir lieb, wenn ich die Stelle auffinden könnte, wo er liegt. Wollt Ihr mir dabei behülflich sein, so sollt Ihr 5 Thaler haben.

„Wenns weiter nichts ist?

„Aber es muß heute noch geschehen, wo möglich gleich!“ —

„Das geht nicht. Bin ja noch kaum eingerichtet hier im Hause, und kann doch nicht Alles stehen und liegen lassen. —

„Ich gebe Euch noch einen Thaler mehr. — Und überdem thut Ihr nicht mir allein den Gefallen, sondern auch dem Geheimen Rathe Eckardt, dem auch an der Auffindung des Grabes gelegen ist.“ —

„So? — 6 Thaler sind ein schönes Geld! — Dergleichen Verdienst kommt mir nicht oft vor, aber deswegen thäte ich es doch nicht. Wenn ich aber dem Herrn Kamin — wollte ich sagen — Geheimen Rathe damit zu Diensten stehe, so bin ich gleich bereit, denn dem habe ich eigentlich meine Beförderung hier zu dem Posten zu verdanken.“ —

„Der Geheime Rath hat mich selbst hergeschickt und läßt Euch darum bitten.“

„Da freut es mich, daß ich mich gleich bei ihm bedanken kann. Wann und wo soll ich mich einfinden?“

„In einer halben Stunde an der Jägerstraße und Friedrichsstädtschen Markt Ecke, vor dem neuen Hause des Geheimen Rathes. Bringt die Bohrstangen und sonst Geräthschaft zum Graben mit.“

„Werde zur rechten Zeit an Ort und Selle sein.“

„Also in einer halben Stunde?“

Froh, dies für seinen Zweck gewonnen zu haben verließ van der Queeß den alten Wedekind, ging auf die Straße zu den, hinter dem Vorsprunge der Kirche wartenden Grenadier, und fragte diesen, ob sein Herr noch nicht gekommen wäre. Auf die verneinende Antwort, hieß er ihn hinter die Kirche gehen und nachsehen, ob der Lieutenant nicht etwa dort mit Jemand spreche, wäre dies der Fall, so solle er ihn nur rufen, verantworten wolle er es schon selbst bei seinem Herrn.

Van der Queeß hatte richtig vermuthet. Lebrecht sprach angelegentlich mit der schüchternen Malplaquet als sein Bursche ihn abrief. Gleich nachdem die Compagnien auseinander gegangen waren, hatte er das Haus des alten Todtengräbers aufgesucht, der wie er wußte, gestern mit der Bagage nach Berlin gekommen war. — Eben wollte er auf die Kirche zugehen, als Malplaquet, einen Kasten tragend, aus der Thür des Eckhauses trat, über die Communication und hinter die Kirche ging, wo sie in einem Holzschuppen, der an die alte Festungsmauer ange-

baut war, allerlei Geräthschaften ordnete. Unbemerkt folgte er ihr dahin und begrüßte die Verlegene mit so vieler Herzlichkeit und Freude, daß diese verschämt über den nachlässigen Anzug, in dem Lebrecht sie fand, nicht wußte, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. —

„Ist Sie auch nicht mehr böse auf mich, liebe Jungfer, fragte er die Ueberraschte, indem er ihre Hand ergriff und herzlich drückte." —

„Ach Gott wie haben mich der Herr Lieutenant erschreckt!" war das Einzige was Malplaquet in ihrer Bestürzung zu antworten vermochte, dabei entzog sie ihm die Hand, wischte sie sorgfältig mit der Schürze ab und weigerte sich nicht, als er sie wieder ergriff. —

„Ich habe mich recht darnach gesehnt, mich bei Ihr zu entschuldigen. Was muß Sie von mir gedacht haben. Halte Sie mich nur nicht für einen bösen Menschen, weil ich an jenem Abend —"

„Ach reden der Herr Lieutenant doch nur gar nicht davon. Wie viel habe ich geweint, daß Ew. Gnaden mich für eine gar so leichtfertige Dirne gehalten haben. Und nun habe ich den Vater deshalb belügen müssen, Gott mag es Ihnen vergeben daß Sie mich zur Lügnerinn gemacht."

„Ich bereue ja von Herzen, was ich gethan, aber Ruhe habe ich nicht, bis ich weiß, daß Sie mir nicht mehr böse ist. Keinen Augenblick ist Sie mir seit jenem Abende aus dem Gedächtnisse gekom-

men. Ich habe vergeblich Gelegenheit gesucht, zu Ihr zu gelangen, aber der Dienst und der Marsch hierher nach Berlin ließen es nicht zu, dann war aber Ihr Vater auch immer bei Ihr.“ —

„Und ich hoffe auch mein guter Vater wird künftig immer bei mir sein, und mich schützen vor solchem Besuch, wie der Herr Lieutenant mir zugemuthet. Wie habe ich mich geschämt von Morgens früh bis Abends spät, daß ich solche Dinge habe hören müssen.“

„Aber ich bereue ja von Herzen, was ich gethan! Kann Sie es denn gar nicht vergessen? Habe ich doch nur aus übergroßer Liebe zu Ihr die Unbesonnenheit begangen. Hätte ich Sie früher gekannt, hätte ich gewußt, wie brav und gut sie ist, ich würde nicht gewagt haben, in Abwesenheit Ihres Vaters zu Ihr zu kommen.„

„Und doch thun es der Herr Lieutenant heute wieder!„ —

„Höre Sie mich an, Jungfer Wedekind. Ich bin Offizier und darf mich der unfreundlichen, vielleicht beleidigenden Behandlung Ihres Vaters nicht aussetzen, ehe ich weiß ob ich nicht wenigstens von Ihr eine freundliche, liebevolle Aufnahme finde. Ich kenne Sie noch zu wenig, um jetzt schon sagen zu können, was einst geschehen wird, aber so viel weiß ich, mein Herz zieht mich unwiderstehlich zu Ihr hin und ich werde sehr unglücklich werden, wenn ich Ihr entsagen muß. Darum komme ich jetzt noch

verstohlen, darum wünsche ich meine Liebe zu Ihr noch vor Ihrem Vater zu verheimlichen. Gäbe Sie mir aber nur durch ein Wort, durch ein Zeichen zu erkennen, daß Sie mich nicht haßt, daß Sie mir wohl gut werden könnte — dann sollte Sie schon sehen ob es mir Ernst um Sie ist."

„Aber was soll ich denn sagen, was soll ich denn für ein Zeichen geben? Ich weiß ja gar nicht was ich armes Mädchen zu einem vornehmen Herrn Offizier sagen darf.„ —

„Darfst Du mir denn nicht sagen, daß Du wenigstens meiner seit jenem Abende gedacht, wo ich dich zum erstenmale gesehen, daß Du mich in Deinen Gedanken entschuldigt, daß Du gewünscht hast mich wieder zu sehen?"

„Ach Gott ja, das Alles ist wahr. — Ich bin ganz verändert seit jenem Abende, früher war ich so froh und ruhig, meine Wirthschaft machte mir Freude und war mein ganzes Glück. Jetzt denke ich aber an nichts mehr, als was Sie mir gesagt, was ich kürzlich erlebt und bin gar so zerstreut und lässig. Habe ich doch nie solche Dinge aus dem Munde eines Mannes gehört, als Sie mir gesagt haben, Herr Lieutenant. — Ach lieber Himmel, wenn uns hier nur Niemand sieht, oder der Vater gerade herüber kommt.„

„Sei unbesorgt, sagst Du mir nur, daß Du mich gern wiedersiehst, so fürchte ich Deinen Vater nicht. — Ist mir es doch als sollte ich es der ganzen Welt

sagen, daß ich dich liebe. Aber mein Stand legt mir freilich Rücksichten auf, die ich nicht abweisen kann, — dem Wunsche des Herzens legt er Zwang an, dem ich mich noch nicht entziehen darf. Malplaquet, meine liebe Malplaquet fühlst du denn nicht, wie meine ganze Seele Dich in diesem Händedruck zu mir herüberziehen möchte?" —

„Ach ja liebster Herr von Queiß. — wenn uns nur Niemand sieht. — Ich muß auch wieder hinüber ins Haus zum Vater." —

„So versprich mir wenigstens, daß ich Dich noch einmal allein, ungestört sehen und sprechen kann, ehe ich zu Deinem Vater komme."

„Nein das darf ich nicht, ein Kind begeht schwere Sünde, wenn es etwas hinter dem Rücken des Vaters thut."

„Nicht jetzt, nicht gleich soll Du mir das versprechen, überlege erst, was ich Dir heute gesagt. Morgen um 3 Uhr gehe ich bei Deiner Wohnung vorbei, sehe ich Dich in der Thür stehen, so willigst Du ein, sehe ich Dich nicht, so haben wir uns heut zum letzten Male gesprochen, Mir überlaß es dafür zu sorgen, daß Dein Vater nichts erfährt. Mein Wort als Edelmann gebe ich Dir, daß Du es nie bereuen sollst, mir diese Zusammenkunft gewährt zu haben. Nein, antworte mir jetzt nicht — geh mit Dir selbst zu Rathe, frage Dein Herz, und Morgen laß mich erfahren, was Du beschlossen."

In diesem Augenblicke kam der Bursche Leb=

rechts um die Ecke der Kirche, und wußte nicht, was er thun sollte, als er seinen Lieutenant so vertraulich bei einem Mädchen stehen sah. Dieser aber hatte ihn bemerkt, rief ihn heran und hörte, daß der Herr, welcher in Potsdam bei ihm gewesen, vor der Kirche stehe und ihn zu sprechen wünsche. Unmuthig, sich gestört zu sehen, nahm er Abschied von Malplaquet, drückte noch einmal ihre Hand und sagte ihr mit den Augen, daß er Morgen pünktlich sein werde, dann ging er vor die Kirche, wo van der Queeß ihn empfing und sich entschuldigte vielleicht gestört zu haben. Ohne indessen zu äußern was er errathen und durch die Umstände bestätigt fand, theilte er seinem Vetter mit, was ihn dazu veranlaßt, ihn hier aufzusuchen, und bat ihn um seine Unterstützung. Lebrecht erstaunte, als er vernahm, um wie Wichtiges es sich handle, sagte aber seine Hülfe zu, da er während des Nachmittags und Abends sich, freilich in anderer Absicht, bei seinem Commandeur beurlaubt hatte. Während beide nach der Friedrichsstadt gingen, erzählte ihn van der Queeß, was geschehen solle, und war erfreut bei seinem Vetter aufrichtige Bereitwilligkeit und Theilnahme zu finden. So kamen sie zum Geheimerath, der sie voll Ungeduld bereits erwartete und seinen Wagen schon im Hofe des Hauses hatte anspannen lassen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen theilte van der Queeß dem Geheimerathe mit, daß er auch den alten Wedekind mitzu=

nehmen beabsichtige, da dieser ihnen von entschiedenem Nutzen sein würde. Zwar war es dem Geheime Rath nicht angenehm mit einem Todtengräber in seiner Carosse durch die Stadt zu fahren, indessen war die Sache zu wichtig, als daß er aus dieser Rücksicht sich hätte weigern sollen. Man nahm die beiden Papiere mit, sorgte sonst für das Nöthige wozu auch ein kaltes Abendbrod und Wein gehörte, wartete bis Wedekind mit seinem Geräth vor dem Hause erschien und fuhr dann ab.

In eigenthümlicher Stimmung sahen sich diese vier Männer im Anfange der Fahrt einander so dicht gegenüber. Die verschiedensten Gedanken und Gefühle bewegten jeden einzelnen. Was sich vor wenigen Tagen noch so fremd gewesen, ja sich kaum gekannt hatte, war hier zu einem Unternehmen vereinigt, das sowohl durch das Abentheuerliche und Geheimnißvolle an und für sich selbst, als durch den Hinblick auf die möglichen Folgen sie wunderbar anregte. Keiner von ihnen sprach etwas, bis sie die Stadt verlassen hatten und nun in dem tiefen Sande des Waldweges nach Cöpenick sich langsam diesem Städtchen näherten.

VIII.

Die Anwesenheit des alten Wedekind, so nützlich er ihnen bei ihrem Vorhaben auch sein mußte,

war doch jedem Gespräche über dasselbe unter den Uebrigen hinderlich. — Van der Queeß hatte dem Geheimen Rathe und seinem Vetter mitgetheilt, unter welchem Vorwande er jenen mitgenommen und so konnten sie nun auch in Gegenwart desselben nicht wohl sprechen, was kein anderer wissen durfte. Doch hatte dies Schweigen etwas zu Peinliches, als daß es länger hätte währen können. Der Geheime Rath fragte daher den Todtengräber, wie ihm sein neuer Posten hier in Berlin gefiele.

„Wird wohl noch kommen, Herr Geheime Rath, den ersten Tag läßt sich davon noch nichts sagen; wäre aber schlimm, wenn es hier nicht besser sein sollte als in Potsdam. Erlauben der Herr Geheime Rath, daß ich mich gehorsamst für die große Gnade und Güte bedanke, welche der Herr Geheime Rath für mich gehabt haben.“ —

„Bei mir muß Er sich nicht bedanken. — Hier, unser Herr Lieutenant von Queiß ist eigentlich Ursache, daß Er die Anstellung bekommen hat. Es hatten sich noch viele andere darum beworben, aber der Lieutenant verwendete sich so eifrig für Ihn, rühmte die Ordnung, die er auf Seinem Kirchhofe hielt, und wußte sonst Gutes von Ihm anzuführen, daß ich mich gerne bereitwillig zeigte, Ihn Seiner Majestät vorzuschlagen.“

„Da bin ich also dem Herrn Lieutenant meinen besten Dank schuldig. Nun, ich denke mich so zu führen, daß meine Vorgesetzten mit mir zufrieden

sein sollen, wenn die Kräfte und die Gesundheit nur ausreichen werden."

„Er ist wohl schon lange im Dienst? —"

„Habe schon 1706 als junger Kerl bei Reggio und Turin, 1709 bei Malplaquet und 1715 vor Stralsund und auf Rügen die Königliche Montur getragen, aber das sitzt mir auch in den Knochen. Lange Jahre habe ich nicht gewußt, daß ich die schweren Feldzüge mitgemacht; — jetzt merke ich es aber desto mehr. Ja, ja, man wird alt und die Strapatzen melden sich über kurz oder lang." —

„Ist Er verheirathet?"

„Nein — oder ja, Herr Geheime Rath, denn lügen ist mir zuwider.

„Nein und ja — das ist sonderbar! — Lebt Er getrennt von seiner Frau?" —

„Ja, Herr Geheime Rath, aber das ist eine traurige Geschichte und thut nicht gut, daß man davon spricht. Der Mensch soll in dem Stande heirathen, in dem ihn der liebe Gott geboren werden ließ. Das Erheben über seinen Stand hat im Leben noch keine guten Früchte getragen. Ist man einmal in Armuth und Niedrigkeit groß geworden, so soll man sich nicht versuchen lassen, darüber hinaus zu wollen. Ich hab's 15 Jahre meines Lebens bitter bereut." —

Van der Dueeß sah, wie unangenehm diese Aeußerung des schlichten alten Mannes auf den Ge=

heimeu Rath wirkte und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Lebt denn Eure Frau noch?" —

„O ja, und zwar in Hülle nnd Fülle! — Wer weiß, ob sie nicht gerade jetzt in einer prächtigen Staats-Karosse zu Hofe fährt." —

„Was sagt Ihr da?" fiel der Lieutenant ein, der aufmerksam bis jetzt zugehört, „zu Hofe? Eure Frau?" —

„Ja wohl, Herr Lieutenant. — Na, ist mir mal die alte Zunge mit dem länst vergangenen Glück durchgegangen, so mags auch drum sein. Meine Frau ist eine schwedische Gräfin. — Reich und vornehm, so vornehm und so reich, daß es eine Schande für sie sein würde, wenn ihr Mann, der Garnison-Todtengräber Wedekind, ihren Namen nennen wollte." —

„Aber wie hängt das Alles zusammen?"

„Das werden Ew. Gnaden mit ein paar Worten verstehen: Als wir Preußen Anno 15 vor Stralsund lagen, stand ich beim ersten Bataillon „Jung Dönhoff" als Feldwebel. König Karl von Schweden wehrte sich tapfer und wollte uns durchaus nicht in die Festung lassen. Aber er war ein strenger, gewaltsamer Herr, das haben seine Thaten bewiesen: wer nicht that, wie er wollte, dem ging es schlecht; da waren denn auch einige von seinen Generalen und Obersten, die wohl sehen mochten, daß das Ding am Ende aller Enden doch ein schlechtes

Ende mit ihm nehmen würde und unterhandelten so im Stillen und auf eigene Hand mit den Dänen, die damals unsere Alliirten waren. Das fuhr dem König in die Nase und einige von den Herren wurden infam kassirt. Der Vater meiner Frau war auch darunter, wurde als Hochverräther nach Schweden gebracht, Frau und Tochter aber aus der Festung verwiesen. Mit einem jämmerlichen Bündel Sachen kamen die beiden Weibsbilder an unsere Vorposten, wo an dem Tage gerade Jung Dönhoff zur Tranchée-Wache kommandirt war. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie vor Angst zitterten und gar nicht wußten, was aus ihnen werden würde. Ich meldete sie dem Tranchée-Major, dem klagten sie ihr Leid und jammerten, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Ich bekam Ordre, sie zur Bagage zurückzubringen, sie faßten Vertrauen zu mir und baten mich um Gottes willen, daß ich mich doch ihrer annehmen möchte. Mir thaten sie leid und ich bot ihnen an, in dem Dorfe, wo unser Bataillon cantonnirte, zu bleiben. Als Feldwebel hatte ich damals Quartier auf einem Heuboden; da brachte ich sie hin, gab ihnen etwas zu essen und hatte meine Freude über ihre Dankbarkeit. — Aber was erzähle ich da noch lange! — Als die Armee aus dem Feldzuge zurückkam, hatten mich die beiden Gräfinnen nicht verlassen wollen, denn unsere Soldaten waren damals nicht die besten Brüder. Unterweges starb die Mutter elendiglich auf einem Ba-

gage-Wagen und nun wußte das arme junge Ding, die Tochter, erst gar nicht, was sie vor Kummer und Noth anfangen sollte. — Unser Bataillon rückte nach Prenzlow in Garnison. Ich erkundigte mich, so gut es gehen wollte, was aus dem Vater geworden sei; aber da war auch kein Trost zu holen. König Karl hatte ihm als Hochverräther den Prozeß machen lassen, ihn zu ewigem Gefängniß condemnirt und alle seine Güter eingezogen. Ein Jahr darauf starb der Graf im Gefängniß, und wie denn nun Alles so sonderbar gekommen war, daß die junge Gräfin von aller Welt sich verlassen und keine Hülfe weiter sah, da merkte sie denn endlich, daß ich verliebt in sie war und so ging es zu, daß wir eines schönen Morgens getraut wurden. Das war im März Anno 1717. Wir lebten kümmerlich, waren aber doch in unserm Gott zufrieden, daß es noch so hatte kommen sollen; freilich merkte ich damals schon, daß ein Feldwebel und eine Grafentochter ein paar ganz verschiedene Wesen sind; denn sie war eigentlich viel zu fein erzogen für einen schlichten Mann, der denn doch der Haushaltung vorgestanden haben will, und wäre sie noch so klein. Es ging aber sonst recht gut, besonders wie mein Kind, meine Malplaquet da, zur Welt kam. Das war aber auch das Letzte. — Ein Jahr darauf, Anno 18 starb König Karl, oder wie sie sagen, wurde ihm das Lebenslicht ausgeblasen. Der neue König setzte alle die früher Condemnirten in ihre Güter wieder

ein und da erinnerten sich denn die vornehmen Verwandten in Schweden, daß meine Frau noch auf der Welt sei. Erst gab es Briefe, dann kamen Besuche, und wie Gott den Schaden besah, reiste meine Frau nach Schweden, um die Güter in Besitz zu nehmen. Ich habe sie seit der Zeit denn auch nicht wiedergesehen. Gewiß haben ihr die vornehmen Verwandten zu Gemüthe geführt, daß es sich für eine schwedische Gräfin nicht passe, die Frau eines preußischen Feldwebels zu sein, und so kamen wir auseinander. Als sie aber auch unser Kind nach Schweden holen wollte, da habe ich ihr gezeigt, daß ich der Vater bin und nicht Lust hatte, mir auch mein letztes Gut noch rauben zu lassen. Das ist die ganze Geschichte. — Erbaulich ist sie nicht — aber es thut mir ordentlich wohl, daß ich sie seit so langen Jahren einmal vom Herzen herunter habe." —

„Und hat Eure Frau denn nichts für Euch gethan?" —

„O ja, gewollt hat sie, aber da kannte sie mich schlecht. — Soll ich mir etwa das Bewußtsein abkaufen lassen, wie ein ehrlicher Kerl gehandelt zu haben? — Ich wies Alles ab; was sie aber für ihr Kind thun wollte, verwehrte ich ihr nicht. Sie schickt auch alle Jahr 500 Thaler, auch zu Weihnachten und an ihrem Geburtstage große Summen, aber die liegen alle gespart und sollen einst meiner Malplaquet auch einmal zu Gute kommen."

„Hat sich denn Eure Tochter nie nach der Mutter gesehnt?“ —

„Sie weiß von der ganzen Geschichte nichts, als daß ihre Mutter lebt und daß das Geld, wovon sie sich Wäsche und Kleider kauft, wovon ich den Unterricht bezahle, von der Mutter kommt, denn erzogen habe ich sie, daß sie alle Tage Gräfin werden kann und doch zu einer vernünftigen Hausfrau nicht verdorben ist. Wer aber ihre Mutter ist, soll sie erst erfahren, wenn ich die Augen zuthue oder wenn sie heirathet; dann kann sie thun, was sie will — ich möchte aber von meinem Kinde keinen Vorwurf für ihre Mutter hören, denn, Alles genau überlegt, hat sie auch wohl nicht anders handeln können, als sie gehandelt hat, denn ungleich päßt nicht zusammen.“

„Das ist in der That ein sonderbares Verhältniß. Es wäre vielleicht doch gut, wenn Er Seiner Tochter Alles sagte. — Wenn ich etwas thun kann, um eine Versöhnung herbeizuführen?“ —

„Schönen Dank, Herr Geheime Rath. — Was sollte wohl jetzt noch eine Versöhnung? — Hat die Frau Gräfin sich schon eines Feldwebels geschämt, so wird ihr der Todtengräber wahrhaftig nicht angenehm sein. Das Ende vom Liede wäre nur, daß sie mir mein Kind, meine brave, gute Malplaquet, auch noch fortnähmen, und dann könnte ich die paar übrigen Jahre meines Lebens nur in Kummer und Herzeleid da sitzen, denn wer mir mein Kind nimmt, nimmt mir mein Leben.“ — —

„Nun begreife ich auch, warum mir die Kleidung und das Benehmen Eurer Tochter so auffiel, als ich sie in voriger Woche auf dem Kirchhofe in Potsdam zum erstenmale sah.“

„Ja Ew. Gnaden, Sie trägt sich nett, und wenn Sie die Mutter gekannt hätten, würden Sie sagen, 's ist erstaunlich, wie ähnlich sie ihr sieht. Es muß im Blute liegen, denn den vornehmen Anstand hat sie, und kein Edelmann brauchte sich ihrer zu schämen, aber die Gesinnung und das Gemüth und die Frömmigkeit, das ist bürgerlich geblieben und ehrlich, wie es auch sein muß.

„Also glaubt Ihr, daß die Gräfin ihre Tochter einst anerkennen würde?“

„Herr Lieutenant, meine Frau hat nichts anzuerkennen, denn mein Kind ist in rechtschaffner und christlicher Ehe geboren, und getauft als die eheleibliche Tochter des Königlich Preußischen Feldwebels Stephan Wedekind, im Regiment Jung Döhnhoff, und der Gräfin Christine — — ja so. Nun der Name thut nichts zur Sache. Also anzuerkennen hat meine Frau gar nichts.“ —

„Ich meine auch nur, ob sie Malplaquet öffentlich als ihre Tochter aufführen und vorstellen würde, wenn —“

„O ja, wenn ich erst todt bin und sie den Todtengräber nicht mit in den Kauf nehmen muß, das müßte sie aber, wenn sie mein Kind bei meinen

Lebzeiten haben wollte. Also werden wir es schon so lassen müssen." —

Der alte Wedekind wurde einsilbig, gab auf bestimmte Fragen nur ganz kurze Antworten und seine finstere Stirn ließ deutlich erkennen, daß er Niemanden gestatten wolle, sich in seine Familienverhältnisse zu mischen, ja man sah es ihm an, daß er zu bereuen anfing, schon so viel gesagt zu haben. In Lebrechts Brust hatten diese Mittheilungen indessen wunderbare Gefühle angeregt. Plötzlich sah er den wunderbaren Reiz, das eigenthümlich ansprechende und gebildete Wesen des Mädchens erklärt, deren Anblick ihn, den Flüchtigen, so sehr gefesselt. — Sinnend warf er den Blick in die Zukunft, und fügte sich aus den Umständen eine mögliche Vereinigung des für den Augenblick Widerstrebenden zusammen, dabei fühlte er anfrichtige Hochachtung für einen Mann, dessen strenges Redlichkeitsgefühl dessen tadelloses Leben, auch der schwersten Prüfung die Stirn geboten und er hielt es schon nicht mehr für unmöglich, sich ihm zu nähern. Selbst sein Vater mußte, wenn er ihn kennen lernte — — — aber wenn sein Vater den alten Wedekind auch achtete, würde er deshalb gestatten, die Tochter eines Todtengräbers? — War sie denn aber nicht auch die Tochter einer Gräfin? Stammte sie nicht aus gräflichem Geschlecht? — Eine Mißheirath war geschehen, sollte deshalb sein Vater auch eine zweite gutheißen? Und welche Folgen hatte jene Heirath

gehabt! — So widersprechende Gedanken bewegten Lebrechts Gemüth auf der ganzen Fahrt bis Cöpenick, wo man Nachmittags gegen halb vier Uhr ankam. An der Fähre, die den Wagen nach dem Königlichen Schlosse hinüber führen sollte, wurde Rath gehalten, was besser sei, durch die Stadt zu fahren oder auf einem Umwege an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Die Carosse des Geheime Rathes hätte in dem kleinen Sädtchen Aufsehen erregt, vielleicht hätte es Erkundigungen gegeben, oder es wäre ihnen Jemand gefolgt, und das mußte vermieden werden. Der Kutscher des Geheime Rathes wußte in der Gegend Bescheid, und als er hörte, daß sein Herr nach den Müggelsbergen wollte, schlug er vor, einen Kahn zu miethen, der die Gesellschaft entweder rechts auf der wendischen Spree, oder links an der Stadt, an der Müggelbude vorbei, in den Müggelsee bringen sollte, von wo die Berge sich am bequemsten besteigen ließen. Das letztere wurde gewählt, weil es wie eine Spazierfahrt zu Wasser erscheinen konnte. Man miethete einen Kahn des Fährmannes, zu einer Lustfahrt auf dem See, fuhr an der Stadt vorüber und gelangte bald in den See, durch dessen weite Fläche die Spree vom Spreewalde her nach Berlin fließt.

Es war ein wunderschöner Herbsttag! In ruhiger Klarheit breitete sich rings umher die Gegend aus, die Mittagshitze hatte schon nachgelassen und war einer gelinden, Abend heranwehenden Kühle gewichen,

nur von den kahlen Sandbergen, die jähen Absturzes den See umschließen, brannte die Sonne in blendender Helle zurück; das dunkle Grün der Tannen und Fichten auf dem Kamm dieser Sandhöhen spiegelte sich in der ruhigen Fläche des Sees, der sonst wegen seines unstäten und tückischen Wassers von den Schiffern gefürchtet wird. Rechts von der Einfahrt in den See erhoben sich die sieben Kuppen der Müggelberge, auf denen zur Zeit der Wendenherrschaft eine Burg des Fürsten Jaczko gestanden haben soll. So unbedeutend die Höhe dieser Berge auch an und für sich und im Vergleich mit anderen ist, so merkwürdig ist ihr Vorhandensein doch gerade in der Mitte der Marken. Aus einem durchweg ebenen Boden erheben sie sich plötzlich, ohne jede Anschwellung des Terrains zu einer Höhe, die vom Harze bis zur Ostsee nur noch von dem sogenannten hohen Flemming erreicht wird. Vollständig isolirt, sind sie bis auf acht Meilen in der Umgegend sichtbar, und werden auch noch auf allen Seiten durch große Wasserflächen von den Kranichbergen und Heidebergen, die indessen kaum halb so hoch sind, geschieden.

Zu diesen Höhen nahm man nun den Weg. Der Beschreibung folgend, bestieg van der Queeß die erste Kuppe zunächst des See-Ufers, während Lebrecht den Fuß der Höhen entlang bis zur äußersten Kuppe rechts ging, der Geheime Rath und Wedekind aber bei einem sumpfigen, dumpf stagnirenden Wasser stehen blieben, das sie als den Teufels-

pfuhl zu erkennen glaubten. Eine nicht berechnete Schwierigkeit stellte sich indessen ihrem Vorhaben entgegen. Zur Zeit als Peter van Voorst die Berge gekannt, mochten sie wohl noch nicht mit so hochstämmigen Holze bewachsen gewesen sein, doch jetzt war es den unten stehenden ganz unmöglich, rechts und links auf den letzten Höhen jemand zu erkennen, ja, die dort stehenden konnten sich selbst gegenseitig nicht sehen, so daß es fast schien, als müßte der Versuch schon an diesem Umstande scheitern. Nach einer Stunde vergeblichen Bemühens, fanden sie sich sämmtlich wieder bei dem Teufelspfuhl, suchten überall in der Heide umher, ob noch ein anderes Moorwasser in der Nähe sei, welches vielleicht als Ausgangspunkt für jenes Quadrat bis zum Fuße der Höhen gelten konnte, aber sie fanden nichts, und versuchten nun, um doch die Fahrt nicht vergebens gemacht zu haben, jene Linie von den Ufern des Teufelpfuhls in der vorgeschriebenen Richtung bis zum Aufsteigen der Höhen, zu ziehen. Hier aber stellte sich abermals eine Schwierigkeit heraus. Die Uferwände des Teufelpfuhls waren wohl 50 Schritt breit morastig und mit kurzen Binsenbüscheln bewachsen, so daß es sich deutlich erkennen ließ, wie jener Pfuhl in früherer Zeit einen bedeutend größern Umfang gehabt hatte. Doch wollte man sich auch durch diese Veränderung des Terrains nicht abschrecken lassen, und fügte sich den vorhan

denen Merkmalen. So zogen sie denn zwei Linien von dem Teufelspfuhl bis an die Berge, verglichen sie nach ungefährem Augenmaaße mit der Richtung der beiden Endkuppen des Höhenzuges, suchten dann durch Abschreiten den Mittelpunkt zu finden und kamen so auf einen Punkt zusammen, der jener Beschreibung zu entsprechen schien.

„Nun, Wedekind! Jetzt versucht einmal mit Euren Instrumenten hier in dieser Gegend. — Wenn die Angaben nicht falsch sind, so muß mein Vorfahr hier begraben sein.“

„Zu Befehl, Ew. Gnaden! — Ist nur schlimm, daß hier Holz gefällt worden, da wird uns das Wurzelwerk hindern.“

„Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, fangt hier bei den großen Steinen an, und geht dann nach und nach weiter zu den Tannen da vor.“

Mit gespannter Erwartung sahen nun Alle dem arbeitenden Wedekind zu, ja, als sie bemerkten, daß das Eintreiben der Bohrstangen in die Erde dem alten Manne sichtbar zu schwer wurde, halfen sie ihm so gut es gehen wollte, und wurden selbst so emsig dabei, daß Röcke und Hüte abgelegt wurden, um ungehindert anfassen zu können. Eine Stunde lang waren alle ihre Bemühungen vergeblich gewesen, und wenn auch das Bohreisen auf Widerstand stieß, so erklärte der alte Todtengräber doch immer, daß es Steine oder starke Wurzeln wären. Endlich aber schien er etwas zu finden, vor-

sichtiger trieb er die Bohrstange in den leichten Sandboden in der Nähe jener Tannen, zog sie öfter heraus, prüfte die ausgeholte Spitze ob Sand, Holzsplitter oder was sonst darin sei und erklärte dann:
„Hier wird es wohl kommen!" —

„Woran merkt Er das?" fragte dringend der Geheimerath. —

„Das hat unser einer schon am Gefühl. — Sehen der Herr Geheime Rath nur, das ist verfaultes Holz hier unten an der Bohrspitze, dergleichen liegt nicht von Natur im lieben Erdboden. Wollen mal gleich weiter sehen. Hm! — Ja, ja, da unten liegt Holz. Was ist denn das? — da fährt mir ja die Bohrstange gleich ein paar Fuß tief hinein! — Ist denn da unten eine Höhlung? — Vielleicht haben sie das Grab mit Bohlen bedeckt, und dann Erde darüber geschüttet? — Schlechte Art von Todtengräberei. — Da sieht man recht, daß sie vor hundert Jahren die Sache doch noch nicht recht verstanden."

Die Versicherung des alten Wedekind machte einen wunderbaren Eindruck auf die Anwesenden. Selbst der Geheime Rath, der bis dahin mehr gezweifelt als gehofft hatte, konnte seine Freude darüber kaum unterdrücken und ergriff den ebenfalls lebhaft bewegten van der Queeß bei der Hand, um ihm für seine ausdauernde Thätigkeit zu danken, ohne welche dieser Schatz wahrscheinlich nie aufgefunden worden wäre. So nützlich ihnen bis zu diesem Au-

genblicke die Gegenwart des Todtengräbers gewesen war, gerade jetzt war sie ihnen doppelt lästig, da sie sich nicht unbeachtet über das Gefundene besprechen konnten, ja sie mußten jenen sogar in seinem Glauben, daß hier nach einem Grabe gesucht worden war, zu bestärken suchen.

„Wie viel Zeit würde man nun brauchen, lieber Wedekind, um dies Grab hier öffnen und aufräumen zu lassen, denn wir wollen den Sarg hier fort und nach Berlin in das Familien-Gewölbe bringen lassen.“

„I nun, wenn es Eile damit hat, können der Herr Geheime Rath vier Kerle anstellen, die heben das Erdreich in drei Stunden vollständig heraus. Aber von einem Sarge wird wohl nicht viel mehr die Rede sein, der ist längst verfault, und wundert mich bloß wie das Bohlenwerk darüber so lange hat halten können. Na, man erfährt doch immer etwas Neues in seinem Handwerke. Befehlen der Herr Geheime Rath, daß ich gleich anfangen soll, aufzugraben?“

„Nein, nein! — Wir wissen nun, wo es ist, und müssen doch auch Vorkehrungen treffen, daß wir die Gebeine gleich auf eine würdige Art bis nach Berlin bringen. Es wird auch schon spät — die Sonne ist schon weit herunter. Was mag wohl die Uhr sein?“

„Dreiviertel auf sechs, Herr Geheime Rath!“ —

„So müssen wir eilen, daß wir vor Nacht noch nach der köpenicker Fähre zurück kommen. Es

wird doch 10 Uhr werden, ehe wir wieder in Berlin sind."

„Ei ja gewiß, die Pferde haben den Weg schon einmal gemacht, und in dem tiefen Sande kommt sich's schwer fort."

So brachen sie denn auf, gingen zum Müggel-See zurück, bestiegen das Boot, welches dort ihrer wartete, und kamen mit Einbruch der Dämmerung zur Fähre zurück, wo die Carosse schon wieder angespannt stand. Bis jetzt hatte keiner von ihnen an Essen und Trinken gedacht, da Erwartung, Hoffnung und Zweifel jeden anderen Gedanken zurückgehalten, jetzt aber, wo sie Gewißheit hatten, wo die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden war, ihren Zweck zu erreichen, wurden die mitgenommenen Vorräthe ausgepackt, und den kalten Speisen so wie dem Weine fleißig zugesprochen. Leider nahm in dem dichten Walde, durch den sie nach Berlin zurückfahren mußten, die Dunkelheit mit jedem Augenblicke zu, so daß sie im Inneren des Wagens kaum noch etwas erkennen konnten, und um so lebhafter bedauerten, kein Licht mitgenommen zu haben. Eine Stunde mochten sie ungefähr gefahren sein, und sich ungefähr in der Gegend des jetzigen neuen Kruges befinden, als der Kutscher plötzlich anhielt und auf die Frage, was es gäbe, ängstlich in den Wagen hineinrief, daß vor ihnen und auf beiden Seiten Leute stünden, die ihm nicht aus dem Wege gehen wollten. Eben rief der Geheime Rath aus

dem Schlage heraus, er möge mit der Peitsche unter sie schlagen und die Pferde antreiben, als der Kutscher gewaltsam vom Bock herunter geworfen und auf den Boden liegend, mit Schlägen und Fußtritten gemißhandelt wurde.

Erschreckt wollten die im Wagen Sitzenden sich aus den Fenstern legen, um zu sehen, was draußen vorgehe, als dunkle Gestalten auf die Tritte sprangen und unter heftigen Flüchen ihnen mit augenblicklichem Tode drohten, wenn sie sich nicht ruhig verhalten würden. So viel die Finsterniß erkennen ließ, waren Soldaten unter diesen Räubern, denn für diese mußte man sie halten, und Lebrecht von Queiß glaubte sogar deutlich die Stimmen mehrerer Grenadiere des Leib-Bataillons zu erkennen. Obgleich sie ihre Drohungen in deutscher Sprache zuriefen, redeten sie unter sich doch in einer durchaus fremden Sprache, spannten in großer Eile die Pferde aus und verschwanden fast eben so schnell, als sie erschienen waren, so daß kaum einige Minuten von dem Augenblicke vergangen sein konnten, wo der Wagen zuerst still gehalten.

In der ersten Bestürzung wußte Keiner, was dieser räuberische Anfall bedeuten sollte — und schweigend harrten sie, bis draußen Alles still geworden und die sich entfernenden Stimmen unter den Bäumen des Waldweges verhallt waren. Da rief der, noch immer am Boden liegende Kutscher leise wimmernd zum Wagen hinauf:

„Sie sind fort. Ach Herr Jesus! wie haben sie mich zugerichtet!“ —

„Wo sind die Pferde, wer waren die Kerle? — Haben sie Dich geschlagen?“ — fragten durcheinander die jetzt aus dem Wagen Springenden.

„Ach Gott, ach Gott! — es waren Soldaten! Kerle wie die Riesen! — mit Füßen haben sie mich auf die Brust getreten. — Und die schönen Pferde haben sie auch mit fortgenommen.“ —

„Das sind Deserteurs von meinem Bataillon! — Nun wird mir Alles deutlich! — Die Kerle haben uns die Pferde genommen und ein Glück, daß sie meine Uniform unter dem Mantel nicht erkannt, ohne Gnade hätten sie mich ermordet.“ —

„Vielleicht sind es dieselben, von denen in Potsdam jenes gefährliche Complott geschmiedet wurde.“

„Ohne Zweifel! — Aber ich muß ihnen nach, muß in Köpenick Meldung machen.“ —

„Sind Sie bei Sinnen, Herr Lieutenant? Diesen tollkühnen Verbrechern wollen Sie allein, in dunkler Nacht nacheilen?“ —

„Hier habe ich keinen Willen, Herr Geheimer Rath. Von dem Augenblicke an, wo der Vorgang zu meiner Kenntniß gekommen, habe ich nur eine Pflicht, keinen Willen mehr. — Ich würde im höchsten Grade treulos gegen den Dienst Sr. Majestät sein, wenn ich hier etwas Anderes als meine Pflicht bedenken könnte. Es thut mir leid, Sie hier allein

zurücklassen zu müssen, meine Herren, aber ich kann nicht anders."

„Wollen der Herr Lieutenant mich nicht mitnehmen? Zwei sind doch besser als Einer, und was die Jagd auf solche Hunde von Deserteurs betrifft, so verstehe ich mich noch vom Regimente her darauf. Will mir meine Bohrstange mitnehmen, das Ding ist spitz und hält allenfalls seinen Mann ab."

Die Zeit drängte. — Rasch trennte man sich. Während der Geheime Rath und van der Queeß dem stöhnenden und jammernden Kutscher beisprangen, ging der Lieutenant mit dem alten Wedekind gegen Köpenick zurück und brauchten jede mögliche Vorsicht, um von den Deserteurs nicht etwa bemerkt zu werden, fest entschlossen, Alles aufzubieten, um von jenem Städtchen aus die Flüchtigen sogleich lebhaft zu verfolgen. Da sie nur langsam vorschritten, auf jedes Geräusch hörten und dicht unter den Bäumen, die den Waldweg einfaßten, fortschlichen, so konnten sie zwar nicht hoffen, die Eilenden einzuholen, jedenfalls gewannen sie aber vor jeder Verfolgung, die von Berlin aus erfolgen mußte, sobald die Desertion dort bekannt wurde, einen bedeutenden Vorsprung. Die beim Wagen Zurückgebliebenen beriethen indessen, was nun zu thun sei. Die ganze Nacht in diesem öden Walde zuzubringen, schien ihnen nicht gerathen; man entschloß sich also, den Kutscher im Wagen zurückzulassen und die eine Meile bis Berlin zu Fuße zu gehen. So geschah

es. — Gegen 11 Uhr waren Beide an dem schon seit dem Einbruch der Dunkelheit geschlossenen Thore, wurden auf ihre Bitte von der Wache eingelassen und trennten sich unter Besprechungen über das Geschehene, so wie über das, was nun zunächst geschehen sollte, gegen Mitternacht, um nach den mancherlei Anstrengungen und Erregungen des Tages die Ruhe zu suchen. Ungefähr um dieselbe Zeit waren der Lieutenant und Wedekind wieder bis zur Spree-Fähre gekommen; ohne auf eine Spur der Flüchtigen gestoßen zu sein, ließen sie sich nach Köpenick übersetzen, meldeten im Schloß und beim Magistrat, was geschehen und ließen sogleich die dazu verpflichteten Bürger und Bauern aufbieten, um in der Richtung nach Schmockwitz hin die Deserteurs zu verfolgen. Wahrscheinlich waren sie gleich durch das sogenannte Adlersgestelle (ein Weg, der sich ungefähr eine Meile von Berlin rechts durch den Wald abzweigt) in der Richtung nach Peitz, auf die nahe sächsische Gränze zu, geflohen, da sie bei Köpenick den Fluß hätten überschreiten müssen. Lebrecht machte sich beritten, versah sich mit Pistolen, trennte sich vom alten Wedekind, dessen Kräfte nicht gleichen Schritt mit dem guten Willen hielten und trieb die Verfolger zur Eile. Nach kurzer Ruhe kehrte Wedekind mit einem Fischerboote, das in der ersten Morgenfrühe Fische nach Berlin zu Markte brachte, dorthin zurück und war gegen 9 Uhr wieder bei seiner Tochter, die in der

höchsten Angst über sein unerklärliches Ausbleiben geschwebt.

IX.

„Guten Morgen, Frau! — Ist der Kaffee fertig?“ —

„Ich sage: Frau, guten Morgen! — Hast Du das nicht gehört, verstanden und vernommen oder willst Du solches nicht? — Ich frage, ob der Kaffee fertig ist?“ —

„Weib, setze Deine Pflicht nicht aus den Augen, ich frage zum dritten und letzten Male, ob der Kaffee fertig ist?“ —

Statt jeder Antwort zeigte Frau Vogtius auf den Ofen, in dessen Röhre die dunkelbraune Kanne schon längst stand; denn Theophilus hatte heut ungewöhnlich lang geschlafen, weil er erst spät aus seiner Tabagie zurückgekehrt war und dort sich, aus Furcht vor dem Empfange seiner Frau absichtlich einen Rausch getrunken hatte.

An dem Schweigen seiner Frau merkte er aber bald, daß der Sturm noch nicht vorüber sei, stand auf, griff zum Brenneisen, um sich das Haar für die Frisur in Locken zu legen, las darauf, ehe die Kinder in die Schule gingen und während sie frühstückten, die gewöhnliche Morgenandacht aus dem Gesangbuche und setzte sich dann an seinen Arbeitstisch, um die Akten der letzten Session zu copiren. Mit

heimlicher Angst sah er die Kinder ihre Bücher zusammenpacken, denn er wußte recht gut, daß seine Frau nur so lange an sich halten würde, bis diese fort waren; er fühlte, daß die Vorwürfe seiner Frau diesmal ihren guten Grund hatten und dachte selbst mit Schrecken an die Folgen seiner Unbesonnenheit. Diesmal aber sollte der Kelch noch an ihm vorübergehen; denn eben wollten die Kinder zur Thür hinaus, als der Maurer-Polierer des Schloß-Baumeisters in's Zimmer trat, mit der Frage, wann Herr Vogtius den Bau seines Hauses anfangen lassen würde. — Mit langem Gesichte hörte der Betroffene diese Frage, und blickte verlegen auf seine Frau, welche schon wieder die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

„Hat denn das um Gottes willen solche Eile?"

„Das weiß ich nicht, Herr Castellan, aber der Herr Schloß-Baumeister haben den Befehl, ernstlich darauf zu sehen, daß Alles rasch vor sich gehe. — Ich bin schon auf der Baustelle gewesen, da werden wir viel Holz in die Erde schlagen müssen, denn Grund und Boden ist schlecht."

„So? ist er schlecht? — Das thut mir leid! — Was aber das Holz betrifft, so brauchen wir uns nicht zu ängstigen, das soll ja aus Wusterhausen geliefert werden." —

„Eben deswegen; der Herr Schloß-Baumeister lassen Ihnen sagen, daß das Holz vorläufig vom Schloßholzplatz geliefert werden soll, weil es doch einerlei ist, ob es dort liegt oder von Euch benutzt wird.

So viel wir brauchen, lassen wir dann auf Eure Rechnung in Wusterhausen schlagen und ersetzen dadurch den Abgang."

„Schön! Na da wäre ja Alles in der besten Ordnung. Ihr macht einem das Alles so leicht und so appetitlich, Herr Schloß=Maurer=Polierer, daß man ordentlich in Gedanken das Haus schon gerichtet sieht. — Höre einmal, Frau, was der Herr hier sagt. — Wenn man eigentlich recht ernstlich daran denkt, daß mir mit aller Gewalt ein Haus gebaut werden soll, so verliert sich nach und nach die Angst. — Was meinst Du, Frau, wenn ich mich gleich aufmachte und zu dem Herrn Doktor Muntherio ging, er allein hat über unsere Kasse bei der Akademie zu verfügen, und, da er das Gift doch endlich bekommen muß, so dächte ich, bringe ich es ihm heute schon bei. Wenn wir auf diese Weise vielleicht gleich ein Stück Geld in die Hand kriegten."

„Theophilus, Theophilus! lasse Dich nur zu keinem übereilten Schritt — —

— hinreißen, willst Du sagen. Gott bewahre! Laß Du mich nur machen. Gieb mir mal den Stock, Frau! Will doch gleich bei dem gnädigen Herrn Doktor anklopfen. Nein, nein, bitte, Herr Schloß=Maurer=Polierer; — Ihr werdet doch nicht allein gehen wollen? — Wir gehen zusammen!" —

„Halte doch den Herrn nicht auf, Theophilus!"

Vogtius aber that, als wenn er nicht gehört hätte, was seine Frau gesagt, denn durch die Gegen=

wart eines Dritten entging er der gefürchteten Morgenunterhaltung mit ihr. — Gelang es ihm, mit dem Polierer fort zu kommen, so war er bis zum Abend außer aller Gefahr, denn Mittags wollte er erst nach Hause zurückkehren, wenn die Kinder aus der Schule waren; dazu war heute Mittwoch, also Nachmittag keine Schule und Abends ließ sich vielleicht auch ein Mittel finden. Kommt Zeit, kommt Rath. —

In der größten Eile und unter fortwährendem Reden, damit seine Frau nur nicht dazu kommen sollte, zog er rasch den Rock an, nahm Hut und Stock, toupirte in der Eile die Seitenlocken größer und unternehmender als gewöhnlich und eilte dann mit dem Maurer-Polierer in die Wilhelmsstraße, um sich den Bauplatz zu seinem künftigen Hause anzusehen.

Keine Straße der Hauptstadt hatte damals so viele und bedeutende Gebäude aufzuweisen, die Friedrich Wilhelm I. gebaut, als gerade die Wilhelmsstraße. Seit dem Jahre vorher war das Truchseß'sche Palais vollendet, das später sogenannte Ordens-Palais, jetzt Palais des Prinzen Carl. Ebenfalls seit einem Jahre stand die große Gold- und Silber-Manufactur und der Theil zwischen der Zimmerstraße und dem Hallischen Thore war seit 1732 von den eingewanderten Böhmen fleißig angebaut worden. Nicht weit von dem jetzigen Palais des Prinzen Albrecht, welches der berühmte Beinezober

vor drei Jahren gebaut, waren indessen noch viele Baustellen leer und hier hatte der König dem fleißigen Kastellan der Societät der Wissenschaften einen Bauplatz angewiesen. Ringsumher stachen die kleinen einstöckigen Häuser, der ungepflasterte tiefsandige Boden, die leeren Baustellen, auf denen noch in diesem Sommer Getraide gestanden hatte, gewaltig gegen die Prachtbauten ab, welche den nördlichen Theil dieser Straße zierten. Ueberall aber wurde rüstig gearbeitet, so daß die Zeit nicht mehr fern schien, wo auch die Wilhelmsstraße eine fortlaufende Reihe von Häusern aufzuweisen haben würde. Vogtius sah schon in Gedanken sein Haus höher als die Nachbarhäuser, zeichnete und verwarf einen Plan nach dem andern und träumte sogar von Miethe einnehmen; — kurz versöhnte sich immer mehr mit der Idee, ein Hauseigenthümer zu werden. Nachdem er seinen Grund und Boden mehrmals in die Länge und Breite gemessen, dem Mauer-Polierer erstaunliche Dinge von allen den Bequemlichkeiten, Einrichtungen und Vorzügen erzählt, die man doch eigentlich in seinem Hause anbringen müsse, da Se. Majestät Allerhöchst selbst denn doch einmal den Bau desselben befohlen, ging er in die Altstadt zurück, um den Rendanten der Societätskasse, Dr. Muntherius zu besuchen, dem er die Schreckensnachricht wegen der zu zahlenden Baugelder überbringen wollte. Dr. Muntherius wohnte in der Scharrnstraße, dicht an der Petrikirche, auf deren Thurme

er ein kleines Observatorium hatte, in einem der ältesten Häuser Alt-Kölns, das in seinem Aeußern sowohl, als in seiner innern Einrichtung ganz den Charakter vergangener Jahrhunderte trug. Ein weiter Thorweg führte durch eine gewölbte Einfahrt, die sich wie ein Festungsthor krümmte, auf den Hof, der mit hölzernen Gallerieen umgeben war. Es war so dunkel in diesem niedrig gewölbten Flur, daß man selbst bei Tage nur mit Mühe den Anfang der breiten Treppe erkennen konnte, die mit Geländern von geschnitztem Eichenholz versehen in unregelmäßigen Wendungen in die oberen Stockwerke führte. Diese Treppe wollte Vogtius eben hinauftappen, als er an Jemand stieß, der von oben zu kommen schien.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Entschuldigung und Excuse, wenn ich Ew. Edeln ohnvorsichtiger Weise gestoßen haben sollte.“ —

„Hat nichts zu sagen! — War meine Schuld, daß ich hier stehen blieb. — Ist der Herr hier im Hause bekannt?“

„Das heißt, ob ich die Einwohner, Miether und sonstigen Insassen kenne, wollen Sie sagen. — Ich denke wohl, bin wenigstens oft hier ein und aus gegangen.“ —

„Sieh' da, wenn ich nicht irre, Herr Vogtius!“

„Zu dienen, Theophilus Vogtius, Kastellan derer Societät der Wissenschaften; — aber ich wüßte

doch nicht, daß ich die Ehre, Auszeichnung und das Vergnügen gehabt hätte — —"

„Doch, doch, Herr Vogtius, vor einigen Tagen in Potsdam. — Wir aßen zusammen im schwarzen Adler." —

„Ah so! — Also sind Sie der unbekannte Herr, den ich nicht zu kennen die Ehre hatte. — Richtig! nun wir hier oben auf dem Flure sind, und es nicht mehr so dunkel, wie auf der Treppe ist, erkenn ich Ew. Edlen." —

„Wohnt hier im Hause nicht ein gewisser Doktor Muntherius, Professor der Astronomie, Chemie" — —

„Astrologie, Alchymie, Chiromantie, Nigromantie und Kassen-Rendant der Hochlöblichen Sozietät, wollen Sie sagen. Ja wohl, der wohnt hier. Will mich auch eben zu ihm begeben. Wird mir eine absonderliche Freude sein, Ew. Edlen zurecht zu weisen. Bitte, nur mir nach! Ist schwer zu finden, oder besser gesagt, sich zu orientiren, weil vorliegendes Haus noch eines derer älteren Ueberbleibsel früherer Zeiten ist. — So! hier diese hölzerne Gallerie! — Nun noch eine kleine Wendeltreppe hinauf, dann den dunklen Gang zu Ende. So! da wären wir."

Vogtius klopfte bescheiden an eine kleine Thür, deren obere Einfassung in ovalem steinernen Bogen, schweres Eisenwerk des Beschlages und sauber geschnitztes Getäfel im Einklange mit der ganzen in-

neren Baulichkeit des alten Hauses stand. Lange dauerte es denn auch nicht, so steckte eine alte Frau das Gesicht durch eine kleine Klappe, deren Einfügung in das dicke Eichenholz der Thür, zwischen dem Schnitzwerk verborgen war, sah sich mißvergnügt die Draußenstehenden an, und schloß dann, als sie den Kastellan erkannte, vor sich hin brummend, auf.

„Wundern sich Ew. Edlen nicht, etzliches Mißvergnügen, Aerger und Unannehmlichkeit in den veralteten Gesichtszügen dieser Fömina zu gewahren — es ist dieses ihre gewöhnliche Art, oder um mich besser auszudrücken, Unart, bei jedwedem Besuch, er mag nun bekannte Leute im offiziellen Dienst und Amtsgeschäften, wie mich z. B., oder einem annoch Unbekannten hier Orts, wie Ew. Edlen, annenhero führen. Ist der Herr Doktor auch Professor sprechbar, Frau Catharina Merglerinn?“

Statt aller Antwort schloß jene erst langsam und bedächtig die Thür, und ging dann aus der engen, räucherigen Küche, in der van der Queeß und Vogtius jetzt standen, durch eine Seitenthür in das Zimmer ihres Herrn.

„Ist wie gesagt ihre Art so, Ew. Edlen, und passirt mir jedesmal, wenn ich komme und im Interesse derer Sozietät hier zu thun habe. Ist zwar weder Gattin, Verwandtin, Concubina oder sonst etwas nahe Angehendes des Herrn Doktoris, wie schon aus ihrer äußerlichen Beschaffenheit constatiret, hat aber, als eine alte treue Dienstmagd, Köchin

und Aufwartefrau, denselben eben so unter den Pantoffel gebracht, als man dies sonst nur in christlichen und gottgefälligen Ehen zu gewahren pflegt.“ —

„Ist Ihr Geschäft ein wichtiges, Herr Kastellan und wünschen Sie erst das Ihrige zu beenden, so warte“ —

„Ich so lange bis Sie wieder herauskommen; wollen Sie sagen. Lieber Gott, nein! Habe dem Herrn Doktor auch Professor nur von einem Befehl Seiner Majestät unseres allergnädigsten Herrn in Kenntniß zu setzen, hoffe auch, es wird keine Weiterungen deshalb geben uud glaube sogar“ —

„Aber da kommt ja Frau Merglerinn wieder und giebt uns in ihrer gewöhnlichen Art zu erkennen, daß wir eintreten möchten. Ist es gefällig, Ew. Edlen? Bitte! — Kenne meine Pflicht — werde doch einem Fremden, hier Orts nicht Ansässigen, den Vortritt lassen. So!“ —

Beide traten jetzt in das Wohnzimmer des Doktors ein, und für van der Queeß war das, was er hier sah etwas so durchaus Neues, daß er sich verwundert und kopfschüttelnd lange umsah, ehe er den Bewohner selbst grüßte. Das Zimmer war zwar geräumig aber sehr niedrig, so daß die aus geschnitzten Balken bestehende Decke das Ganze zu erdrücken schien. An den Wänden, die halb herauf mit altem Holzgetäfel verziert waren, standen alterthümliche Schränke und waren Bretter angebracht, auf denen dicke Folianten in schweinsleder-

nen Bänden lagen, die Staub und Spinngewebe dicht bedeckten. Ueberall standen Tische mit Büchern, Papieren, Globen, Fernröhren und Gläsern, in denen anatomische Präparate in Spiritus aufbewahrt waren, so daß man sich kaum in dem engen Raum den diese übrig ließen, bewegen konnte. Zu dem in Mannshöhe angebrachten Fenster, welches fast die ganze Breite der Wand einnahm, mußte man auf einigen Stufen emporsteigen, aber auch auf diesen lag mannigfaches Geräth, so daß man die dicke schwere Luft des Zimmers sehr bald als eine natürliche Folge der nie geöffneten Fenster erkannte. Nur schwach drang das Tageslicht durch die kleinen runden, in Blei gefaßten Scheiben, und in den Sonnenstrahlen, die hin und wieder auf einige Bücherhaufen fielen, tummelte sich lustig der dichte Staub, der überall emporwirbelte, wo die Zugluft der geöffneten Thür hinströmte. Dicht neben dem ungeheuren eisernen Ofen, dessen Wände die ganze biblische Geschichte in rohem Guß darstellten, saß der Doktor Muntherius im Bette, halb aufrecht an das hohe Kopfkissen gelehnt, die Kniee angezogen, so daß er auf dem einen ein aufgeschlagenes Buch, auf dem andern einen Bogen Papier liegen hatte, den er so eben voll geschrieben. Das unfrisirte Haar hing ihm unordentlich um den Kopf, ein alter zerlumpter nnd höchst unreinlicher Schlafrock schlotterte ihm um Brust und Aermel und die Bettdecke trug Spuren von Dinte, Speisen und Getränken

aller Art. Ueberall Unordnung, Nachlässigkeit, Staub und Unreinlichkeit, alles Dinge, die dem an Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit gewöhnten van der Queeß eben so ungewohnt als zuwider waren.

Ohne sich im Geringsten aus seiner sonderbaren Stellung zu rühren, warf der Doktor nur einen prüfenden Seitenblick auf die Eintretenden, fuhr dann fort zu schreiben und schien zu erwarten, daß Vogtius sich möglichst kurz fasse. Dieser zeigte seinerseits keine große Eile, sein Anliegen vorzubringen, weil er gern gewußt, was van der Queeß von dem Doktor wollte, und gab durch Bücklinge zu verstehen, daß er Zeit habe, dem geehrten Fremden auch nicht vorgreifen wolle. Van der Queeß aber schüttelte verneinend mit dem Kopfe und blickte nach wie vor verwundert um sich her. Da nun keiner redete, rief der Doktor endlich:

„Was will man? Warum kommt man? Was hat man zu sagen?"

„Ich wollte gehorsamst Ew. Wohledlen, den Herrn Doktor auch Professor in ergebenste Kenntniß setzen, Wohldenselben participiren und notificiren, wie Seine Allergnädigste Majestät von Preußen, unser Durchlauchtigster Herr, geruht haben in besonderer Consideration auch Recognition meiner langjährigen Dienste und emeritirter Zugehörigkeit zu derer Societät, mir ein Haus bauen lassen zu wollen beabsichtigen, und ich nicht umhin kann, oder um mich besser auszudrücken, ich mich nicht entbrechen kann,

diese Gnade, welche in meiner submissen Person doch auch mittelbar die ganze Sozietät trifft, Ew. Wohledlen devotest anzuzeigen."

„Gut! Weiter! Man wird doch nicht deswegen allein gekommen sein? — Was will man, man gebe es von sich." —

„Allerdings ist noch eine andere Kleinigkeit dabei quaestionis und schicke voraus, daß ich höchst desolat sein würde, wenn solcher Nachsatz vielleicht möglicherweise das Mißfallen Ew. Wohledlen erregen, hervorrufen oder veranlassen könnte, darf aber versichern, daß meine Wenigkeit auf keine Weise durch Bitten, Quäruliren oder Sollizitiren diese Gnadenäußerung Allerhöchster Stelle beabsichtigt oder erlangt hat, sondern es vielmehr eine zwar unbegreifliche aber determinirte Entschließung unsers erlauchten Herrschers ist. Allerhöchstderselbe will nämlich, daß die Kasse derer Sozietät die sämmtlich, mir abgehenden oder fehlenden Baukosten zuschieße." —

„Ist man verrückt? — Zuschießen! Die Kasse schießt nie zu, sondern erwartet Gegentheils Zuschüsse, und zwar erkleckliche. — Ich frage noch einmal: Ist man verrückt." —

„Um hierüber ins Klare zu kommen, müßte vorerst bestimmt werden, wen Ew. Wohledlen unter dem Pronomen „Man" verstehen, Ew. Wohledlen selber oder dero seit kurzer Zeit in Seiner Majestät Allerhöchst besonderer Gunst stehenden unterthänigsten Diener." —

„Mensch! was untersteht man sich? Man muthe mir keine casus delirii zu! — Er ist unter allen Umständen „Man". — Ich frage daher wiederholt: Ist man verrückt?" —

„Nein! Ew. Wohledlen, aber beglückt, daß Seine Majestät mich gewürdiget haben, zu dem Besitzthum eines Hauses durch die zuzuschießenden Gelder unsrer Kasse zu gelangen."

„Unsrer Kasse? Was will man damit sagen? Wie kann man sich unterstehen, meine Kasse, unsre Kasse zu nennen?" —

„Es ziemt mir nicht, Ew. Wohledlen durch Erwiederungen beschwerlich zu fallen, aber da ich unstreitig als Appendix mit zu der gelehrten Corporation derer Sozietät gehöre, so wagte, risquirte und venturirte ich den ergebensten Ausdruck „unsre", der sich auch in so fern justifiziren lassen dürfte, als das darin befindliche Geld partialiter jetzt mir gehört, da Seine Majestät in Ihrer Allerhöchsten Weisheit dasselbe zum Bau meines Hauses bestimmt zu haben geruht haben." —

„Man lasse mich mit derlei Ansinnen ungeschoren und begebe sich schleunig hinweg! — Hat man mir Falsa berichtet, so nehme man sich in Acht, hat man aber auf unbegreifliche Weise wirklich einen solchen Ausspruch Seiner Majestät erlangt, so wisse man, daß zu dergleichen Allotrien die Kasse kein Geld hat. Apage! Man enthebe mich seiner Anwesenheit."

Vogtius sah wohl, daß er bei dem erzürnten Doktor nichts ausrichten würde, zuckte mit den Schultern, warf einen vielsagenden Blick mit zusammengekniffenen Augen auf van der Queeß und gab dadurch zu verstehen, daß auch dieser nun reden solle, da er sein Geschäfte beendet. Seine Neugier sollte aber unbefriedigt bleiben, denn van der Queeß fragte den Doktor höflich, ob er ihn nicht allein sprechen könne. Erstaunt, plötzlich eine andere Simme zu hören, denn bis jetzt hatte er es nicht der Mühe werth gehalten, von seinem Bette aufzusehen und geglaubt, der Fremde sei ebenfalls in des Kastellans Angelegenheit gekommen, fuhr er jetzt auf:

„Noch ein Quisquam? — Was will man? Wer ist man? Wie heißt man?“ —

„Ich will Sie sprechen, bin ein Holländer und heiße van der Queeß“, antwortete sehr kurz und entschieden der Gefragte.

„So? — Hm! — Setzen!“ — damit zeigte der Doktor auf einen Stuhl, der dicht am Bette stand, auf dem aber ein ausgebranntes Licht, eine Flasche Bier, einige Bücher und das Tintefaß jedes Niedersetzen unmöglich machten; auch fehlte der eine Fuß und ein Stoß Bücher vertrat einstweilen dessen Stelle.

„Setzen soll sich der sehr geehrte Herr? Es fragt sich nur unmaßgeblich, worauf? da keine Utensilia zu diesem Zwecke vorhanden sind —“.

„Ist man noch da? — Will man mich noch weiter behelligen? Weiß man nicht, wo der Zimmermann das Loch gelassen?“ —

„Der Maurer, wollen Ew. Wohledlen sagen, sintemal dieses Haus ein alterthümliches und die Thür mit Sandstein eingefaßt ist. — Ich verstehe übrigens diese Andeutung, und denke, Ew. Wohledlen nicht weiter der kostbaren Zeit zu berauben. Habe die unaussprechliche Genugthuung, Ew. Wohledlen einen guten Morgen zu wünschen und werde nicht ermangeln, über die Erfolglosigkeit meiner submissesten Notifikation Allerhöchsten Orts zu berichten.“

„Man scheere sich zum“ —

„Zum Teufel, wollen Ew. Wohledlen sagen? — Bedauere, dieses nicht in seinem ganzen Sinne ausführen zu können, da es an dem nöthigen Viaduct zu dem Erbfeinde fehlt, werde mich aber in Ermangelung dessen stande pide zum Geheimen Kämmerier Seiner Majestät begeben und wie schon erwähnt meine schmerzlichen Gefühle dort ausschütten.“

Damit schlängelte Vogtius, ärgerlich über die Behandlung, die er vom Doktor erfahren und beschämt, seine Neugier nicht befriedigt zu sehen, sich mit Bücklingen aus der Thür, ließ sich aber draußen mit Frau Merglerinn noch in ein langes Gespräch über sein neu zu erbauendes Haus ein, das mit jeder Stunde in seinem Kopfe um ein Stockwerk wuchs.

Van der Queeß befand sich jetzt mit dem Doktor allein und war verlegen, wie er nach dem was

er gesehen, mit jenem sprechen sollte. Da es ganz unmöglich schien, sich in dem beengten Raume und auf einem der voll gepackten Stühle zu setzen, so stellte er sich an das Fußende des Bettes und hielt es für das Beste bei diesem sonderbaren Menschen ohne alle Umschweife zu verfahren.

„Man hat mich an Sie gewiesen, Herr Doktor, als den gelehrtesten Kenner der Astrologie.“ —

„Astronomie will man sagen,“ fiel der Doktor rasch ein, indem er ganz verwundert und verstört sich aufrichtete, Buch und Papier bei Seite schob, sich die Haare aus dem Gesichte strich und den Sprechenden anglotzte.

„Der Astrologie, Chiromantie und all jener occulten Künste und Wissenschaften, die vor Zeiten“ —

„Was begegnet mir heut alles für verwirrtes Zeug? Denkt man mich zu foppen? Erst entblödet sich jener homo stupidus nicht, Geld von mir zu fordern, und nun kommt ein anderer und will mich unchristlicher, vom Staate nicht gutgeheißener Künste und Wissenschaften beschuldigen.“

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie Astrologie und Chiromantie treiben, Herr Doktor, sondern will mir Raths erholen über diese Dinge, deren Geschichte, ehemalige Beschaffenheit und was sonst darüber bekannt ist, Niemand besser und gründlicher kennen soll, als Sie.“ —

„Also eine Consultation! — Hm, das ist etwas Anderes. — Man erkläre sich, — bedenke aber,

daß mir als einem Königlichen Professor und Doktor nicht zusteht, über derlei Occulta anders als im historischen Sinne zu sprechen."

„Ich verstehe und will nur noch bemerken, daß ich Nachweisung und Belehrung nicht umsonst verlange, sondern bitte, diese Kleinigkeit von 10 Dukaten als Vorschuß anzunehmen, wenn durch meinen Wunsch etwa dem Herrn Doktor Kosten verursacht werden sollten." —

Bei diesen Worten verklärte sich plötzlich das wirre und abstoßende Gesicht des Doktors. Aufmerksam sah er zu, wie van der Dueeß die blanken Holländer auf die Bettdecke zählte, legte sich dann aber mit anscheinender Gleichgültigkeit auf das Kissen zurück und sagte um Vieles höflicher als vorher:

„Derlei geht meine Haushälterin, Frau Mergslerinn, an, als welche ich zum Einstreichen dieses Geldes anweisen werde. — Man komme jetzt aber zur Sache und explizire sich deutlich." —

„In meiner Familie befindet sich ein Horoskop, das im Jahre 1550 von einem gewissen Pedro Santarius ausgestellt wurde. Durch sonderbare Zufälligkeiten sind einige der darin ausgesprochenen Prophezeihungen schon mehrmal wirklich eingetroffen, und zwar zu der bestimmten Zeit, so daß ich wohl wissen möchte, was an der Sache ist. Ich selbst glaube nicht daran, mein Großvater aber war der Unfehlbarkeit dieses Horoskops überzeugt, und wenn

er Recht hat, so droht mir, als seinem Nachkommen noch in diesem Jahre ein Uebel, über welches ich gern Ihre Meinung hörte, Herr Doktor. Nicht aus Furcht vor einem schnellen Tode, denn ich bin ein Christ und voll gläubigen Gottvertrauens, sondern weil ich wichtige Dinge zu betreiben und zu ordnen habe, von denen vieler Menschen Glück und Zufriedenheit abhängt. Ist an jenem Horoskop etwas Wahres, so — nun Sie werden mir ja sagen, was ich zu glauben oder zu fürchten habe." —

Van der Queeß gab jetzt das alte, vergelbte Pergament dem Doktor, welches sein Großvater, Gerhard von Queiß, im Jahre 1638 aus dem Kerker des grünen Hutes mit auf seine Flucht nach Holland genommen. Der plötzliche Tod der Gräfin Renata von Schwarzenberg im Augenblicke der Trennung hatte den Glauben seines Großvaters an das Uebel, welches der Familie Queiß erblich sein sollte, zur Ueberzeugung gemacht und er selbst unterlag in dieser Beziehung den Eindrücken seiner Jugend, weil Vater und Großvater oft davon gesprochen und das unheimliche Gefühl der Erinnerung an jenes grauenvolle Uebel seit der gestrigen Auffindung des so lang vergrabenen Schatzes erst wieder recht lebendig in ihm geworden war.

Doktor Muntherius betrachtete lange und aufmerksam die Figur des Horoskops, las die ganze Nativität des Tetragrammatons, schüttelte mehrmals mit dem Kopfe und schien durch den ganzen Vor=

gang seltsam angeregt. So ungern er sich für einen Astrologen gehalten sah, war er es doch mit ganzer Seele und hing mit großer Vorliebe an dem Studium der cabbalistischen Wissenschaften, das ihn von seinem Jünglingsalrer an lebhaft beschäftigt. Als Mitglied des Rosenkrenzer-Ordens, der damals die ersten Zeichen seiner wiedererwachenden Wirksamkeit kund gab, benutzte er seine Stellung als Doktor der Astronomie und Professor der Echemie nur zu einem Deckmantel für seine eigentlichen Neigungen und Beschäftigungen; aber er hielt sie sorgfältig geheim, weil er nach den Vorfällen im Jahre 1719 (wo der Betrüger Clemens, unter dem angenommenen Namen eines Barons von Rosenau, den König durch seine Geldmacheversuche so betrogen, daß er ihn zusammen mit zwei andern Betrügern, einem Herrn von Heydekampf und einem gewissen Lehmann, auf dem neuen Markt in Berlin hängen ließ) die Abneigung des Königs gegen alle geheime Wissenschaften kannte. Alle Drei hatten sich für Rosenkreuzer ausgegeben und die allgemeine Meinung sich seit der Zeit so gegen Alles ausgesprochen, was dieser Bund trieb und beabsichtigte, daß Muntherius sich vorsichtig von jeder Oeffentlichkeit zurückgezogen und nur selten seine Wohnung verließ, wenn nicht eine Session der Societät, oder eine Beobachtung des gestirnten Himmels von dem Thurm der Petri-Kirche aus ihn dazu zwang.

„Verlangt man etwa gleich eine Antwort auf

Seine Frage? Gegenwärtige Nativität ist so complicirter Natur, daß man sich wird gedulden müssen, bis ich dahin einschlagende Beobachtungen und Vergleiche gemacht. — Man komme daher wieder!" —

„Können Sie mir denn nicht heute schon sagen, ob dem Ganzen überhaupt Glauben zu schenken ist?"

„Glauben kann Jeder, was er will! — Vorliegend ist nur, ob diese Nativität nach den Regeln der Wissenschaft gestellt ist, soweit diese mir bekannt sind. Werde mich deshalb bemühen." —

„Ist denn aber überhaupt etwas Wahres, ein vernünftiger, zu erklärender Grund in allen diesen geheimen und unbegreiflichen Wissenschaften?" —

„Ist ein vernünftiger Grund darin, daß Sterbende, wenn's zum Tode geht, an ihrer Bettdecke zupfen? — Ist es zu erklären, daß Hunde heulen, wenn ein Mensch mit dem Tode ringt? — Kann man begreifen, wie der Eine hier träumt, was einem Andern hundert Meilen davon begegnet? — Weiß man, warum man ein unheimliches Gefühl hat, wenn es dunkel wird? — Begreift man, warum Blutlauf aus Wunden sich plötzlich stillt, wenn er richtig besprochen wird? — Wenn man das Alles und Tausenderlei mehr nicht begreift, wie soll man die außerordentliche Wirkung der Planeten, Linien in den Händen und cabbalistischen Punktationen begreifen? — So viel ich davon verstehe, will man Nachricht und Auskunft über einen bestimmt vorliegenden Fall: solche hoffe ich geben zu können.

Unterricht aber und Unterweisung in Dingen, denen man eo ipso mit Unglauben entgegentritt, denke ich nicht zu ertheilen.“ —

„Wann darf ich also wiederkommen?“

„In einer Woche frage man wieder an. Ehe wir nicht Vollmond haben, kann ich mit Erfolg nicht observiren. Dürfte auch manches alte Buch nachzuschlagen sein, ehe sich Bestimmtes hierüber feststellen läßt. — Ade!“ —

„So rechne ich denn auf Ihre Gefälligkeit, Herr Doktor, und werde nicht undankbar dafür sein. — Ade!“ —

X.

Gegen 3 Uhr am Nachmittage desselben Tages fuhren drei Bauerwagen vor der Commandantur vor, in denen 17 Deserteurs des Leib-Bataillons Grenadiere, an Händen und Füßen mit Stricken geknebelt, lagen, welche von den verfolgenden Köpenicker Bürgern und Bauern Vormittags gegen 9 Uhr im Walde bei Schmökurtz eingeholt und gefangen worden waren. Lieutenant von Queiß hatte die Wagen verlassen, als sie in der Gegend der Dresdner-Straße die ersten Häuser der Stadt berührt, war vorausgesprengt, um dem Commandanten seine Meldung zu machen und eilte, nachdem dies geschehen und die Gefangenen in die Gefängnisse

des Kalandshofes abgeführt worden waren, erst zu dem Obersten von Einsiedel, dann aber, erfreut über das unbedingte Lob, welches sein Commandeur ihm für sein Benehmen ertheilt, in das Haus des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt, um seinen Vetter van der Queeß aufzusuchen. Er fand ihn mit der Durchsicht alter Papiere beschäftigt und erzählte rasch, was seit ihrer Trennung in vergangener Nacht vorgefallen war.

Mit Hülfe der in Köpenick und allen naheliegenden Dörfern aufgebotenen Mannschaften hatte er die Flüchtlinge in einer Erlen-Niederung hinter dem Dorfe Schmökurtz eingeholt, ihnen den Weg abgeschnitten und 17 derselben wieder nach Berlin zurückgebracht. Die andern 9, von denen 5 überdem sich beritten gemacht hatten, waren in der Richtung nach Peitz entkommen; indessen wurde ihnen von Dorf zu Dorf weiter nachgesetzt und man hoffte, sie noch einzuholen, ehe sie die sächsische Gränze erreichten. Lebrecht gestand seinem Vetter offen, daß er unschlüssig gewesen sey, die Deserteure anzugreifen, da er sich nur allein ihnen gegenüber sah und nicht wußte, ob er sich auf die ihn begleitenden Bauern bei einem ernstlichen Widerstande verlassen konnte. Eine alte Frau in Schmökurtz hatte den ganzen Trupp um das Dorf schleichen und sich in das Gehölz werfen sehen. Neugierig, was diese Menschen zu so ungewöhnlicher Zeit — es mochte gegen 7 Uhr Morgens sein — dort im Walde zu

thun hätten, sah sie ihnen lange nach und bemerkte, daß sie nach und nach auf einem kleinen Fischerkahn über den Zietten-See übersetzten und so auf den großen Werder gelangten, der rings von 3 Seen eingeschlossen ist. Es ergab sich später aus der Untersuchung, daß die Deserteurs den Zietten-See für die Spree gehalten hatten, die sie bei Köpenick nicht unbemerkt hätten überschreiten können. Da aber auf der andern Seite der große Zug, der Kroschin und der Weinsdorfer-See sich ihrer Flucht entgegenstellten, so beschlossen sie, tief in der Erlen-Niederung des Werders verborgen, bis zum Einbruch der nächsten Nacht zu warten. So wurden sie umstellt und ergaben sich, als sie jeden Ausweg abgeschnitten sahen, auf Lebrechts erste Aufforderung. Die 9 Andern hatten den Weg nach Peitz verfolgt und vergeblich ihre Kameraden gewarnt, sich durch das Wasser nicht täuschen zu lassen.

„Das heiße ich wie ein tüchtiger Soldat und braver Offizier gehandelt. — Nehmen Sie mir es nicht übel, Vetter, aber ich hatte kaum geglaubt, daß der junge Herr so rasch, ehrenwerth und entschieden zu handeln wissen würde.“ —

„Und warum das, wenn ich fragen darf.“ —

„Huh, das klingt empfindlich, lieber Vetter; so war es aber nicht gemeint. Müssen es dem Holländer und dem ältern Manne schon zu Gute halten, wenn er seine Meinung gerade heraussagt. — Mag mich geirrt haben und sehe auch wohl ein,

mich in dieser Hinsicht wirklich geirrt zu haben, aber es kam mir so vor, als wäre der Herr Vetter — nichts für ungut, wenn ich mich nicht so ausdrücke, wie es hier bei Euch üblich — wie soll ich gleich sagen — jung!" —

„Soll das ein Tadel oder ein Lob sein, Herr van der Queeß?" —

„Wie es gerade kommt! — Die Jugend ist ein so neidenswerthes Ding, daß man freilich nicht weiß, ob man ihr einen Vorwurf daraus machen soll, daß sie noch nicht so reif und bestimmt verfährt, wie die Erfahrung, und das alte holländische Sprüchwort hat wohl Recht:

„Wenn die Jugend nur wüßte,
Und wenn das Alter nur könnte!"

Aber freilich, dann hörte der Mensch eben auf, Mensch und die Welt auf, Welt zu sein. Also nichts für ungut. Ich bitte ihnen meine unvortheilhafte Meinung ab und freue mich, daß ich das kann." —

„Sonderbar! — Es ist das erste Mal, daß ich so geradezu unvortheilhaft über mich urtheilen höre. — Ich möchte es übel nehmen und kann es doch nicht, da Sie es so ehrlich und offen — —"

„Freut mich, daß Ihnen das gefällt und um so mehr, als ich hier sonst viel Außenwerk und Schein sehe. — Schon als Holländer berührt mich hier bei Euch Vieles unangenehm und nun gar als Halbwilder da unten aus Afrika. Aber gut, daß Sie gekommen sind, lieber Vetter; ich bin da gerade

in eine Arbeit vertieft, die auch Sie interessiren muß. Setzen Sie sich ein wenig zu mir und schenken mir ihre Aufmerksamkeit. Erschrecken Sie nur nicht vor dem Wuste alter, vergelbter Papiere! — Weiß wohl, daß dergleichen nichts für einen jungen Herrn ist. Will auch nur Ihren Rath über eine Vorstellung hören, die ich beim König einzureichen gedenke, denn ich möchte aus Unkenntniß nicht gern gegen Eure Formen verstoßen. Es handelt sich um die Angelegenheiten meines Großvaters, der noch immer für einen Verbrecher gehalten wird. Hören Sie mir zu, ich hoffe deutlich gewesen zu sein."

„Ew. Majestät!" —

„Muß ich doch gleich Anfangs einen Einwand machen. Man kann Se. Majestät in einem Schreiben nicht anders als mit:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König; Allergnädigster König und Herr! — anreden."

„So? — Das will ich mir doch gleich aufschreiben. Schön! Also:

„Ew. Majestät, bittet der Unterzeichnete in Ehrfurcht und voller Vertrauen zu der Gerechtigkeit seines Gesuches, den Prozeß des im Jahre 1639 als Hochverräther nnd Falschmünzer angeklagten Kurfürstlichen Hauptmannes Gerhard von Queiß in Gnaden revidiren und auf den Grund der beiliegenden Beweisstücke, das gegen denselben ergangene Urtheil aufheben zu wollen. Aus der von meinem Großvater während seiner Verbannung in Holland

aufgesetzten Vertheidigungsschrift, welche erst nach seinem Tode bekannt geworden, geht deutlich hervor, daß derselbe durch eine sonderbare Verkettung ungewöhnlicher Umstände zwar allerdings um das Geheimniß einer Falschmünzer-Bande gewußt, dieser auch gezwungen Dienste gethan, niemals aber sich eines Verbrechens schuldig gemacht, im Gegentheil fest entschlossen gewesen, sich der zufälligen Gemeinschaft mit jenen Verbrechern zu entziehen. Daß er selbst eingeständig, den Hauptmann von Arnheimb im Zweikampfe getödtet zu haben, ist ihm als einem Adligen und in jenen unruhigen Zeiten nicht so sehr vorzuwerfen, daß allein darauf das Urtheil basirt werden konnte und der angeführte Umstand, aus welcher Ursach er mit gezogenem Degen im Gemache des damaligen Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gefunden, scheint auch in Hinsicht auf die Anschuldigung des Hochverrathes den vollständigen Ungrund derselben zu beweisen. Als Enkel des unter der schweren Last einer Verurtheilung als Falschmünzer, Mörder und Hochverräther gestorbenen Gerhard von Queiß bin ich verpflichtet, Ew. Majestät, als einen gerechten König, zu bitten, durch Revision des Prozesses und Aufhebung des infamirenden Urtheils den Flecken von dem Wappenschild einer Familie zu waschen, die schon mehrere Jahrhunderte hindurch, sowohl dem Kurhut Brandenburg als der Krone Preußen ehrenvolle Dienste geleistet. Eine Ehrenrettung kommt

nie zu spät, und wenn es Ew. Majestät auch unwichtig scheint, ob ein schon vor 70 Jahren Verstorbener wieder zu Ehren restituirt wird, so können die Nachkommen desselben sich doch nicht eher beruhigen, als bis der Ungrund aller gegen ihn erhobenen schweren Beschuldignngen von dem Oberhaupte des Staates öffentlich und solenn anerkannt wird.

In Erwartung einer gnädigen Resolution verharrt ehrfurchtsvoll

Jan van der Queeß.
aus dem Hause Queiß.

Nun, was sagen Sie zu diesem Pro memoria, Vetter?" —

„Es ist deutlich und inhaltschwer, aber die Form so kurz und so ohne alle Umschweife, wie wir hier kaum dergleichen gewohnt sind. Es fehlen fast alle Titulaturen und Devotional-Phrasen, die in einer Supplik an des Königs Majestät doch unumgänglich nothwendig sind."

„Tragen solche Titulaturen und Devotional-Phrasen etwas zum Verständniß des Ganzen bei?"

„Das nicht, aber sie sind hergebracht, und leicht erscheint als Mangel an Achtung, was sich so durchaus der Unterthänigkeit des Bittenden entzieht." —

„Ich bin keinem Menschen auf Erden unterthänig, Vetter, und will auch nicht einmal dem Hergebrachten zu Liebe so erscheinen. Der König wird in meiner Art den Holländer erkennen und, wenn man mich nicht getäuscht hat, so liebt er un-

ser Land und uns, ja Vieles in seinem Charakter, seinem Thun und Lassen beweist, daß er würdig wäre, ein Holländer zu sein. Wer weiß, ob — — Ah sieh da, Herr Geheimer Rath!" —

„Guten Abend, meine Herren! Ei, Herr Lieutenant, glücklich wieder da? — Habe schon im Schlosse gehört, daß Sie die Kerle glücklich erwischt haben. Der Oberst war Ihres Lobes voll und es kann nicht fehlen, daß ehrenvoll Ihrer gedacht werden wird. Wollen Sie mir nicht die Freude machen, heut Abend bei uns zu essen? Sie müssen uns ausführlich erzählen, was Ihnen Alles begegnet ist. Aber mich wundert, daß Sie noch hier sind. Hat Ihnen denn der Oberst nicht gesagt, daß die sämmtlichen Offiziere der Potsdamer Garnison heute auf Befehl Sr. Majestät einer Vorstellung im Theater unsers Eckenberg beiwohnen?"

„Wahrscheinlich hat es der Herr Oberst über meinem Berichte vergessen oder ich es überhört."

„Ja, ja! — Auch Se. Majestät werden Allerhöchstselbst dort erscheinen. Um 5 Uhr geht es an. — Ich komme später hin, und dann gehen wir gleich zusammen nach Hause."

„Es ist ja schon halb 5 Uhr; da muß ich eilen. Herr Geheimer Rath, lieber Vetter, auf Wiedersehen also!" —

„Adieu, Herr Lieutenant! Ich begreife, daß Sie so eilen, denn Sie werden heute der Held des Tages sein. Kann auch nichts schaden, wenn Se.

Majestät Sie Allerhöchstselbst dort sieht. — Adieu, Adieu!" —

Als der Geheime Rath sich mit van der Dueeß allein sah, setzte er sich schweigend und mit nachdenkendem Blick auf das Sopha und schien verlegen, wie er das Gespräch beginnen sollte. Van der Dueeß sah ihn lange fragend an, endlich brach er das Schweigen mit den Worten:

„Irre ich mich oder habe ich recht gesehen, daß Sie meinen Vetter auf eine gute Art weggeschickt haben?" —

„In der That, Herr van der Dueeß. — Ich sehnte mich danach, allein mit Ihnen zu sein, denn ich habe mancherlei auf dem Herzen für Sie."

„Hm! Sie kommen vom Könige, Herr Geheimer Rath?" —

„Ja, ich komme so eben von Sr. Majestät — aber wahrlich nicht so voller Hoffnung und Zuversicht, als wir uns heute Nachmittag trennten. — Se. Majestät wollen nichts von den afrikanischen Besitzungen wissen."

„Das ist mir nichts Neues, aber durch diesen Schatz — —"

„Ich habe mich wohl gehütet, Sr. Majestät etwas davon zu sagen — das heißt, nur in Ihrem Interesse, denn Sie knüpfen ja nun einmal die Erreichung bestimmter Zwecke an denselben. — Vorsichtig brachte ich das Gespräch auf die Colonien und hatte nur zu gute Gelegenheit dazu, weil die

Emd'ner Kaufmannschaft sich eben jetzt wieder mit ihren Forderungen wegen der Depot-Rückstände an die Allerhöchste Person immediat gewandt, aber leider habe ich auf's Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß wir keine Hoffnung haben, den Staat je wieder für diese unglückliche Angelegenheit zu gewinnen. Se. Majestät äußerten: wenn Allerhöchstdieselben den ganzen afrikanischen Plunder geschenkt bekämen, so möchten Sie ihn nicht, und, aufrichtig gestanden, Herr van der Dueeß, wer es ehrlich mit dem Staate meint, kann ihm in der That eine so unhaltbare Ausdehnung nach Außen nicht wünschen."

„Wenn nun die Holländer, die Venetianer, die Genueser, die Portugiesen es auch Anfangs so ehrlich mit dem Staate gemeint, würden sie je die Macht und Größe erreicht haben, die ihnen die Geschichte zugesteht? — Und fragen Sie mal den Peter in seinem neugeschaffenen Petersburg, ob er nicht überzeugt ist, es auch ehrlich mit seinem Lande zu meinen, wenn er ihm eine Seemacht schafft." —

„Wir haben keine See, Herr van der Dueeß."

„Hatte Rußland, Venedig, Genua denn mehr? — Was man nicht hat, nimmt man sich! Wozu paradiren die langen Kerle in den drallen Uniformen da draußen auf dem Felde herum, wenn sie nicht zugreifen wollen, wo es was zuzugreifen giebt? — Lasset einmal das Regiment mit den himmelhohen Kerlen an einem schönen Sommertage einen Spaziergang nach Hamburg machen und die Herren

Senatoren zu Königl. Preußischen Kammer- und Regierungs-Räthen machen, so habt ihr gleich, was ihr braucht.“ —

„Nie wird sich Se. Majestät zu einem Friedensbruch aus solcherlei Interesse verleiten lassen. Aber das liegt ja auch eigentlich außerhalb unseres Gespräches. Ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Hoffnung habe, Se. Majestät für Ihre Wünsche zu gewinnen.“

„Kann ich denn nicht einmal mit dem Manne reden?“ —

„Ich wüßte nicht, wie ich das einleiten sollte. — Se. Majestät sind schwer zugänglich und lieben es nicht, durch irgend eine Persönlichkeit auf Allerhöchst Ihre Willensmeinung influiren zu lassen. — Würde auch in der That zu gar nichts helfen, könnte im Gegentheil nur die ganze Angelegenheit unmöglich machen.“ —

„So bekommt er auch den Schatz nicht!“ —

„Wie meinen Sie das, Herr van der Queeß?“

„Ich meine, daß ich nicht die weite Reise hieher gemacht, Jahre lang das eine Ziel im Auge gehabt, um dem Könige Millionen zu schenken, die vielleicht nur dazu verwendet werden, um noch ein paar große Schlagetodte, der Himmel weiß woher, herbeizuschaffen. Er bekommt das Geld nicht!“ —

„Sie begreifen wohl, Herr van der Queeß, daß von dem Augenblicke an, wo Sie mich in Ihr Vertrauen gezogen haben, nicht mehr davon die

Rede sein kann, ob Se. Majestät den Schatz bekommt oder nicht. Meiner Ueberzeugung nach haben Allerhöchstdieselben den Schatz schon und zwar nur dadurch, daß ich als Diener des Staates und meines Allergnädigsten Herrn davon gehört. Wenn ich aus Rücksicht für Ihre Wünsche und deren mögliche Realisirung auch Sr. Majestät noch nichts davon gesagt, so gestehe ich doch offen, eine solche Aeußerung von Ihnen, Herr van der Queeß, nicht zu begreifen. Uns Beiden und Jedem, der um das Vorhandensein des Schatzes weiß, steht keine Verfügung über denselben mehr zu." —

„Sie haben Recht, ganz Recht, Herr Geheimer Rath. — Der Aerger ist wieder einmal mit der Vernunft bei mir durchgegangen. Wenn man so nur einen Lieblingsgedanken hat, Alles ansetzt, um ihn zu erreichen, da ist der Aerger über das Fehlschlagen wohl verzeihlich. — Mag doch das Sündengeld nehmen und bekommen, wer will; wenn Preußen nur einsehen wollte, daß es seine künftige Größe von sich stößt, wenn es seine Flagge auf der See einzieht." —

„Lassen Sie die See denen, die von der Natur darauf angewiesen sind; Preußen hat andere Bestimmungen, andere Aufgaben zu lösen, als ein paar verfallene Forts in Guinea zu proviantiren."

„Sehen Sie, Herr Geheimer Rath, da denkt ein armer, verachteter Negerfürst bei uns in Tacrama anders. Sieben Jahr kämpft er unter preußischen

Fahnen und Feldzeichen auf eigne Hand gegen die Holländer, weil er dem Eide treu bleiben will, den er dem vorigen Könige geleistet. — Das ist ein ganzer Kerl, der Jan Cunny, — der nimmt keine Notiz davon, daß hier in Berlin das Land verkauft wird, welches nach seiner Ueberzeugung den Brandenburgern gehört und die Holländer haben genug zu thun gehabt, ehe sie ihn zur Ruhe gebracht. Ist nur ein Caboschier, wie wir die Neger-Häuptlinge bei uns nennen, aber er hat doch seinen ganzen Hof mit den Schädeln der von ihm erschlagenen Holländer pflastern lassen und wäre gewiß gleich wieder bei der Hand, wenn der König nur winkte. Freilich, so große Kerle, wie die Potsdamer hat er nicht, aber sie schlagen zu, das wissen die Holländer am Besten.“ —

„Es war auch damals im Vorschlag, ihm ein Allerhöchstes Danksagungsschreiben und den Orden **de la Générosité** zu schicken, es unterblieb aber, weil er denn doch schwarz ist und die Generalstaaten das auch ungern gesehen haben würden.“

„Haben Sie denn wirklich gar keine Hoffnung, den König für meine Vorschläge zu gewinnen?“

„Was sich thun läßt, soll geschehen. Vielleicht gelingt es mir, einen der Herrn Minister auf unsere Seite zu bringen. So viel ist aber gewiß, die Existenz jenes Schatzes müssen wir so lange geheim halten, bis wir alle und jede Hoffnung aufgegeben, oder von irgend einer Seite eine Zusicherung wirkungs-

reicher Unterstützung erhalten. Es fragt sich nur, ob wir unsererseits schon jetzt mit der Ausgrabung des Geldes vorschreiten oder es so lange da lassen sollen, wo es ist, bis wir etwas erlangt."

„Ich dächte, was man hat, hat man und faßt man das Ding ordentlich an, so läßt sich in 24 Stunden viel thun, auch wohl die ganze Sache geheim halten, wenn man zuverlässige Leute wählt."

„Der Meinung bin ich nicht. Wo sollten wir unbemerkt mit so vielem Gelde hin? Dergleichen läßt sich nicht so schweigsam abmachen, als Sie wohl glauben. Besser ist es, wir geben uns gegenseitig unser Wort, als Männer von Ehre, keinen Schritt ohne Vorwissen des Andern zu thun; so haben wir Sicherheit und können demgemäß handeln. Wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen und in so wichtigen Angelegenheiten soll man nicht rasch handeln." —

„Bin's zufrieden, wenn Sie meinen, daß es für die Sache vortheilhafter ist." —

„Ueberdem wäre ich mit dem besten Willen außer Stande, in den nächsten Tagen mich mit den nöthigen Anstalten und Vorbereitungen dazu zu beschäftigen. Ein oder zwei Tage dürften doch darüber hingehen, bis wir das Ganze in Sicherheit hätten und ich muß auf Befehl Sr. Majestät morgen nach Wusterhausen, um die Camine auch dort einrichten zu lassen. Das kann wohl einige Tage dauern und während meiner Abwesenheit darf nichts

geschehen, was diesen Schatz betrifft; ich muß im Interesse des Staats bei Allem gegenwärtig sein, was in Bezug darauf vorgenommen wird. Auch darauf verlange ich Ihr Wort.“ —

„Hätte dessen kaum bedurft, Herr Geheimer Rath, — aber ich ehre Ihre Gewissenhaftigkeit. Bis zu Ihrer Zurückkunft also! — Oder soll ich Sie begleiten, um Ihnen auch meinerseits jedes Mißtrauen zu benehmen?“ —

„Im Gegentheil, Herr van der Queeß, Sie müssen hier bleiben, Ihren Vetter und den alten Todtengräber im Auge behalten, damit Keiner einen Schritt thue, der unsern Planen hindernd in den Weg treten könnte. Ich will jetzt in das Theater. — Begleiten Sie mich? — Sie sehen dort des Königs Majestät vielleicht ganz in der Nähe.“

„Danke, Herr Geheimer Rath! Bin kein Liebhaber von solchem Zeug, denke, ein vernünftiger Mensch hat mehr und Besseres zu thun, als diesem nichtsnutzigen Komödienspielen zuzusehen. Nichts für ungut, Herr Geheimer Rath! Daß Sie hingehen ist ganz in der Ordnung, weil der König da ist; aber bei mir fällt so ein Grund weg und darum bleibe ich lieber zu Hause und rauche mein Pfeifchen in Ruhe. Habe auch sonst noch allerlei zu ordnen.“ —

So trennten sich Beide.

Auf dem Dönhoffsplatze war es um dieselbe Zeit ungewöhnlich lebendig. Dichte Volkshaufen

drängten sich um die große hölzerne Komödienbude des Herrn von Eckenberg, der sich selbst „den starken Mann" nannte. Gegenüber dem noch jetzt sogenannten Meilensteine, den Friedrich Wilhelm I. 1730 auf derselben Stelle errichtete, wo sonst das Leipziger Thor der alten Befestigungen Berlins gestanden, zeigte sich dem Blick ein großer hölzerner Schuppen, auf dessen Giebeln zwei große Fahnen wehten. Auf der Seite nach der Jerusalemer Straße hin war in der Höhe von ungefähr 12 Fuß eine Art von Balkon angebracht, dessen Balustrade mit großen Buchstaben die Inschrift trug:

Theatrum der Eckenbergischen Künste.
Cum privilegio Sr. Majestät des Königs.
Vivat!

Auf diesem Balkon trieb Hanswurst schon seit 4 Uhr sein Wesen, indem er auf einer Trompete blies, die Vorübergehenden einlud, die Vorstellung zu besuchen und wiederholt einen Zettel ablas, der den Titel des Stücks, die Namen der Schauspieler und die Preise der Plätze enthielt. Er lautete:

Heute werden die Herrn von Eckenbergischen Künstler, Fechter, und Spatonschläger bei angenehmer Instrumental-Musik aufzuführen die Ehre haben, eine ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt:

Die remarquable Glücks- und Unglücks-Probe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikoff, eines großen Favoriten, Cabinetsministers und Generalen Petri, Tzaaren von Moskau, Glorwürdigste

Reverenz, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritablen Belisari und Hanswurst, einem lustigen Pastetenjungen auch Schnirrfax und kurzweiligen Wildschützen in Sibirien.

Spielende sind: Der Herr Prinzipal und Hofkomödiant, welcher als Menzikoff surprenante Leibeskräfte produciren wird. Die Frau Prinzipalin, welche verhofft, das Publikum durch ihre Geschwindigkeit zu vergnügen, Monsieur Werfling, Weidner und Defraine, so wie alle andern Spatonschläger und Künstler. Die Person giebt auf dem ersten Platz 4 Groschen, auf dem andern 3 Groschen, wer auf der Treppe stehen will, 2 Groschen, und wer draußen bleibt, gar nichts — dafür sieht er aber auch nichts, wovor Hanswurst Jeden gewarnt haben will. — Immer herein, ihr Herren! Der geduldigen Schafe gehen viele in meinen Stall! — Da geht eben Einer an die Kasse, das ist der Leithammel, immer nach, ihr Herren und Damen, immer nach. — Es wird Niemanden gereuen. — Wen's gereut, dem gebe ich nachher sein Geld wieder, wenn ich darf. — Wenn ich nicht darf, behalt' ich's. — Schnederdeng! Schnederdeng! — Nur Muth gefaßt, in die Tasche gegriffen und das Geld herausgeholt. — Heute werden wir aufzuführen die Ehre haben — — —

Und nun las er den Zettel wieder von vorne ab. —

So nothwendig auch sonst diese Einladungen des Hanswurst waren, heute hätte er seinen Witz nicht in Unkosten zu setzen brauchen, denn der König hatte den ganzen ersten Platz für die Offiziere der Potsdamer Garnison gekauft und der zweite Platz war schon lange vor dem Beginn der Vorstellung gedrängt voll, da Herr von Eckenberg überall bekannt gemacht hatte, der König selbst würde kommen. Ohne alle Verzierung bestand das Innere dieser hölzernen Bude aus der Bühne, dem amphitheatralisch aufsteigenden 1sten Platz im Parterre und einer breiten Gallerie, welche die ganze Rückseite des Parterre's einnahm. Rechts und links führten breite Treppen vom 1sten Platz auf die Gallerie und diese waren es, auf denen das Publikum für 2 Gr. stehen konnte, während der 1ste und 2te Platz mit einfachen hölzernen Bänken versehen waren. Ein Orchester war nicht vorhanden, denn die Musiker saßen auf der Bühne selbst, die übrigens damals noch gar keinen Vorhang hatte.

War nun auch der 2te Platz und die dazu führende Treppe schon dicht besetzt, so blieb doch der 1ste Platz bis kurz vor Anfang der Vorstellung leer, denn alle Offiziere erwarteten draußen vor der Bude die Ankunft des Königs, theils, um Se. Majestät ehrfurchtsvoll zu empfangen, theils, das schöne Herbstwetter noch zu genießen, da jetzt schon die Hitze und der Dunst in dem engen Raume der Bude fast unerträglich waren. Das Publikum

hatte also volle Freiheit, sich laut und ungestört zu unterhalten, bis der König und mit ihm die Offiziere erscheinen würden.

„Bin doch neugierig, — — —

„Was das für ein Stück sein wird, wollen Sie sagen? — Ja, das bin ich auch. Läßt sich aber vermuthen, supponiren oder conjecturiren, daß es etwas ganz Absonderliches sein müsse, da Se. Majestät Allerhöchstselbst den Schauplatz mit dero erlauchten Gegenwart zu beehren beabsichtigen.“

„Ich glaube es noch gar nicht, daß der Alte wirklich kömmt.“ —

„Ich sehr stark, werthester Herr Königl. Holzverwalter. Wäre es blos der allgemeinen Ergötzlichkeit wegen, so würde ich selbst daran zweifeln, es ist aber Gegentheils gewissermaaßen eine militairische Politesse und Höflichkeit gegen die großen Potsdamer, und, von dieser Seite betrachtet, scheint mir die wirkliche, persönliche Beiwohnung dieses Spektakels auf unumstößliche und wissenschaftliche Basis fundirt.“ —

„Aber der Alte ist doch sonst kein Freund von dem Komödienspielen?“ —

„Weil Höchstderselbe Alte viel zu thun hat. Das ist wahr — aber ich habe schon erwähnt, angeführt und bemerkt, daß hier wohl nur ein Akt Königlicher und souveräner Höflichkeit gegen das Militair und speciell gegen die Potsdamer zum Grunde liegt. — Ich sage, weil er viel zu thun hat.

Denn — erinnert Ihr Euch nicht des Komödienprivilegiums, welches vor 6 Jahren diesem Eckenbergum verliehen wurde? — Da heißt es wörtlich: „Besagter Hof-Komödiant solle seine Exercitia mit denen bei sich habenden Leuten zur Recreation und Zeitvertreib derjenigen, so nicht viel zu thun haben, präsentiren. Nun kann Se. Majestät sich doch nicht mit der erwähnten Menschenklasse in eine Cathegorie, Klasse oder Sammelsurium stellen." —

„Also sind wir eigentlich mit den Leuten gemeint, die nicht viel zu thun haben?" —

„Unmaaßgeblich dürfte sich dieses Königliche Rescript auf Alle beziehen, die denen dramatischen Exercitien zusehen. — Aber stille! Draußen geht etwas vor. — Es wird plötzlich so ruhig. Das ist er! Er kommt! Er kommt!"

Erwartungsvoll sah Alles nach der Eingangsthür, die auf der rechten Seite des 1sten Platzes lag und unmittelbar von dem Platze in die Bude führte, so daß beim Oeffnen die hereinfallenden Sonnenstrahlen auf Augenblicke den halbdunkeln, nur von trübe brennenden Talgnäpfen erleuchteten, innern Raum erhellten. Es war wirklich der König, der mit den Prinzen Friedrich, Heinrich und Ferdinand, dem Fürsten Leodold von Dessau und dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth das Theater besuchte. Draußen hatten die Offiziere mit abgenommenen Hüten ein Spalier gebildet, durch welches der König freundlich grüßend gegangen und

an der Thür von dem Hof-Komödianten, Herrn von Eckenberg, in seiner sonderbar bunten und reichen Tracht, trotz des hellen Tages mit zwei Armleuchtern in der Hand empfangen worden war. In tiefster Devotion leuchtete der glückliche Prinzipal dem Monarchen bis in die Mitte der ersten Bank dicht vor der Bühne und gab dann mit einem majestätischen Wink den Musikanten auf der Bühne das Zeichen zum Anfangen der Musik. Als der König seinen Sitz eingenommen, füllte sich bald der ganze 1ste Platz. Die tiefste, ehrfurchtsvollste Stille herrschte unter den Zuschauern und hätten die Musikanten nicht aufgespielt, so würde man jedes Wort, das der König mit seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, sprach, verstanden haben.

Auch Lebrecht von Queiß war unter den Zuschauern. Herzlich von seinen Kameraden bewillkommt und beglückwünscht hatte er bis zur Ankunft des Königs auch die kleinsten Umstände immer wieder erzählen müssen, von denen seine nächtliche Verfolgung der Deserteurs begleitet gewesen war. Erst als der Oberst von Einsiedel dem Könige am Nachmittage Rapport abgestattet hatte, war das Complott unter den Soldaten auch den andern Offizieren des Bataillons bekannt geworden, so daß die Gefahr, der sie durch die energischen Maaßregeln des Commandeurs entgangen, schon vorüber war, ehe sie noch geahnet worden. Offenbar hatte die Verhaf-

tung jener Rädelsführer in Potsdam die Andern entmuthigt, so daß sie die Ermordung der Offiziere aufgegeben und die Desertion von Berlin aus versucht hatten. Der König hatte sich, wie der Oberst erzählte, sehr gefreut, daß die Grenadiere wieder eingebracht worden waren und hatte befohlen, man solle ihnen nicht als Deserteuren, sondern als Dieben, die das Werbe- und Handgeld hätten dem Staate stehlen wollen, den Proceß machen. — Daß sie nicht am Leben gestraft werden würden, wußte man schon, denn es waren meist ausgezeichnet große Menschen, aber wiederholtes Spießruthenlaufen war ihnen gewiß. Wäre Lebrecht übrigens nicht beinahe 12 Stunden früher als die Flucht der Soldaten in Berlin bekannt werden konnte, ihnen begegnet, so würden sie schwerlich eingeholt worden sein, da die Gränze so nahe war. Die Ankunft des Königs unterbrach natürlich das Gespräch über diesen Gegenstand und Lebrecht sah sich, als die Vorstellung begonnen, überall nach dem Geheimen Rathe um, mit dem er ja zu Abend essen sollte. Als er ihn nirgends erblickte, er auch hörte, daß keiner seiner Kameraden ihn bemerkt, hing er, antheillos dem Spiele zuschauend, seinen Gedanken nach, die ihm immer wieder das Bild des geliebten Mädchens vor die Seele führten, das seit der Mittheilung des Vaters über ihre Geburt ihn so ganz erfüllte, daß nichts Anderes mehr seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. War doch nun eine Ver-

bindung zwischen ihnen möglich, und wenn er auch Schwierigkeiten und Hindernisse fürchten mußte, so ließen sie sich doch besiegen, da das Mädchen, wenigstens mütterlicher Seits, ihm ebenbürtig war.

Die Vorstellung der „remarquabeln Glücks- und Unglücksprobe" mit allen ihren Späßen und derben handgreiflichen Scherzen, so sehr das Publikum auch daran sich ergötzte, ließ ihn kalt, ja, widerte ihn an. Da er sich unbemerkt von dem Geheimen Rathe sah, so glaubte er, die Zeit bis zum Souper bei diesem besser anwenden zu können, wenn er die Bude verließ und zu seiner Malplaquet eilte. Hatte er doch in der Gemeinschaft mit dem alten Wedekind bei der Verfolgung der Deserteurs den besten Vorwand, ihn aufzusuchen. Er wartete daher, bis der Abend hereindämmerte, verließ seinen Platz und eilte nach der Garnison-Kirche, ohne vermißt oder bemerkt zu werden. —

Die Vorstellung hatte unterdessen ungestört ihren Fortgang. Zwischen den einzelnen Scenen unterhielten Fechterkünste, Tänze, Proben der außerordentlichen Körperkräfte des Principals das Publikum und ließen die Plattheit des elenden Machwerks der remarquabeln Haupt-Aktion vergessen. Hanswurst erhielt vor Allen den ungetheiltesten Beifall. Selbst der König hatte herzlich über ihn gelacht, während der Kronprinz einmal über das andere die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte. Fürst Leopold hatte sich vor Lachen die Seiten ge-

halten und dem lustigen Schalk einmal ganz laut zugerufen: „Das ist ein Schwerenöther von Kerl!“ Ein solches Wort machte den kecken Burschen nur um so zuversichtlicher und rücksichtslos tappte er jetzt in den Brei. — Als das Spiel vorüber war, sprang der Herr Prinzipal wieder mit seinem Armleuchter von der Bühne herunter, leuchtete devot dem Könige bis zur Thüre und erhielt sogleich von einem Laquayen 8 Thaler als besonderes Königliches Gnadengeschenk, außerdem aber die Weisung, sich wegen Bezahlung des ganzen 1sten Platzes bei dem Geheimen Kämmerierer zu melden.

XI.

Lebrecht war vom Dönhofsplatze durch die Altstadt nach der Garnisonkirche geeilt, und erreichte das Haus des Todtengräbers erst als es fast ganz dunkel war. Auf dem Wege dorthin schien ihm sein Besuch bei dem alten Wedekind so natürlich und unverdächtig, daß er kaum die Möglichkeit bedachte, von dem mürrischen alten Manne unfreundlich aufgenommen zu werden. Je mehr er sich aber der Spandauer Mauer näherte, je mehr verschwand diese Zuversicht, und als er nun gar vor dem Hause selbst stand, überlegte er lange, ob er wirklich durch einen Besuch dem Mißtrauen des Vaters wieder neue Nahrung geben sollte — Dabei hatte er nicht, wie

er versprochen, um 3 Uhr hier vorübergehen und aus der Erscheinung des geliebten Mädchens auf ihre Gesinnung gegen sich schließen können. Er zögerte und wußte nicht, was er thun sollte, als es plötzlich auf dem Flur des Hauses hell wurde, ein Mann in einen Mantel gehüllt in der Thür erschien und hinter ihm Malplaquet mit einer Lampe dem Weggehenden leuchtete. Gang nnd Haltung des Mannes kamen dem überraschten Lebrecht recht bekannt vor, das Gesicht vermochte er aber nicht zu erkennen, da jener es absichtlich zu verbergen schien und das Licht ihn nur von hinten beleuchtete. Mit leichtem Kopfnicken dankte der Weggehende dem Mädchen, diese schloß die Thür hinter ihm und ging ins Haus zurück. Eben als der Unbekannte in die Spandauer-Straße einbiegen wollte, fiel der volle Strahl des Mondes auf sein Gesicht und Lebrecht glaubte, den Geheimen Kriegs- und Domainenrath Eckardt in ihm zu erkennen. — Was konnte dieser zu so ungewöhnlicher Zeit bei dem alten Wedekind gewollt haben? — Sollte Malplaquet? — — Aber nein, wie kam der eifersüchtige Gedanke in seine Seele! — Wahrscheinlich hatte der Geheime Rath in der Angelegenheit, welche sie alle drei gestern nach Köpenick geführt, mit dem Todtengräber gesprochen. Um so mehr konnte er hoffen, keine unfreundliche Aufnahme dort zu finden und war nun rasch entschlossen, den Versuch zu wagen.

Auf sein Klopfen an die Thür erschien Malpla-

quet, der vor Schreck fast die Lampe entfiel, als sie Lebrecht erblickte. Jetzt erst bemerkte er, daß sie verweinte Augen hatte und sehr bewegt schien. Theilnehmend ergriff er ihre Hand, drückte sie liebevoll und sah sie lange an, als wolle er fragen, ob seine unerwartete Erscheinung ihr auch nicht unangenehm sei. Malplaquet schlug verwirrt die Augen nieder, aus denen sich heimlich eine Thräne stahl und war keiner Antwort mächtig. Endlich rief sie schluchzend:

„Ach Gott, Herr Lieutenant, mein armer Vater ist so krank!“ —

„Krank? — Wie ist das so plötzlich geschehen, wir waren ja noch in der vergangenen Nacht zusammen?“ —

„Heute Morgen, gleich nach seinem Zuhausekommen, überfiel ihn ein so heftiges Fieber, daß er sich gar nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Gewiß hat er sich in der kalten Nachtluft Schaden gethan. — Du lieber Gott! — nun sind wir ganz fremd in der großen Stadt; niemand bekümmert sich um uns. Wir haben weder Nachbarn, noch Freunde!“ —

„Da führt mich ja ein gutes Glück zu Euch her. — Ich kam, um dem Vater Dank zu sagen für seine Unterstützung und Hülfe in der letzten Nacht und nun kann ich ihm vielleicht meinen Dank durch die That beweisen. Wo ist er denn? Will Sie mich nicht zu ihm führen, liebe Jungfer?“ —

„Ach, wie gern! Hier diese kleine Treppe herauf, wenn der Herr Lieutenant uns die Ehre erzeigen wollen.“

Von Malplaquet geführt betrat Lebrecht die Wohnstube des Todtengräbers. Obgleich die ordnende Hand des sorglichen Mädchens nicht zu verkennen war, so erschien die jetzige Wohnung Wedekind's doch bei Weitem nicht so heimlich, bewohnt und traulich, als das in Potsdam der Fall gewesen. Noch fehlten die bunt kattunenen Gardinen an den Fenstern, die wenigen Bilder und Schildereien standen noch unaufgehängt an den Wänden, das Geräth hatte noch nicht den altgewohnten, handlichen Platz gefunden. Das Zimmer erschien groß, leer und unfreundlich gegen die frühere Wohnung, und Lebrecht konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, als er die stille Wirthlichkeit und Ruhe hier nicht wiederfand, die er sich unzertrennlich von der Geliebten und ihrem Vater gedacht. Auf dem Bette, dessen vier Pfosten ebenfalls noch ohne Gardinen waren, lag der alte Wedekind fast bewußtlos und stöhnte schwer. Malplaquet rückte ihm mit liebender Geschäftigkeit das Kopfkissen zurecht und beugte sich lauschend über ihn hin, dann flüsterte sie Lebrecht zu, daß eben ein Herr hier gewesen wäre, der viel mit dem Vater gesprochen und dadurch vielleicht den Zustand des Kranken verschlimmert habe.

„Wer war denn der Herr?“ —

„Ich weiß es nicht, denn der Vater hieß mich das Zimmer verlassen, ich hörte nur, daß er ihn Herr Geheimer Rath nannte."

„Kennt Sie den Geheimen Rath Eckardt von Person?"

„Ach nein, Herr Lieutenant, ich kenne keine so vornehme Herren."

„Wer spricht da mit dir, Malplaquet?" fragte jetzt der Vater, indem er die Augen aufschlug und mühsam den Kopf wendete.

„Der Herr Lieutenant von Queiß, lieber Vater. Se. Gnaden sind aber gekommen, — —

„Um Euch meinen Dank zu sagen für die rasche und männliche Hülfe, die Ihr mir gestern Abend geleistet habt. — Thut mir leid, daß ich Euch krank finde. Wie geht es denn?" —

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, — so so! — Muß wohl heute früh auf dem Wasser mich erkältet haben. — Bin dergleichen doch nicht mehr gewohnt und seit langen Jahren nach Mitternacht nicht aus dem Bette gewesen. — Hm! hm! — na 's wird schon wieder vorübergehen! — Sind die Kerle denn eingebracht?" —

„Gewiß — sie sitzen schon im Kalandshofe, bis auf einige, die uns entkommen sind. — Habe nicht verfehlt, dem Obersten zu melden, daß das Bataillon Leib-Garde-Grenadier Euch ganz besonders für Eure Thätigkeit verpflichtet ist und werde schon Sorge tragen, daß das nicht in Vergessenheit kommt.

Aber habt Ihr denn schon nach einem Arzte geschickt?" —

„Kenne ja hier in dem großen Berlin keinen Menschen, und was hilft mir auch ein Arzt? Die 60 Jahre kurirt er mir doch nicht weg. Das ist eine Krankheit, für die kein Kraut gewachsen ist." —

„Aber eben deswegen solltet Ihr vorsichtiger sein als sonst. Eine Erkältung hat bei uns jungen Leuten nicht viel zu sagen. Ich dächte aber doch, Ihr schicktet nach einem Arzt."

„Wen soll ich denn aber schicken? — Das furchtsame Ding, meine Malplaquet, traut sich hier nicht allein über die Staße und Dienstboten kann sich unser einer doch nicht halten." —

„So will ich selbst sogleich — —"

„Nein, lassen der Herr Lieutenant nur! — Danke zwar herzlich, wahrhaftig recht herzlich, für den guten Willen, aber ein Arzt würde mir doch nicht helfen. Habe meine Lebtage keine Medicin eingenommen und denke nun in meinen alten Tagen nicht erst damit anzufangen, obgleich es recht schlimm mit mir steht. — Geh' doch einmal in die Küche, Malplaquet, und koche mir von unserm Brustthee. — Mir wird so angst und beklommen zu Muthe." —

„Aber, liebes Väterchen, wenn Se. Gnaden, der Herr Lieutenant, doch nun so gut sein will!"

„Thue, was ich Dir sage, mein Kind, und lasse uns allein! — Du weißt, ich bin Widerspruch

nicht gewohnt. — So, nun ist sie hinaus! Wollen der Herr Lieutenant nicht die Gnade haben, ein wenig näher zu treten — das laute Sprechen fällt mir schwer und ich möchte auch nicht gern, daß das arme Ding, meine Malplaquet, etwas davon hörte. So! — Herr Lieutenant, mit mir ist es bald vorbei, das fühle ich. Heute Nachmittag, als ich ein wenig eingeschlummert war, ist so ein verfluchter Kerl, so ein Vampyr, bei mir gewesen und hat mich auf den Tod gedrückt. Ich habe ihn wohl erkannt, es war der Letzte, den wir vorige Woche in Potsdam begruben. Er hat sich an mir rächen wollen, daß ich das Protokoll gegen ihn gemacht. Hier hatte das Ungethüm Gewalt über mich, denn wer hat denn hier Zeit gehabt, Sand auf die Schwelle zu streuen und Safran mit Nachtschatten aufzuhängen? — Heute Nacht kommt er wieder und dann wird es wohl zu Ende sein. — Hätt' auch nicht gedacht, auf so schlechte Weise aus der Welt zu gehen." —

„Aber Wedekind, könnt Ihr denn wirklich so tollen Aberglauben?" — — —

„Lassen der Herr Lieutenant das nur gut sein. Ich weiß, was ich weiß. — Wer freilich in so vollem Leben und rüstiger Gesundheit dasteht, wie Sie, der glaubt an dergleichen nicht. — Ist auch eigentlich einerlei! — 's liegt mir etwas schwer auf dem Herzen und das muß herunter, ehe ich die Augen zuthue. — Habe zwar mein Soldatenwort darauf

gegeben, daß ich nicht verrathen will, was der Kamin-Rath da bei mir gewollt, und darum kann ich es auch nicht sagen, aber ehrlich währt am längsten und wer weiß, ob ich meine Ehrlichkeit nicht bald wo anders zu verantworten haben werde. — Kurz und gut — ich weiß nicht, wie das unter Euch Dreien zusammenhängt — aber das weiß ich, in den Müggelsbergen liegt keine Leiche — da liegt irgend etwas anderes vergraben und der Kamin-Rath meint's nicht ehrlich mit Euch Beiden!" —

„Hätte er Euch gesagt?" — — —

„Ich habe mein Wort gegeben, Herr Lieutenant! Was und wieviel ich weiß, werde ich nicht sagen. Aber das eine weiß ich, der Kamin-Rath spielt falsch Spiel mit Euch Beiden, darum seht Euch vor. — Oh! oh! mir ist doch recht übel zu Muthe. — Der Unhold hat mir die ganze Brust zusammengedrückt. — Und mein armes Kind, meine Malplaquet, was wohl aus der werden wird!" —

Macht Euch doch nicht so trübe Gedanken, Wedekind! — Wenn Ihr Euch pflegt und ruhig verhaltet, seid Ihr bald wieder hergestellt. — Jetzt laßt mich aber wirklich für einen Arzt sorgen; Ihr habt ein Fieber und das wollen wir schon wegschaffen. Da Ihr so gar Niemanden habt, der sich um Euch bekümmert, so komme ich zur Nacht noch einmal wieder her, sende auch meinen Burschen zur Bedienung. Bin zum Abendessen eingeladen, hoffe aber, nicht lange dort zu bleiben. Adieu!" —

Lebrecht verließ den Alten, als Malplaquet den bereiteten Brustthee hereinbrachte, drückte dem geliebten Mädchen zärtlich die Hand, als sie ihm bis zur Hausthür leuchten wollte, bat sie aber, bei ihrem Vater zu bleiben, der eben wieder einen heftigen Anfall von Brustbeklemmung hatte, und eilte schweren Herzens erst in sein Quartier, von wo er seinen Burschen sogleich dorthin sandte, dann zu dem Regimentsarzt, von dessen Freundschaft er verlangte, Alles anzuwenden, was seine Kunst vermöge, um den alten ehrlichen Wedekind zu retten, und nun erst in das Haus des Geheimen Rathes, wo man mit dem Souper bereits auf ihn wartete. Da die Gattin des Geheimen Rathes und einige Damen zugegen waren, so wurde nur über gleichgültige Dinge gesprochen, ja der Geheime Rath schien absichtlich jedes Gespräch zu vermeiden, das auf die Angelegenheiten seines Gastes, van der Queeß, führen könne; besonders fiel es Lebrecht auf, daß er im Theater gewesen sein wollte, wo ihn doch Niemand gesehen. Dies und die Aeußerung Wedekinds über die Absichten des Geheimen Raths regten im Herzen Lebrechts einen Verdacht an, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Doch vermochte er es nicht, diesem Gedanken lange zu folgen, denn immer schwebte ihm das Bild der sorglichen Malplaquet an dem Krankenbette ihres Vaters vor und zog seine Seele fort aus der prächtigen, genußreichen Umgebung dieses Hauses in das unscheinbare

Häuschen an der Garnison-Kirche. Die Damen fanden ihn heute zerstreut und gar nicht so liebenswürdig als sonst, was der Geheime Rath auf die schlaflose Nacht und die ununterbrochene Thätigkeit des Tages schob. Hätte er im Herzen Lebrechts lesen können! —

Gegen 11 Uhr trennte man sich verstimmt und unerfreut. Der Geheime Rath schützte heftiges Kopfweh und die morgende Reise nach Wusterhausen vor, als van der Dueeß ihn einlud, noch ein Glas Punsch mit ihm auf seinem Zimmer zu trinken und Lebrecht eilte, keine Ermüdung fühlend, in das Haus des Todtengräbers. Besorgt stieg er die Treppe hinauf, auf deren oberster Stufe sein Bursche ihn schon erwartete.

„Wie geht es dem alten Manne, Busse?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant; ist vor einer Viertelstunde gestorben." —

„Bist du verrückt? — Wer ist gestorben?" —

„Der Todtengräber Wedekind, Ew. Gestrengen Gnaden zu Befehl." —

„Wo ist der Regimentsarzt?"

„Schon fort, Herr Lieutenant. Der Herr Regimentsarzt meinten, hier könnten sie doch nichts mehr helfen. Ich bin aber hier geblieben, weil der Herr Lieutenant es so befohlen hatten."

„Aber wie ist denn das möglich?" —

„Das weiß ich nicht, Herr Lieutenant, aber

todt ist er, das hat der Herr Regimentsarzt selber gesagt." —

Tief ergriffen von dieser unerwarteten Botschaft trat Lebrecht in das Zimmer ein und sah die arme Malplaquet regungslos auf ihren Knieen am Bette liegen. Ihr starres Auge hatte noch keine Thräne befeuchtet, krampfhaft hielt sie die erkaltete Hand ihres Vaters an die Brust gedrückt und sah nur mit antheillosem, irren Blick auf die Eintretenden, als die Thür sich öffnete. Der Schmerz hatte sie so jählings getroffen, daß sie kaum noch den ganzen Umfang ihres Verlustes zu fassen vermochte, als Lebrecht aber erschien, — da trat das schnelle Ende ihres Vaters, die Hülflosigkeit ihrer Lage, das quälende Gefühl des Alleinstehens mit ganzer, augenblicklicher Kraft vor ihre Seele und ein Strom heißer Thränen entrang sich jetzt zum ersten Male ihren Augen. Unvermögend, sich von den Knieen zu erheben, mußte Lebrecht sie in seine Arme nehmen und zu dem Großvaterstuhl führen, in dem noch vor wenigen Tagen der ehrliche alte Wedekind gesessen. Wie müßig und nutzlos in diesem Augenblicke jede Tröstung sein mußte, fühlte Lebrecht wohl, war es doch auch ihm, als hätte er in dem Vater der Geliebten einen Freund verloren, nie war ihm das Scheiden aus dem Leben so nahe getreten, nie hatte er einen Menschen sterben sehen, nie hatte der Tod eines Verwandten, eines Freundes, zerstörend in sein Leben gegriffen, darum fand er sich auch

rathlos, ungefaßt diesem unerwarteten Ereigniß gegenüber. Aus der durch Thränen halb erstickten Erzählung des Mädchens erfuhr er, daß ihr Vater, schon ehe der Arzt erschienen, heftig phantasirt und dabei stets von ihrer Mutter gesprochen, daß der Doktor, gleich nach der ersten Untersuchung des Kranken den Kopf geschüttelt und keine Hoffnung gegeben habe. Ein Aderlaß war versucht worden, aber ohne Besserung, denn gleich darauf stellte sich ein Krampf ein, der erst mit dem Tode des Vaters geendigt. —

Als Malplaquet durch diese Mittheilung Erleichterung gefunden, ließ sie ihren Thränen freien Lauf und lehnte wie bewußtlos ihren Kopf an die Brust des neben ihr sitzenden Lebrecht. Wie hatte sich durch den Tod des alten Wedkind so plötzlich sein ganzes Verhältniß zu dem geliebten Mädchen geändert! — In ihrer Hülflosigkeit war sie auf den Schutz Lebrechts angewiesen, das einzige Hinderniß, die starre unbeugsame Abwehr des Vaters, war geschwunden, nichts schien seinen Wünschen mehr entgegen zu stehen. — Waren Beweise für die Geburt Maplaquets herbei zu schaffen, war die Mutter für eine Verbindung mit ihr zu gewinnen, gewährte sie der Tochter Anerkennung und Aufnahme, so durfte er hoffen, sich ohne Entsagung, ohne gewaltsames Losreißen von seiner Familie und den Verhältnissen, in denen er lebte, am Ziel seiner Wünsche zu sehen. Was konnte, was sollte aber nun zunächst geschehen?

Still war es rings um sie her — kein Laut unterbrach die bange Schwüle der Nacht; nur ein Heimchen zirpte eintönig hinter dem Ofen und machte die Nähe der Leiche des alten Todtengräbers für Lebrecht nur noch unheimlicher. Wie hatte er sich danach gesehnt, mit der Geliebten allein zu sein, so aber hatte er die Erfüllung seines Wunsches nicht herbeigesehnt. An seiner Brust das in Schmerz aufgelöste Mädchen, die willenlos duldete, daß er ihr tröstend Stirn und Augen küßte, vor ihm die Leiche ihres Vaters, rings umher die Zeichen der Niedrigkeit des Standes, dem jener angehört und aus dem er die Geliebte zu sich erheben sollte! — Alles das wirkte wie ein böser, schwerer Traum auf ihn.

Mit dem verzweifelnden Schmerz der Tochter war schon jetzt eine Berathung über das, was nun zunächst geschehen mußte, unmöglich und die Nacht verging Beiden so in stummer Qual, kaum daß Lebrecht es wagte, der Leidenden Trost zuzusprechen. Als es aber durch die Fenster hereindämmerte und der neue Tag anbrach, da rüttelte das Bewußtsein, daß nun Handeln Noth sei, den Träumenden zu neuer Thatkraft auf. In wie schneidendem Gegensatze auch die Alles belebenden Strahlen der Morgensonne in das Sterbezimmer fielen, so riefen sie in Lebrecht doch die Ueberzeugung wach, daß er jetzt der einzige sei, von dem Malplaquet Schutz und Hülfe erwarten müsse, und jetzt erst fragte er die Schwergeprüfte, ob der Vater ihr vor seinem Tode

nicht Aufschluß über ihre Geburt und die eigenthümlichen Verhältnisse gegeben, die ihn von ihrer Mutter getrennt. —

Anthcillos zeigte sie auf das alte Schreibpult, in dem sich, nach früheren Aeußerungen ihres Vaters, die Weisung finden sollte, was sie nach seinem Tode zu thun und an wen sie sich zu wenden habe. Sorglich durchsuchte Lebrecht alle Fächer desselben, fand aber nichts als Gleichgültiges, Unerhebliches. Nur ein fest verschlossener Kasten war übrig, zu dem Malplaquet keinen Schlüssel hatte, auch nicht wußte, wo ihr Vater ihn aufbewahrt. Hier war keine Zeit, lange zu suchen, Malplaquet auch unfähig dazu. Lebrecht sprengte also mit seinem Degengefäß das Schloß und war erstaunt, neben einem Päckchen sorgfältig zusammen gebundener Papiere eine ganze Reihe von Geldrollen zu finden, die nach ungefährer Schätzung 5 bis 6000 Thaler in Goldstücken enthielten. Gewiß hatte der strengrechtliche alte Wedekind jene Summen, die er aus Schweden erhalten, für die Tochter gespart und nur das Nöthige für Unterricht und Kleidung davon verwendet. Er fand in den Papieren den Trauschein zwischen dem Feldwebel Wedekind vom Regiment Jung Dönhoff mit der Gräfin Ebba Herskjold, den Taufschein Malplaquets unter ihren wirklichen Namen Veronica, Ehster, Maria und eine ganze Folge von Briefen der Gräfin selbst, mehrerer Verwandten des gräflichen Hauses, so wie eine Correspondenz

mit dem schwedischen Gesandten in Berlin, der im Auftrage der Mutter dem alten Wedekind jene Summen ausgezahlt, auch die Wünsche der Gräfin bei dem Vater bevorwortet hatte. So vollständig und leicht hatte Lebrecht die Hülfe nicht erwartet. Schnell war sein Entschluß gefaßt, auf diese Papiere fort zu bauen und die Geliebte der Stellung wieder zu geben, die sich ihr darbot. Er nahm die Aktenstücke sowohl, als die Briefe der Familie zu sich, empfahl der Trostlosen Vorsicht in Bewahrung ihres Eigenthums und eilte erst fort, als er die Nachbarn Wedekinds, den Küster der Garnison-Kirche und dessen Frau gebeten, der Verlassenen beizustehen. Mit schwerem Herzen trennte er sich von der Leidenden, die er in so trauriger Umgebung zurücklassen mußte, um die nöthigsten Schritte für ihre Zukunft zu thun.

Es war schon heller Tag, als er in sein Quartier zurückkehrte. Auf den Plätzen der Friedrichsstadt sammelten sich bereits die Soldaten der Potsdamer Garnison zu der am Schlusse der Herbst-Uebungen gewöhnlichen Special-Revue, die damals einen ganzen Tag dauerte. So gern Lebrecht sonst Soldat war, in dieser Stimmung und von so widersprechenden Gefühlen bewegt, ekelte ihn jetzt das maschinenartige Treiben des kleinen Dienstes an. Er fühlte sich unfähig, seiner Pflicht nachzukommen und bat einen Kammeraden, der schon seinen Zug antreten ließ, ihn bei dem Obersten zu entschuldigen, da er unwohl sei und die ungewöhnliche Anstrengung

bei Verfolgung der Deserteurs ihm wahrscheinlich eine Krankheit zuziehen würde. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als die überbotene Natur auch ihre Rechte geltend machte und er sich erschöpft auf das Sopha setzte, um das Erlebte noch einmal ruhig zu überdenken. Unwillkührlich schlossen sich seine Augen, der Kopf sank zurück und er verfiel in einen tiefen, fieberhaften Schlaf, aus dem er erst erwachte, als die Mittagszeit längst vorüber war. Da er sich krank gemeldet, so konnte er unmöglich heute schon jenen Besuch bei dem schwedischen Gesandten machen, von dem er Beistand und Rath für Malplaquet erwartete, auch den Vetter konnte er nicht aufsuchen, um ihm das Vorgefallene mitzutheilen und ihn vor den geheimen Zwecken des Geheimen Raths zu warnen. Voll Unruhe blieb er bis zum Dunkelwerden in seiner Wohnung, wohin sein Bursche ihm stündlich Nachricht bringen mußte, was unterdeß im Hause des Todtengräbers vorging. Während des Nachmittags hatten ihn mehrere Kameraden besucht, die sich nach seinem Befinden erkundigten und ihm die Nachricht brachten, daß die Regimenter zwar morgen schon nach Potsdam zurückmarschieren würden, er aber vor der Hand und bis auf weiteren Befehl noch in Berlin zurückbleiben solle, um bei der Instruktion des Processes gegen die Deserteurs gegenwärtig zu sein, denn diese sollten aus Vorsicht in Berlin verurtheilt und bestraft werden, damit ihre Strafe kein neuer Vor-

wand für Unordnungen und Widersetzlichkeiten unter dem Garde-Bataillon werde. Lebrecht schützte heftiges Kopfweh vor, als die Kammeraden erklärten, sie würden den Abend über bei ihm bleiben, und eine Bowle Punsch auf seine Gesundheit trinken, aber es hielt schwer, sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Er sollte ihnen ausführlich erzählen, wie er die Deserteurs überrascht, was er um aller Welt willen in Köpenick gewollt, ob er vielleicht dort eine Sponsade habe. Dabei drehte sich das Gespräch wieder um das tausendmal Besprochene, den Defilirmarsch vor Sr. Majestät, die Details der Special-Revue, Stockprügel und Fuchtel als Ergebniß derselben, das neue spanische Exerzier-Reglement, von dessen Einführung man wissen wollte, und den Kronprinzen, der sich ersichtlich jetzt mehr als früher mit dem Militair-Wesen beschäftigte. Theilnahmlos hörte Lebrecht diesen Gesprächen zu, deren Unbedeutendheit ihn anwiderte, so daß er Gott dankte, als man ihn auf sein wiederholtes Bitten allein ließ. Seinem Burschen befahl er, Jedermann zu sagen, daß sein Herr schliefe und nicht gestört sein wolle, hüllte sich dann tief in seinen Mantel und eilte wieder dahin, wo er fühlte, erwartet zu werden. Er fand das geliebte Mädchen gefaßter, als er sie verlassen; die Frau des Küsters hatte sie zu sich herüber genommen, während der Mann alles Nöthige für das Begräbniß angeordnet. Ein schmerzliches Lächeln überflog ihr Gesicht, als Lebrecht sie um-

armte und sie als seine Braut begrüßte. Hatte doch das schreckliche Ereigniß plötzlich jede Scheidewand zwischen ihr und dem Geliebten niedergeworfen und sein edles Benehmen ihr Vertrauen zur Zuversicht gemacht. Jetzt konnte er ihr sagen, welche Aussichten jene Papiere für ihn und sie eröffneten und bis spät in die Nacht saßen Beide im vertraulich hoffenden Gespräch zusammen, das Geschehene und das Künftige erwägend.

XII.

Während Lebrecht den Tag über sein Quartier nicht verlassen hatte, war Vogtius überall umhergelaufen, um seinen Hausbau zu fördern. Schon als er von dem Doktor Muntherius zurückgekommen, hatte er versucht, bei dem Geheimen Kämmerierer des Königs vorgelassen zu werden; dies war ihm aber nicht gelungen. Auch den Adjutanten hatte er aufgesucht, welcher ihm den Befehl zuerst überbracht, war aber so kurz und entschieden mit seiner weitläuftigen Beschwerde abgewiesen worden, daß ihm die Lust verging, sich an Personen bei Hofe zu wenden. Endlich fiel ihm ein, daß der Kaminrath Ekkardt vielleicht der Mann sey, der ihm helfen könne, und er machte sich daher schon früh am andern Morgen auf den Weg, um diesen für sich zu gewinnen, mußte aber dort hören, daß der Geheime

Rath schon mit Anbruch des Tages verreist sei und vielleicht erst in acht Tagen wiederkehren würde. Kopfschüttelnd und in doppelter Angst vor dem Könige und vor seiner Frau stand er an der Ecke der Jägerstraße und des Friedrichsstädtischen Marktes, wußte sich keinen Rath und überdachte mit Schrekken alle die möglichen Folgen seiner Uebereilung und Lüge. Da trat Herr van der Dueeß aus dem Hause des Geheimen Raths und ging an dem unschlüssigen Vogtius vorüber, um seine Eingabe an den König persönlich auf das Schloß zu bringen. Kaum wurde Vogtius seiner ansichtig, als er sich mit einer devoten Verbeugung an ihn heranschob und ihn anredete:

„Sollte meine ergebenste Kühnheit wohl von Ew. Edlen mißdeutet werden, wenn ich mich unterstehe, in Erwägung des Glückes, welches mich bereits zweimal, hierorts sowohl, als in Potsdam in Ew. Edlen Nähe gebracht, submissest zu fragen, ob der Herr Geheime Kriegs- auch Domainen-Rath, aus dessen geehrten Hause ich Ew. Edlen eben kommen sah, nicht vielleicht möglicherweise schon früher, als mir durch die Herren Domestiquen da drinnen angedeutet worden, nach Berlin zurückkehren möchte?" —

„Ah, sieh da, der Herr Kastellan Vogtius! — So viel ich weiß, ist der Geheime Rath nach Wusterhausen gefahren, um auf dem dortigen Schlosse die Kamine in Ordnung zu bringen. Ich dächte

aber kaum, daß das lange dauern kann. Hat der Herr ein Gesuch an ihn?" —

„Allerdings, ein sehr gewichtiges, Ew. Edlen. Bitte aber, sich nicht durch Stillstehen aufzuhalten. Würde im Gegentheil sehr glücklich sein, wenn ich während des Weitergehens mich Ew. Edlen geehrten Ohres erfreuen dürfte. Es handelt sich nämlich um die Erlangung einer erklecklichen Summe, mir ganz egal, woher, um den mir von Sr. Majestät aufgegebenen, zugemutheten und geradezu befohlenen Hausbau in das Werk zu setzen. Wie Ew. Edlen aber gestern von dem Herrn Doktor Muntherio selbst vernommen, predige ich tauben Ohren. Jedermann gratulirt mir, daß ich demnächst als Hausbesitzer und Grund-Eigenthümer hiesiger Residenz floriren werde, Keiner gedenkt aber durch Wort und That, — welche letztere mir unmaßgeblich noch lieber wäre als aller Rath der Welt, — hülfreich mir unter die Arme zu greifen. So erhält nun mein Fleiß und die absonderliche Neigung, andern Leuten bei ihrem Hausbau zu helfen, eine schlechte Belohnung und es kommt mir vor, als sollte ich ein lebendig herumlaufender Beweis des Satzes werden, daß Jemand durch die überschwengliche Gnade eines Landesvaters ohne Weiteres zu Grunde gerichtet werden könne." —

„Nun, nun, so schlimm wird es doch nicht werden. Ich dächte, ein gutes Wort müßte auch eine gute Statt finden. Warum tritt der Herr den

König nicht selbst an und klagt ihm seine Noth? — Der König wird doch seinen Schaden nicht wollen!"

„So was man eigentlich meinen Schaden nennt nun wohl nicht, aber Se. Majestät wollen vor allen Dingen die Friedrichsstadt voller Häuser haben, wie dies auch aus allen jetzigen Vorgängen deutlich zu ersehen ist. Sehen Ew. Edlen nur, da giebt es einen gewissen von Derschau, einen General-Adjutant, das ist ein Königlicher Augendiener, und dem hat man den ganzen Anbau der Friedrichsstadt übertragen. Nun muß bauen, wer nur irgend ein paar Groschen erübrigt hat. Die Gewerke müssen bauen, die Beamteten müssen bauen, der Magistrat muß bauen, die Generale und Obersten müssen bauen, sonst holt uns, mit Respekt zu sagen, alle der Teufel. — Mich holt er aber aller Wahrscheinlichkeit auch, wenn ich baue und den Königlichen Gustum befriedige. Könnten Ew. Edlen nicht ein gutes Wort bei dem Herrn Geheimen Rathe für mich einlegen, daß derselbige sich meiner annimmt und das benöthigte Geld erlangt. Der Herr Geheime Rath ist ein gar mächtiger und einflußreicher Herr; wenn der nur wollte, dann wäre mir gleich geholfen." —

„Will mit ihm sprechen, wenn er von Wusterhausen zurückkommt, kann aber nicht wissen, ob mein Fürwort auch etwas helfen wird. — Jetzt aber von etwas Anderm. — Weiß der Herr Bescheid auf dem Schlosse? — Ich habe eine Eingabe an den

König zu machen und möchte gern sicher sein, daß sie auch wirklich in seine Hände gelangt." —

„Früher hätte ich wohl gewußt, was sich in solcher Angelegenheit am Besten thun ließ. Da durften die Grenadiere der großen Potsdamer noch derlei Suppliken persönlich in die Allerhöchsten Hände übergeben — aber jetzo ist das auch abgestellt. — Ich sollte indessen denken, daß der Herr Geheime Kämmerierer — — Herr Jesu mein! — Da kommt Se. Majestät selbst aus dem Schlosse! — Wohin nun rasch? — Wenn doch ein Bau in der Nähe wäre! — Aber wer denkt hier auf dem Werder an Bauen! — Ich werde mich ergebenst hinter Ew. Edlen verstecken." —

„Warum fürchtet sich denn der Herr, von seinem Könige gesehen zu werden? — Ich denke, wer ein ehrliches Gewissen hat, kann Jedermann ins Auge sehen." —

Der König kam wirklich eben jetzt zu Pferde durch das Portal Nummer 3 aus dem Schlosse, um nach dem Friedrichsstädtischen Markte zu reiten, wo das Leib-Bataillon-Grenadiere seine Special-Revue halten sollte. Wie gewöhnlich war er nur von dem Gouverneur von Berlin und einem Kammerfourier begleitet, ritt bei den Werderschen Mühlen vorbei, auf die Schleusenbrücke zu und schien in sehr fröhlicher Stimmung. Als er an van der Queeß vorbei kam, erwiederte er freundlich dessen ruhigen Gruß, hielt aber das Pferd an, als Vogtius sich

aus seiner ellenlangen Verbeugung wieder aufrichtete und mit offenem Munde den König anstarrte.

„Heißt Er nicht Vogtius?“

„Zu Ew. Allerdurchlauchtichsten, landesväterlichen Majestät Befehl!“

„Warum baut Er nicht? — Ich habe es Ihm ja befehlen lassen.“ —

„Weil mir allerunmaaßgeblichst die benöthigten Gelder dazu noch mangeln.“ —

„Habe ich Ihm nicht sagen lassen, die Kasse Seiner Societät solle herausrücken?“ —

„Wofür ich Ew. Majestät meinen unaussprechlichsten Dank verlautbare; aber die genannte Kasse will nicht, unter dem Vorwande, daß sie nichts hat.“

„Was ist das für eine Wirthschaft! — Ich gebe doch Geld genug das ganze Jahr hindurch für lauter unnütze Schulfuchsereien, und wenn es mal darauf ankommt, auch etwas Nützliches zu thun, oder auszurichten, ist kein Geld da! — Na wart't, ich werde Euch sparen lehren! — Wer ist Kassirer bei Euch?“

„Ein gewisser Doktor und Professor Muntherius, zu Ew. Majestät Befehl!“

„Sage er ihm, Ich hätte gesagt, er wäre ein infamer Schlingel und wenn er das Geld nicht anschaffte, würde ich ihm Jemand schicken, der ihm Oekonomie und Sparsamkeit beibringen solle. — Aber nein — sage Er ihm das nicht, Er ist ein Untergebener von ihm, und da darf Er es sich nicht her-

ausnehmen, so zu sprechen. Hör' Er mal, Forcade, besorge Er mir das, damit der Mann hier zu seinem Gelde kommt. Ist mir als ein fleißiger und wohlgesinnter Mann bekannt. Aber nun gehe Er auch nach Hause, Vogtius, und nehme Er etwas Nützliches vor, das Herumlaufen in den Straßen hat noch nie zu etwas Vernünftigem geführt. Lasse Er sich nur von den Andern auch tüchtig bei Seinem Bau helfen, versteht Er? — Werde ab und zu mal vorbeireiten und nach dem Rechten sehen. Wer ist denn der Mann da neben Ihm? — Warum hält er den großen Brief da in der Hand?" —

„Ein fremder Herr aus Holland, Ew. Majestät unterthänigst zu Befehl. — Habe selbst knapp die Ehre seiner näheren Bekanntschaft!"

„Wer ist Er?"

„Kaufmann van der Queeß aus Groß-Friedrichsburg in Guinea, Ew. Majestät."

„Will Er was von mir?"

„Dieses Schreiben enthält mein Gesuch!"

„Na da gebe Er es auf die Post. Ich kann dergleichen auf offener Straße nicht leiden. Warum ist er denn nicht zu Hause geblieben?" —

„Ich bin Holländer, unabhängig und vermögend, und pflege mich aufzuhalten, wo ich Lust habe."

„So? — Na, was will Er denn aber hier?"

„Angelegenheiten meiner Familie und das Interesse Ew. Majestät ehemaligen Besitzungen in Afrika haben mich veranlaßt, durch den Herrn Ge-

heimen Rath Eckardt bereits mein Gesuch bei Ew. Majestät bevorworten zu lassen.“ —

„Dummes Zeug! — Eckardt hat mir nichts gesagt. Warum wendet Er sich nicht geradezu an mich?“

„Der Herr Geime Rath sagte mir, daß er bereits wegen der preußischen Kolonieen in Afrika —

„Nicht ein Wort! — Wird sich's auch schwerlich unterstehen, davon anzufangen. Bin froh, daß ich das Zeug mit Ehren los bin! — Gebe Er den Brief da auf die Post und nehme Er etwas Nützliches vor, so lange Er in Berlin ist. Er kann ja dem Vogtius auch bei seinem Bau helfen und wenn Er Geld hat, so schieße Er ihm doch etwas vor! — Der Mann verdient, daß er ein Haus bekommt. Ist mir als ein fleißiger, wohlgesinnter Mann bekannt.“ —

Der König nickte grüßend mit dem Kopfe und ritt vorüber. —

Van der Queeß stand bestürzt und rathlos! — Also hatte der Geheime Rath nicht für ihn gewirkt — hatte ihn getäuscht! — Aber in welcher Absicht? — Sollte er falsches Spiel gegen ihn spielen? — Stumm folgte er mit den Augen dem wegreitenden Könige bis zur Schleusenbrücke und vergaß in dem einen Gedanken, sich vielleicht überlistet zu sehen, Alles um sich her.

„Ew. Edlen sind gewiß auch entzückt von der überaus gnädigen und herablassenden Weise, mit der Se. Majestät uns zu traktiren, zu behandeln

oder zu begegnen geruht? — Hm! hm! Ew. Edlen sind ja ganz stumm! — Dürfte ich mich wohl unterstehen, ergebenst zu fragen, woran Ew. Edlen so anhaltend denken? — Hm! hm! — Se. Majestät geruhte zu meinen, daß Ew. Edlen diesen Brief auf die Post geben möchten. — Ja! hm! — Ew. Edlen denken wohl nach, wie viel Sie von Dero geehrtem Gelde zu meinem Hausbau —

„Lasse mich der Herr in Ruh'! Ich habe keine Lust, mich mit ihm — —

„Zu unterhalten, wollen Ew. Edlen sagen. Das thut mir ja sehr leid, um so mehr, als ich an die herablassende Aeußerung Sr. Majestät bereits Hoffnungen knüpfte, welche meinem Hause zu noch einem Stockwerke verhelfen könnten. Oder sollten Ew. Edlen vielleicht geneigt sein, selbst hülfreiche Hand bei dem Anfahren der Baumaterialien zu leisten? — Se. Majestät geruhten, auch in dieser Beziehung etwas fallen zu lassen.“ —

„Habe ich denn auch recht gehört? Der König sagte, daß der Geheime Rath ihm nichts von den Kolonieen in Afrika gesagt?“ —

„Allerdings, und setzte hinzu: Dummes Zeug! Aeußerte auch, daß erwähnter Geheimer Rath es sich schwerlich unterstehen würde, dann aber meinte Se. Majestät, Ew. Edlen möchten mir etwas vorschießen.“ —

„Und daß er froh sei, die Besitzungen mit Ehren los geworden zu sein?“ —

„So habe auch ich verstanden, gehört und vernommen; dann aber fügten Se. Majestät hinzu, daß Ew. Edlen mir etwas vorschießen möchten!“ —

„Und das nennt Ihr hier zu Lande eine gnädige und herablassende Weise, wie der König mit uns gesprochen?“ —

„Sehr herablassend und sehr gnädig, namentlich, als Se. Majestät den Wunsch von sich gaben, Ew. Edlen möchten mir etwas vorschießen.“ —

Statt aller Antwort kehrte van der Dueeß seinem Begleiter den Rücken und ging mit raschen Schritten am Schlosse vorüber nach der Post neben der langen Brücke. Vogtius sah ihm mit langem Gesichte nach und jeder Schritt, um den van der Dueeß sich von ihm entfernte, schien ihm ein Thaler weniger an dem gehofften Vorschuß. Ueberhaupt war ihm der Muth noch weit mehr gesunken, seitdem der König abermals mit ihm gesprochen, denn er hatte nun erst die vollständige Ueberzeugung gewonnen, daß der König sich sehr wohl seiner erinnere und daß er auf eine sehr besorgliche Weise in dessen Gunst stehe. Daß er das Geld aus der Societäts-Kasse nun wohl bekommen würde, darüber ängstigte er sich nicht mehr; aber wie in aller Welt sollte er es anfangen, seine Freunde und Bekannte zur Arbeit an seinem Hause zu bringen? — Ganz verstört sah er vor sich hin und beschloß endlich, noch einen Versuch bei dem Doktor Muntherius zu machen, der sich vielleicht, aus Furcht vor der Ungnade

des Königs, jetzt bereit finden ließ, das nöthige Geld herzugeben. So wollte es der Zufall, daß er heute noch einmal mit van der Queeß zusammentreffen sollte, der ebenfalls, nachdem er den Brief in der Post abgegeben, nach der Scharrnstraße kam, um sich bei dem Doktor nach jenem Horoskop und dessen Deutung zu erkundigen. Die widersprechendsten Gefühle hatten seine Brust bewegt, seitdem der Verdacht gegen den Geheimen Rath bei ihm geweckt worden war. In der ersten Aufwallung wollte er den schlauen Höfling ernst zur Rede stellen, ihm mit dem ganzen Bewußtsein eines Ehrenmannes entgegentreten, aber je länger er über das nachdachte, was wohl der geheime Beweggrund zu dessen Benehmen gegen ihn sein könne, je mehr überzeugte er sich, daß ein Mensch, der es verstanden, ihn bis jetzt zu täuschen, auch Mittel finden würde, sich jeder Verantwortung zu entziehen. Es lag klar am Tage, daß Eckardt sich allein in den Besitz jenes Schatzes setzen wollte. Hatte er doch das wichtige und entscheidende Papier in Händen, wußte er doch den Ort, und hatte durch jene Untersuchung die Ueberzeugung erhalten, daß wirklich dort etwas vergraben liege. Mit der Versicherung, daß er bereits mit dem Könige gesprochen, hatte er Zeit gewinnen und van der Queeß beruhigen wollen; und diese Reise nach Wusterhausen! — — Hier war keine Zeit zu verlieren. Wie aber sollte er handeln? — Er sah sich allein diesen drohenden Verhältnissen gegenüber;

denn auch seinem Vetter Lebrecht fing er an zu mißtrauen. Konnten nicht Beide sich gegen ihn verbunden haben? Sich bewußt, Offenes und Ehrliches zu wollen, fühlte er die Demüthigung, hintergangen, überlistet worden zu sein. Was auch kommen mochte, — und er ahnte, daß die Hinterlist des Geheimen Rathes ihn zu entscheidendem, vielleicht zu raschem Handeln veranlassen würde — so wollte er ungehindert und rücksichtslos das Nöthige thun können. Daher der Entschluß: das alte Horoskop seiner Familie von dem Astrologen wieder abzuholen. Im Hause des Doktors hörte er indessen, daß dieser sich auf seinem Observatorium, dem Thurme der Petri-Kirche befinde. Dorthin ging er also und begegnete auf der engen Treppe abermals dem kleinen Vogtius, der jenen bereits gesprochen hatte. Nur mit Mühe konnten Beide in dem schmalen Raume sich ausweichen, da die Treppe in der Dicke der Mauer angebracht war; van der Queeß erkannte im ersten Augenblicke den ihm Entgegenkommenden nicht, da es dunkel war und nur hin und wieder ein schmales Mauerloch den Raum erhellte; aber er sollte nicht lange in Zweifel bleiben, wen er vor sich habe, denn Vogtius, ganz vergnügt, den Doktor diesmal ohne besondere Schwierigkeit für seine Pläne gewonnen zu haben, redete den Heraufsteigenden sogleich mit gewohnter Redseligkeit an:

„Ei, sieh' da, Ew. Edlen! — Soll man nun nicht sagen, daß das Sprüchwort recht hat: „Un-

verhofft kommt oft!" — Hätte kaum gedacht, daß ich so bald wieder die Ehre, das Vergnügen und den Vorzug Dero Anblicks haben würde. Sind Ew. Edlen mir etwa nachgekommen, um die specielle Andeutung Sr. Majestät wegen des Vorschusses demnächst in Ausführung und Exekution zu bringen?"

„Ist mir nicht eingefallen! — Will der Herr Kastellan aber wohl so gut sein, mich durchzulassen?"

„Mit immenser Bereitwilligkeit. Bedaure nur, daß diese Treppe so eng und ungangbar ist, ja es dürfte kaum ohne Beschädigung unserer respektiven Kleider durch Reibung an der Wand, ein Vorbeikommen unserer gegenseitigen, respektiven Personen möglich sein. Wenn es daher Ew. Edlen genehm ist, so möchte ich fast wieder umkehren, Ihnen den richtigen Weg zu dem Doktor auch Professor Muntherio zeigen und unterwegs wegen jenes bereits erwähnten Vorschusses — —"

„Nein, das ist mir nicht genehm. Werde den Weg auch ohne Führer finden. Bin doch neugierig, ob der Herr da noch lange stehen bleiben wird. Nun, wird's bald? — Soll das noch lange — —

„Dauern, wollen Ew. Edlen sagen? — Gott bewahre! Sind denn Ew. Edlen in der That gesonnen, die Allerhöchsten Orts ausgesprochenen Wünsche ganz zu mißachten und Leuten, die Sr. Majestät als wohlgesinnt persönlich bekannt sind, einen Vorschuß — —

„Abzuschlagen, wollen Sie sagen? — Ja, das

bin ich gesonnen. Wenn der Herr Kastellan nicht so erschrecklich viel redete, so hätte ich mich vielleicht bewegen lassen — aber — —

„Gott, wenn es blos daran liegt! Ich will ja stumm sein wie ein Fisch, wenn ich weiß, daß Ew. Edlen eine Abneigung gegen menschlichen Umgang haben. Kein Wort soll über meine Lippen kommen. Erlauben Ew. Edlen — Sie drängen mich ja an die Wand. — Wie gesagt — ganz abgewöhnen will ich mir das Reden. — Da sehen Ew. Edlen — nun haben Sie den ganzen Rock voll Kalk und — darf ich vielleicht morgen früh meine ergebenste Aufwartung machen? — Und wie sehe ich erst aus! — Nehmen sich Ew. Edlen in Acht, dort kömmt eine ausgetretene Stufe. Jetzt rechts über den Glockenboden. — Empfehle mich dem geneigten Andenken Ew. Edlen wegen des schon berührten Vorschusses."

Längst war van der Queeß ihm schon aus dem Gesichte, als jener immer noch hinter ihm her schwatzte, dann kopfschüttelnd die Schultern zuckte und mit stillem Aerger die Treppe hinunterstieg, während der Doktor eben dem Eintretenden die Thür seines Observatoriums öffnete. Ein kleines Zimmer, auf dem Glockenboden angebaut, diente, seitdem am 25sten August 1734 der obere, 150 Fuß hohe Theil des Thurmes eingestürzt war, dem Doktor zu seinen astronomischen Beobachtungen, da er sich feindlich und menschenscheu von seinen Collegen zurückzog, denen König Friedrich I. im Jahr 1702

die große Sternwarte in der Dorotheenstraße erbaut und angewiesen. Da das Haus, in dem er wohnte, der Kirche gehörte und er dadurch mit den Predigern derselben bekannt war, so hatten ihm diese gestattet, den Thurmboden zu benutzen und erlaubt, daß er sich einen Verschlag dort anbringen ließ, in dem er astronomische Instrumente, Fernröhre, Astrolabien, Quadranten u. s. w. aufstellte. Zwei Seiten dieses Observatoriums wurden von der dicken Mauer des Thurms gebildet, während die beiden andern nur aus einem starken Verschlage von Brettern bestanden, in welchen auch die Thür angebracht war. Dieselbe Unordnung, dieselbe Unreinlichkeit, die van der Queeß in der Wohnung des Doktors bemerkte herrschte auch hier, nur war es durch die großen Thurmfenster heller und der klare Sonnenschein gab dem kleinen Raume ein unweit freundlicheres Ansehen. Nur das eintönige, fast erschütternde Hin- und Herschwingen des Pendels der großen Thurmuhr, die dicht neben dem Verschlage lag, erinnerte den Eintretenden daran, wo er sich befand.

„Man ist sehr pünktlich!“ Mit diesen Worten begrüßte der Doktor seinen Besuch. „Erinnert man sich denn nicht, daß ich eine bei weitem längere Frist gesetzt?“ —

„Allerdings, Herr Doktor; ich würde es auch nicht gewagt haben, Sie hier in ihrem Sanktuarium aufzusuchen, wenn nicht besondere Verhältnisse mich bestimmten, Berlin bald zu verlassen, und ich

wollte Sie daher nur bitten, mir jenes alte Pergament wieder zuzustellen, wenn Sie auch noch nicht gemüßigt gewesen sein sollten, den Inhalt desselben zu untersuchen."

„Man setze sich und höre! — Wenn auch nicht vollständig, weil dazu eine genauere Observation verschiedener Constellationen gehört, die gegenwärtig nicht vorhanden, so habe ich doch schon in der Sache gearbeitet und wohl einiges ergründet." —

„Um so besser. Sagen Sie mir kurz, was ich von jener alten Prophezeihung zu halten habe. Ist etwas daran oder nicht?" —

„Man irrt sich vollständig, wenn man glaubt, ich, als Königl. Preuß. Professor und Mitglied der Akademie, werde irgendwie von mir geben, was irgendjemand, irgendwo oder irgendwann von Nativitäten überhaupt zu halten habe; aber man wird erfahren, was in früheren Zeiten aus vorliegendem Pergament hat geglaubt und vermuthet werden können, so weit meine Kenntniß der kabbalistischen Werke reicht. Man vernehme demnach:

„Wenn man ein Nachkomme jener Person ist, deren Horoskop hier vorliegt, so hat man in diesem Jahre allerdings einen schweren Unfall, Beschädigung an Leib oder Leben zu gewärtigen. Der Beschädiger ist ein Anverwandter. Das erbliche Uebel kommt über denjenigen unter den Nachkommen, welcher ein Verbrechen begeht. Vor einem solchen hat der Nachkomme sich also zu hüten. So viel

sich ersehen läßt, kommt die ganze Sippschaft aber durch dieses saturninische Uebel nicht in Fährlichkeit, sondern blüht fort, bis endlich in abermals 100 Jahren ihr gänzliches Untergehen zu erwarten steht. Das trifft natürlich die jetzt lebende Verwandtschaft nicht. Sonst findet sich keine Unregelmäßigkeit oder Uebereilung in diesem Horoskop. Jener Pedro Santorius hat durchaus nach seiner besten Wissenschaft argumentirt und gethan, was er nach dem damaligen Stande der Wissenschaft thun mußte."

„Also doch!" — murmelle van der Queeß nachdenkend vor sich hin, schüttelte den Kopf, brach dann das Gespräch kurz ab, empfahl sich und dankte dem Doktor für seine Mühe, indem er versprach, der Haushälterin desselben den Ehrensold einzuhändigen, da jener bei seinem ersten Besuche ja geäußert, wie dergleichen ausschließlich die Haushälterin angehe.

Wieder auf die Straße gekommen überlegte van der Queeß, den die Mittheilung des Doktors ungemein trübe gestimmt hatte, was er zunächst zu thun habe, und beschloß, sofort nach Köpenick zu fahren, dort in der Nähe der Müggelsberge zu verweilen und auf Alles ein wachsames Auge zu haben, was von Seiten des Geheimen Rathes und seines Vetters etwa unternommen werden könnte. Der Zufall wollte, daß er an dem Ausgange der Brüderstraße den Kastellan Vogtius fand, der ihn zu erwarten schien, um wo möglich wieder von seinem Vorschuß anzufangen. Unbekannt in Berlin, bedurfte

er jetzt der Nachweisung, wo man ein Fuhrwerk nach Köpenick erhalten könne und erkundigte sich daher bei jenem, wohin er sich deshalb zu wenden habe. Vogtius war ganz glücklich, als van der Dueeß ihn um diese Gefälligkeit bat, führte denselben in die Roßstraße zu einem Fuhrmann, mit dem man bald Handels einig wurde und unterließ nicht, die wichtige Angelegenheit wegen des Vorschusses wieder zur Sprache zu bringen. Um Ruhe vor dem Zudringlichen zu haben, wies diesmal van der Dueeß das Ansinnen nicht so entschieden von der Hand, wie früher, wurde ihn dadurch los und fuhr gegen Abend in dem gemietheten Wagen allein nach Köpenick, wo er vor Mitternacht ankam und in einem Kruge an der Spreebrücke übernachtete.

XIII.

Ein Gewitter zog sich am folgenden Tage mit Einbruch der Nacht am Himmel zusammen, als Lebrecht von Dueiß, der ebenfalls von Berlin nach Köpenick geeilt war, am Fuße der Müggelsberge ankam. Die Mittheilung des alten Todtengräbers hatte so dringenden Verdacht in ihm angeregt, daß er nicht zögern zu dürfen glaubte, selbst Maßregeln zur Verhinderung jeden Unterschleifes zu treffen. Nachdem er seine geliebte Malplaquet spät in der vorigen Nacht verlassen, hatte er nach kurzer Ruhe

dem Abmarsch des Leib-Bataillons Grenadiere am frühen Morgen beigewohnt, sich bei seinem Commandeur für die Zeit seines Aufenthaltes in Berlin beurlaubt und war dann zum schwedischen Gesandten geeilt, den er von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Dieser, ein Baron Silverström, schien sehr erfreut, daß durch den Tod des alten Wedekind die Mutter jetzt Hoffnung habe, ihren so lange genährten Wunsch erfüllt zu sehen, erbot sich, das junge Mädchen sogleich bei sich aufzunehmen, ihr Schutz und Beistand angedeihen zu lassen und auf der Stelle darüber nach Schweden zu berichten. Noch vor dem Mittage sah sich Malplaquet, von Lebrecht geleitet, in dem Hause des Barons, dessen Töchter sie freundlich und tröstend bei sich aufnahmen. Das in dem alten Pult gefundene Geld und die Papiere, welche als Auskunfts- und Beweismittel dienen konnten, übergab Lebrecht ebenfalls der Gesandtschafts-Kanzlei, ging dann zum Garnison-Prediger, den er bat, das Begräbniß des Verstorbenen anzuordnen und zu beaufsichtigen, zu welchem Zwecke er demselben eine Vollmacht des schwedischen Gesandten, hinsichtlich der Kosten einhändigte, und nun erst, da er Alles geordnet wußte, was die Dringlichkeit des Augenblicks zu erfordern schien, glaubte er, seine ganze Thätigkeit dem gefürchteten Verrathe des Geheimen Rathes gegenüberstellen zu müssen. Gleich nach Tische ritt er nach Köpenick, wohin er seinem Burschen am andern Tage nachzukommen

befahl, denn diesen wollte er als Wache bei jenem Schatze verweilen lassen. Gegen 5 Uhr kam er hier an, stieg im Rathskeller ab, ließ sein Pferd dort und ging dann, anscheinend wie zu einem Spaziergange, durch die Bürgerheide auf die Müggelsberge zu, bog aber bald rechts ab, um nicht auf dem geraden Wege zu dem Teufelssee zu gelangen. An dem Ufer der wendischen Spree entlang umging er die Berge an ihrer westlichen Abdachung und gewann so das Thal hinter denselben, erstieg sie in der Mitte, überschaute von dort, als die Dämmerung hereinbrach und das sich aufthürmende Gewitter die dunkel zusammengeballten Wolken schwer über die Baumwipfel hinjagte, die ganze Gegend unter sich. Zu seinen Füßen erkannte er deutlich den kleinen, morastigen See, an dem sie vor wenigen Tagen gestanden. Rings herrschte die tiefste Oede und Einsamkeit. Nirgend ein menschliches Wesen. Der heulende Wind jagte von den Ufern des unruhigen Müggelsees wirbelnde Sandwolken auf, hin und wieder fielen schwere Regentropfen, den Ausbruch des Gewitters-verkündend und ein Raubvogel schwang sich mit heiser schrillendem Gekreisch, wie Schutz suchend vor dem drohenden Unwetter, hoch in die Luft. Sich fester in seinen Mantel wickelnd stieg Lebrecht jetzt den Berg hinab, während die tief herabhängenden Wolken die Gegend in eine dichte Finsterniß hüllten, und stand befremdet still, als er am Fuße der Höhe eine Menge ganz frischer

Wagenspuren bemerkte, die nach dem Dorfe Müggelheim zu führen schienen. Tief hatten die Räder den dünnen Moosboden aufgerissen und den Sand darunter blos gelegt, ein Beweis, daß die Wagen, welche hier gefahren waren, schwere Ladung geführt. Er erinnerte sich ganz genau, daß er weit und breit keine Wagenspuren bemerkt, als er mit seinem Vetter und dem Geheimen Rathe vor einigen Tagen diese Gegend nach allen Richtungen durchforscht. Vielleicht war es indessen ein Waldweg, der am Fuße der Berge entlang führte? — Aber nein! Grade an der Stelle, wo der Schatz liegen sollte, endeten die Spuren. Man sah deutlich, daß hier die Wagen ausgebogen waren und konnte sogar aus der Zahl der Radspuren erkennen, daß es wenigstens 5 oder 6 gewesen sein mußten. Ueber diese Stelle hinaus nach der wendischen Spree zu war kein Wagen gefahren; sie mußten also von Müggelheim bis hierher gekommen und dann dorthin zurückgekehrt sein. Voller Unruhe näherte sich Lebrecht der Stelle, wo der alte Wedekind mit dem Bohreisen nachgeforscht, und fand hier den Moosboden weit in der Runde mit Sand bestreut, das Erdreich umgewühlt, alte Baumwurzeln abgehauen zu Tage liegend und in dem Zustande des Ganzen den unzweifelhaften Beweis, daß der Schatz schon fortgeschafft, jedenfalls aber nach demselben gegraben worden war. Empört und nur des Verrathes gedenkend, den der Geheime Rath aller Wahrscheinlichkeit hier gegen sie verübt,

zog er den Degen, bohrte mit diesem in dem aufgelockerten Sande umher, um sich Gewißheit zu verschaffen und fühlte sich plötzlich von hinten an die Schulter gefaßt. — In diesem Augenblicke erdröhnte die ganze Gegend von einem heftigen Donnerschlage, welcher fast augenblicklich einem flammenden Blitze folgte, der nicht weit von Lebrecht eine mächtige Föhre zerschmetterte. Der blendende Glanz des Blitzes machte die Dunkelheit umher noch schwärzer und als Lebrecht sich umsah, um zu erfahren, wer es sei, der ihm hier in so einsamer Waldesöde entgegentrat, konnte er nur undeutlich eine große Gestalt erkennen, die wie drohend hinter ihm stand. Durch den heftigen Donnerschlag betäubt und Gefahr für sich befürchtend wendete er sich um, holte mit dem Degen aus und führte, indem er zurücksprang, einen Streich nach jener Gestalt, die ihm in demselben Augenblicke in die Arme fallen wollte. Lebrecht fühlte an dem Widerstande, auf den seine Klinge traf, daß er seinen Widersacher getroffen, sah bei einem zweiten noch stärkeren Blitz, daß jener wankte, konnte aber vor dem in schweren Güssen herabstürzenden Regen und dem Wiederhall des Donners in den waldbewachsenen Bergen nichts von dem hören, was der Wankende und zu Boden Stürzende ihm zurief. Das Ungewöhnliche der Erscheinung ließ Lebrecht glauben, er habe es entweder mit einem jener Deserteurs zu thun, die sich noch in dieser Gegend aufhielten, oder ein Genosse des

Geheimen Rathes wolle durch einen Anfall auf ihn die Entdeckung der verübten Treulosigkeit verhindern.

Mit dem Falle des Gegners war aber auch jene heftige Erregung geschwunden, und er näherte sich daher dem am Boden Liegenden, um zu sehen, wer es sei. — Wie heftig erschrak er aber, als er seinen Vetter van der Queeß erkannte, dem aus einer tiefen Wunde an der Schläfe ein mächtiger Blutstrom hervordrang. —

„Um Gott, Herr van der Queeß, lieber Vetter, was führt Euch um diese Zeit hierher? — Ihr seid verwundet!“ —

„Also hat der alte Fluch unserer Familie doch recht!“ stöhnte van der Queeß, als er seinen Vetter Lebrecht erkannte. „Ich bin zum Tode getroffen, das fühle ich. — Was in aller Welt hattet Ihr denn hier an diesem verhängnißvollen Orte zu thun?“ —

„Wir sind verrathen, hintergangen, von dem schurkischen Geheimen Rathe überlistet. — Der alte Todtengräber hat mich gewarnt und ich glaubte Euch zu dienen, wenn ich selbst hier Wache hielte. Warum rieft Ihr mir nicht zu, als Ihr hinter mir standet? — Ich hätte Euch erkannt, hätte nicht geglaubt, mich gegen einen Anfall vertheidigen zu müssen.“ —

„Laßt jetzt das unnütze Bedauern; sagt mir lieber, ist hier in der Nähe Hülfe möglich?“ —

„Bis Köpenick ist eine halbe Meile und auch dort schwerlich ein Arzt zu finden. Fühlt Ihr Euch

denn so schwer verwundet, daß Ihr nicht mit mir zusammen nach Berlin zurückkehren könnt?"

„Ich verlasse diesen Ort nicht lebend, lieber Vetter, das fühle ich jeden Augenblick mehr und mehr. — Laßt nur, es stirbt sich hier eben so gut, als wo anders. — So nahe hätte ich freilich mein Ende nicht geglaubt und grade in einem Augenblicke, wo die Erfüllung jahrelanger Wünsche, mühseligen Strebens uns gewiß war. Man hat unser Vertrauen schändlich gemißbraucht, Vetter. Der Schatz ist fort und der Geheime Rath ist es, der ihn uns geraubt." —

„Er soll seines Raubes nicht froh werden, bei meiner Ehre! — Aber Ihr könnt doch hier in dem Unwetter nicht bleiben. Was fangen wir nur an, um Euch Hülfe und Beistand zukommen zu lassen?"

„Nichts, Vetter! — Die Wunde traf eine zu gefährliche Stelle. — Da ist keine Hülfe mehr möglich! — Ich fühle deutlich, wie mich nach und nach meine Kraft verläßt. — Denkt lieber an Euch und das, was Euch für uns zu thun bleibt. Nehmt mein Taschenbuch, meine Schlüssel, und was ich sonst noch bei mir habe. In meinen Papieren findet Ihr vollständigen Aufschluß über mich, mein Thun und meine Hoffnungen. — Gebt mir die Hand! — Ich sterbe ohne Groll gegen Euch. — Hütet Euch nur vor dem Fluche unseres Hauses! — Mit meinem Tode verfallt Ihr, der mich erschlagen, seiner ganzen unheimlichen Kraft. — So schnell

habe ich doch nicht geglaubt, ihn erfüllt zu sehen! — Lebt wohl! — Handelt nicht zu rasch in Allem, was Ihr thut — und gedenkt meiner in Liebe!" —

„Ihr macht mich schaudern, Vetter! So wäre ich also Euer Mörder? — Bei Gott, dem Allwissenden, der mein Herz kennt, einen Mord beging ich nicht, wenn ich auch Schuld an Eurem Tode bin! — Und Euch nicht helfen zu können; in dieser Einöde, diesem Unwetter, fern von jedem Beistand, jeder menschlichen Hülfe!" —

„Klagt nicht über das Unabänderliche. Ich war seit gestern schon darauf vorbereitet. — In meinem Taschenbuche werdet Ihr den Beweis dafür finden. Bedeckt mich etwas mehr mit meinem Mantel; der Regen schlägt mir unerträglich in's Gesicht. — Vetter, der Tod ist doch bitter! — Was werdet Ihr thun, um der Verantwortung für diese That zu entgehen?" —

„Nichts, Vetter! Laut eingestehen werde ich, was ich gethan, und die Folgen wie ein Mann zu tragen wissen."

„Was kann das Eingestehen nützen? — Eine langwierige Untersuchung, eine Strafe, und so lange sie dauert, die Unfähigkeit, uns an dem Schelm zu rächen, der uns alle betrogen. Nein! überlaßt mich hier meinem Schicksal; erhaltet Euch einer gerechten Vergeltung und hütet Euch, dem Eckardt Waffen gegen Euch in die Hände zu geben. — Ihr seid jetzt der Einzige, der um unser Geheimniß weiß,

und um seiner Beute sicher zu sein, wird er Alles anwenden, um Euch zu verderben. — Ich habe —

„Was ist Euch, Vetter?“ —

Ein heftiger Krampf schloß dem schwer verwundeten van der Queeß den Mund. Der Blutverlust aus der Wunde war so stark, daß ihn die Besinnung verließ. Lebrecht hatte die Hand des Sterbenden gefaßt und fühlte an dem krampfhaften Zusammendrücken der Finger, daß der Todeskampf eingetreten sei. Ueber ihn hingebeugt und mit seinem Mantel ihn vor dem Schlackenwetter schützend, hörte er das schwere Röcheln des Verblutenden, der sich vergebens austrengte, einen verständlichen Laut hervorzubringen. Die Glieder wurden von der Gewalt des Krampfes steif. — Der Tod mußte bald seinem Leiden ein Ende machen.

Lebrecht befand sich in einer fürchterlichen Lage. Von tausend widersprechenden Gefühlen durchschauert suchte er vergebens nach Rath und Hülfe. Die Zukunft, die sich ihm kurz zuvor noch in den lachendsten Farben gezeigt, gähnte ihn mit ihren Vorwürfen, ihrer Ungewißheit, ihrer schweren Verantwortung, wie ein Abgrund entgegen, an dessen Rand ihn ein Augenblick der Uebereilung gebracht. Was sollte er beginnen, wenn wirklich sein Vetter van der Queeß hier starb? — Ihn verlassen, den ganzen Vorgang verheimlichen und dadurch jeder Verantwortung seiner That entgehen, oder öffentlich sich zu derselben bekennen? — Vergebens sprach er dem

Sterbenden zu, vergebens suchte er die Wunde zu verbinden, stützte ihn, rieb ihm Brust und Puls — das Röcheln wurde mit jedem Augenblicke schwächer und hörte endlich ganz auf. Die Glieder dehnten sich, das Herz schlug nicht mehr — van der Duceß hatte zu leben aufgehört! —

Noch immer goß der Regen in Strömen herab, der Donner grollte, und Blitze erleuchteten mit zuk-kendem Glanz die einsame Gegend. Verzweifelnd stand Lebrecht an der Leiche seines Vetters. — Zu helfen vermochte er hier nicht mehr, das stand klar vor seiner Seele. — Was aber thun? — Aus der Brusttasche des Todten nahm er das Taschenbuch, ließ Schlüssel und Geld darin, und eilte dann, nach-dem er sich noch einmal überzeugt, daß hier keine Hülfe mehr möglich sei, durch das Dickicht des Wal-des, bis er an den großen Weg kam, der durch die Bürgerheide nach Müggelheim führt. Auf diesem ging er fort und kam so gegen 11 Uhr nach Köpe-nick zurück. Erstaunt über die späte Zurückkunft seines Gastes öffnete der Wirth des Rathskellers ihm die Thür, führte ihn in die Gaststube, in der längst sich Niemand mehr befand und war ihm be-hülflich, die ganz durchnäßten Kleider mit trocknen zu vertauschen.

Der Gedanke, den Leichnam seines Vetters dem Sturme, der noch immer draußen wüthete, Preis gegeben zu sehen, war Lebrecht unerträglich. Schon auf dem Rückwege hatte er über jede Möglichkeit

nachgedacht, wie er, ohne sich anzuklagen, den entseelten Körper nach Köpenick schaffen lassen und ihm, wenn noch Hülfe möglich, diese angedeihen lassen könne; und dieses Nachdenken brachte ihn zu dem Entschluß, das Amt in Kenntniß von dem Vorgefallenen zu setzen, indem er angab, daß er von den Bergen herunter zufällig Zeuge eines Mordanfalls auf van der Queeß und die Mörder muthmaßlich jene vor einigen Tagen desertirten Soldaten gewesen, deren versteckter Aufenthalt in jener einsamen Gegend allerdings sehr wahrscheinlich war. Alle Umstände noch einmal überlegend, glaubte er hierin den richtigen Ausweg gefunden zu haben, ließ sich von dem Wirth sofort zum Rathsschöffen führen und machte diesem die Anzeige, daß er bei seinem Spatziergange auf dem Kamme der Müggelsberge gesehen, wie einige vermummte Kerle in der Gegend des Teufelssee's einen Mann angefallen, ihn zu Boden geschlagen und dann entflohen wären. — Zu weit von dem Orte entfernt, wo der Mord geschehen, habe er nicht rasch genug zur Hülfe herbeieilen können, sich aber bei späterer Annäherung überzeugt, daß der Erschlagene für todt da liege ,und seinen Vetter, den holländischen Kaufmann van der Queeß, in ihm erkannt.

Bestürzt hörte der Rathsschöffe die Anzeige eines Vorganges, der in jener Zeit und Gegend etwas ganz Unerhörtes war. Zu zweifeln war nicht daran, da die Aussage aus dem Munde eines Lieutenants

der Königl. Garde kam. Es mußten also Anstalten getroffen werden. Ein Wagen wurde mit warmen Decken, Wein und Stärkungsmitteln hinausgeschickt, dem Stadtbader angedeutet, sein Besteck zum Aderlassen mitzunehmen und gleich auf der Stelle die ersten Wiederbelebungsversuche anzustellen. So war zwei Stunden nachher der Leichnam des Erschlagenen in Köpenick und wurde im Rathhause niedergelegt, nachdem der Stadtbader erklärt, daß hier alle menschliche Hülfe zu spät komme und der Tod schon vor mehreren Stunden erfolgt sei. Lebrecht mußte seine Aussage zu Protokoll geben; es wurden Leute zur Aufsuchung und Verfolgung der muthmaßlichen Mörder ausgeschickt und sonst die nöthigen Schritte gethan, um den Vorfall zu untersuchen.

Von den mannigfachsten Gefühlen und Gedanken gepeinigt, suchte Lebrecht vergebens für den übrigen Theil der Nacht nach Ruhe. Er befand sich in der heftigsten Aufregung, die mit dem anbrechenden Tage noch quälender wurde. Ohne seine Schuld sah er sich plötzlich in die unseeligsten Verhältnisse verwickelt. Das Bewußtsein, Schuld an den Tode seines Vetters zu sein, die falsche Aussage und Anklage zu der ihn die Nothwendigkeit gezwungen, die Ueberzeugung, in dem mächtigen und boshaften Geheimen Rathe von nun an einen unversöhnlichen Feind zu haben, der gewiß Alles anwenden würde, um ihm zu schaden, die Möglichkeit, daß Malplaquet ihm vielleicht entrissen würde, da die große Bereit-

willigkeit des Barons Silverström ihn fürchten ließ, daß die Geliebte, von ihrer Mutter gezwungen, Berlin verlassen könnte, um nach Schweden zu gehen, — Alles das stürmte auf ihn ein, machte ihn rathlos und unschlüssig. Es litt ihn nicht länger in dem Städtchen und noch am Morgen ritt er nach Berlin zurück, nachdem er das anständige Begräbniß seines Vetters dem Bürgemeister empfohlen und die nöthigen Anordnungen deshalb getroffen hatte. —

XIV.

Vierzehn Tage waren seitdem vergangen. Der alte Wedekind und van der Ducceß längst begraben, Malplaquet noch im Hause des schwedischen Gesandten, der Geheime Rath Eckardt von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt, und Lebrecht durch die Verhöre der Deserteure so wie mancherlei dienstliche Beschäftigungen so in Anspruch genommen, daß er nur Abends seine geliebte Malplaquet in Gesellschaft der Baronesse Silverström und ihrer Töchter sehen und sprechen konnte. Gleich nach seiner Zurückkunft nach Berlin hatte er die sämmtlichen Effekten seines Vetters aus dem Hause des Geheimen Rathes abholen lassen und erwartete nun mit Besorgniß die Rückkunft desselben, um ihm männlich entgegenzutreten und ihn des Verrathes an dem Könige so wie an

der Familie Queiß zu zeihen. Er erfuhr jetzt, daß der König dem Geheimen Rathe an demselben Tage auf drei Wochen Urlaub nach Dessau gegeben, als jener den vertrauenden van der Queeß auf seine baldige Rückkehr aus Wusterhausen vertröstet. Es war klar: Eckardt hatte gleich am Tage darauf nach dem Schatz graben lassen und ihn fortgeführt! — Wie sollte dem schlauen, in Intriguen und Täuschung alt gewordenem Eckardt dies aber bewiesen werden? Gewiß hatte er seine Vorsichtsmaßregeln so gut gewählt, daß kein Beweis möglich war, und Lebrecht fühlte sich durch das Bewußtsein eigner Schuld so niedergedrückt, daß er von der Bosheit seines Widersachers Alles fürchten mußte, wenn er mit der ganzen Kraft, welche ihm die gerechte Sache und die Ueberzeugung von dem Betruge desselben gab, ihn anklagte. — So ging ein Tag nach dem andern vorüber, ohne daß Lebrecht einen festen Entschluß gefaßt hätte. Dagegen fand er in der Gesellschaft seiner Braut, denn als solche betrachtete er das geliebte Mädchen seit dem Tode ihres Vaters, das ganze Glück der Liebe, der beseeligenden Hoffnung. Der Baron hatte gleich, nachdem Lebrecht sie in sein Haus gebracht, nach Schweden berichtet und erwartete nun mit jedem Tage Antwort, was die Mutter über das fernere Schicksal ihrer Tochter beschließen würde. Er billigte die Absichten Lebrechts auf die Hand Malplaquets, von denen ihn dieser offen und männlich in Kenntniß gesetzt, hatte auch versprochen,

seinerseits alles anzuwenden, um die Mutter für eine Verbindung ihrer Tochter mit ihm zu gewinnen, und gestattete unterdessen dem dringenden Wunsche des Liebenden den täglichen Besuch seines Hauses. — Auch an seinen Vater hatte Lebrecht geschrieben, ihn von der Ankunft und dem Tode van der Queeß's in Kenntniß gesetzt, ihn gebeten, nach Berlin zu kommen, um bei den schwierigen Verhältnissen, die sich entwickeln konnten, thätig einzuschreiten und zugleich seine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung mit der Tochter der Gräfin Herskjold und des alten Wedekind erbeten; indessen war auf diesen Brief noch keine Antwort eingegangen, und Lebrecht erwartete sie stündlich mit der größten Ungeduld.

Am Morgen des 29. September saß Lebrecht in tiefes Nachsinnen verloren in seinem Zimmer über den Akten des Prozesses, der heute gegen die Deserteure des Leib-Bataillons Grenadier zum Urtheilsspruch kommen sollte und überzeugte sich, daß jene unheimliche Erscheinung auf dem Garnison-Kirchhofe in Potsdam in den nächtlichen Versammlungen der Verschwörer ihre Erklärung fand, als es höflich an die Thür klopfte, und der kleine Kastellan Vogtius unter vielen Bücklingen hereintrat.

„Habe ich die Ehre mit dem fürtrefflichen Herrn Lieutenant von Queiß zu sprechen, der sich durch Habhaftwerdung derer Deserteure von den großen Potsdamern ein unsterbliches Verdienst um die preußische Monarchie erworben?"

„Ich heiße von Queiß. Was steht dem Herrn zu Dienste?“

„Vielleicht hat mein Wohlthäter, Herr van der Queeß, der nun so schnöde hingeopferte Herr Vetter seeliger, schon von mir armen Wurm mit Ew. Gnaden gesprochen. Ich bin nämlich Vogtius, Teophilus Vogtius, Kastellan und Sessionsdiener derer Sozietät der Wissenschaften, auch Eigenthümer eines noch zu bauenden Hauses. — Ew. Gnaden seeliger Herr Vetter hatte auf Zureden Sr. Majestät unsers durchlauchtigsten Landesvaters die Absicht, mir eine erkleckliche Summe zu meinem Hause vorzuschießen, ist nun über dieses edle Vorhaben elend dahin gestorben, und hat mein Geld, oder vielmehr die Verheißung desselben, mit sich hinüber genommen in jenes schöne Jenseits, wohin ich ihm trostlos und gänzlich perplex nachschaue.“ —

„Und was kann ich dabei thun?“ —

„Sehr viel, Herr Hauptmann — sehr viel — wenn ich mich unterstehen darf, Ew. Gnaden solches zuzumuthen, anzusinnen oder vorzuschlagen. Ich habe vernommen, daß Ew. Gnaden sich in den Besitz derer Effekten gesetzt haben, welche dem so bedauerlich und elend Verblichenen gehörten. Wenn sich unter diesen Effekten nun baares Geld oder Geldeswerth befunden, so bemerke ich unmaßgeblich, daß es wohl zweckmäßig erscheinen, und gewissermaßen ein Akt verwandschaftlicher Pietät sein dürfte, wenn die muthmaßlichen Erben des unfreiwilligen Erb-

lassers die Versprechungen desselben erfüllten. Da nun Ew. Gnaden dieser Erbe —"

„Wer sagt Ihnen das? Wir sind nur sehr entfernt verwandt, und wissen über die Familie meines verstorbenen Vetters nichts Genaues. Ist diese ermittelt, so können Sie sich dorthin wenden, und wenn Ihre Ansprüche gegründet sind, so zweifle ich nicht —"

„Ich aber zweifle sehr stark. Besagte Familie, wenn eine solche existirt, wie ich weder wünsche oder hoffe, ist jedenfalls entfernt, und was noch schlimmer ist, sind Holländer, welche die Eigenschaft haben sollen, Geld und Geldeswerth ungemein zu lieben. Wer wird sich dort um die Versprechungen und Zusicherungen kümmern, welche der großherzige, edelgesinnte Mann, Herr van der Queeß seelig, hiesigen Bürgern und Hauseigenthümern gemacht." —

„Es wird allerdings des Beweises bedürfen, ehe Ihre Ansprüche —"

„Erfüllt werden, wollen Ew. Gnaden sagen. Das ist es eben! — Wie kann ich in Holland beweisen, daß ich Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige und Herrn als ein zuverlässiger Mann bekannt bin, dies sind nämlich die Allerhöchst eigenhändigen Worte. Ew. Gnaden aber könnten von verschiedenen ehrenwerthen Zeugen hier erfahren, daß ich täglich in Gesellschaft des seelig Verstorbenen, ja so zu sagen sein Famulus und Intimus gewesen bin; als da sind, der Wirth zum schwarzen Adler

in Potsdam, der Professor und Doktor Muntherius, der Fuhrherr Schwefler in der Roßstraße, als welcher dem elend Hingemordeten das letzte Fuhrwerk nach Köpenick vermiethet, wofür er auch noch die Bezahlung erharrt. — Da nun Ew. Gnaden sich die hinterlassenen Effekten aus dem Hause des Herrn Geheimen Kriegs-Rathes angeeignet —"

„Wenn alle diese genannten Personen bezeugen wollen, daß Ihnen mein verstorbener Vetter eine solche Zusicherung gemacht, so hätten Sie allerdings Ansprüche die —"

„so gut, als der Besitz eines testamentarischen Legats sind. Ja, so klug bin ich, mit Ew. Gnaden Genehmigung, auch. Aber leider können die genannten Personen nur im Allgemeinen, oder in genere mein intimes Verhältniß mit dem seeligen Herrn Vetter, nicht aber die gemachte Zusicherung in specie bezeugen. Dagegen lebt eine Person, welche dieses letztere wohl könnte, vermöchte und im Stande wäre. Dies ist aber eine schwer zugängliche Person, worunter ich Se. Majestät den König gehorsamst verstehe."

„Seine Majestät Allerhöchstselbst?" —

„So ist es — und es entsteht nun die allerergebenste Frage, ob Ew. Gnaden gesonnen sein dürften, die Summe von 6000 Thalern herauszurücken, wenn ich auf irgend eine Weise das Vorwort der geheiligten Person Sr. Majestät erziele." —

„Vermögen Sie das, so soll es mich freuen,

das Wort meines Verwandten lösen zu können. In seinem Taschenbuche fanden sich Wechsel bis zum Betrage von 14000 Thalern, die jeden Augenblick zu erheben sind.“ —

„So empfehle mich submissest Ew. Gnaden, und hoffe in Kurzem mit dahin lautenden Beweisen, mich wieder gehorsamst einzufinden. Bitte nur, meine Dringlichkeit nicht übel zu deuten, und in mir einen Bewunderer der außerordentlichen Thaten Ew. Gnaden hinsichtlich jener Deserteure erkennen und considriren zu wollen. Habe die Ehre mich bestens zu recommandiren.“

Der Schwätzer entfernte sich. — Lebrecht war fest entschlossen, das Versprechen des Verstorbenen zu lösen, um dadurch seinen Willen zu ehren. Das dazu nöthige Geld war nicht allein in Wechseln, sondern baar vorhanden, denn in den Koffern, welche im Hause des Geheimen Rathes gestanden, fanden sich bedeutende Summen in holländischen Dukaten. Nur oberflächlich hatte er nachgesehen, was sich in dem Nachlasse seines Vetters befand — da ihn eine innere Scheu von der genaueren Untersuchung zurückgehalten, weil jeder einzelne Gegenstand ihn an das traurige Schicksal desselben erinnerte. Vielleicht fand sich aber in den Papieren Aufschluß über die Forderung des Kastellans und es schien ihm daher Pflicht, jetzt danach zu forschen. Er begann mit dem Taschenbuche, das er in jener verhängnißvollen Nacht zu sich gesteckt und ebenfalls bis jetzt unberührt

gelassen. In einer Tasche desselben fiel ihm zuerst jenes alte, vergelbte Pergament auf, welches das Horoskop für seine Familie enthielt. Einige zerstreute Notizen auf den einzelnen Blättern des Taschenbuches verwiesen ihn auf das von dem Verstorbenen mit der größten Genauigkeit geführte Tagebuch, welches sich auch in einem der Koffer vorfand. Dieses und ein großes Konvolut von Aktenstücken, Promemorien, Darlegungen in Bezug auf den Proceß, der vor 100 Jahren seinen Ahnherrn, Gerhard von Queiß, als Hochverräther und Falschmünzer zum Tode verurtheilte, gab ihm plötzlich vollständige Kenntniß aller Verhältnisse, in denen der holländische Zweig seiner Familie zu dem brandenburgischen Stamm stand. Die Durchsicht dieser Papiere fesselte ihn so sehr, daß er alles andere darüber vergaß und mit gesteigertem Interesse sich aus den verschiedenen einzelnen Momenten ein vollständiges Ganze zusammenstellte. Angelegentlich weiter forschend — schreckte ihn der Eintritt eines Dieners der schwedischen Gesandtschaft aus seinem Nachdenken auf. Die Gräfin Christina Ebba Herskjold war so eben mit ihrem Neffen, einem Grafen Fiordskield, in Berlin angekommen und im Hause des Gesandten abgestiegen. Diese Nachricht sandte ihm der Baron zugleich mit einer Einladung zum Thee für den Abend. Noch den Eindrücken unterliegend, welche die Durchsicht der Papiere bei ihm zurückgelassen, stürzte diese unerwartete Ankunft ihn auf's Neue in ein Meer banger Zweifel und

Befürchtungen, denn von jener Frau, die aus kalter Berechnung sich bis jetzt von ihrem Kinde getrennt hatte, erwartete er nichts für seine Hoffnungen. Sie war gekommen, um ihn von der Geliebten zu trennen, das fühlte er, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, worauf er seine Besorgniß gründete. Und in dieser Stimmung sollte er zum Kriegsgerichte, welches heute das Urtheil über die Deserteure sprechen und vollziehen lassen wollte.

Der strengen Pflicht durfte er sich nicht entziehen. — So, die Brust von den quälendsten Gefühlen bewegt, wohnte er dem Kriegsrecht bei, welches die Deserteurs zu dreimal Spießruthenlaufen verurtheilte und die Vollziehung der Strafe auf den nächsten Tag festsetzte. Mit der Beendigung des Processes war nun auch seine Anwesenheit in Berlin unnöthig geworden und er mußte sich weiteren Urlaub erbitten, wollte er nicht gerade in diesem Augenblicke, wo seine ganze Zukunft sich entscheiden mußte, durch seine Entfernung die Entscheidung unmöglich machen. Wie ein Träumender that er die nöthigen Schritte bei einem General-Adjutanten des Königs, der ihm versprach, für die Königl. Erlaubniß zu seinem verlängerten Aufenthalt zu sorgen. Hier erfuhr er auch durch Zufall, daß der Geheime Rath Eckardt von Dessau aus ebenfalls um Nachurlaub gebeten, weil dringende Familienverhältnisse dort seine Anwesenheit forderten. Dadurch wurde es immer deutlicher, daß Eckardt die nächsten Folgen

seiner treulosen Handlung fürchte und in gesicherter Ferne abwarten wolle, ob in Bezug auf die Wegschaffung des Schatzes oder den Tod des van der Dueeß eine Anklage gegen ihn erhoben werden würde. Auch diese Angelegenheit entzog sich so der Einwirkung Lebrechts, der überall auf Hindernisse und feindliche Gestaltung der Verhältnisse traf. Mit Ungeduld erwartete er den Abend, um wenigstens der Geliebten gegenüber Trost und Vertrauen auf die Zukunft zu finden. Er wendete den Nachmittag dazu an, um an den Geheimen Rath Eckardt zu schreiben, beschuldigte ihn gradezu der Veruntreuung und forderte ihn auf, sofort Schritte zur Wiedererstattung jenes Schatzes zu thun. Diesen Brief brachte er selbst in das Haus des Geheimen Rathes, indem er die Dienerschaft für schnelle und sichere Besorgung desselben verantwortlich machte, und bereitete sich dann durch einige Stunden der Ruhe auf die Abendgesellschaft bei dem schwedischen Gesandten vor.

XV.

„Herr von Dueiß, Lieutenant im Leib-Bataillon Grenadiere!“ meldete der Kammerdiener den eintretenden Lebrecht am Abende dieses Tages der beim schwedischen Gesandten versammelten glänzenden Gesellschaft.

Nach kurzer, ceremonieller Begrüßung des Ba-

rons und seiner Gemahlin wurde Lebrecht der Gräfin Christina Ebba Herskjold vorgestellt, neben der Malplaquet in holder Verwirrung saß und von der ungewohnten Umgebung in Verlegenheit gesetzt, kaum die Augen aufzuschlagen wagte. Auf Anordnung der Mutter hatte sie die Kleidung und den glänzenden Schmuck ihres neuen Standes anlegen müssen und überstrahlte durch ihre siegende Schönheit den ganzen Kreis der Damen. War es doch, als habe sich mit diesem glänzenden Kleide, mit diesen Brillanten und Perlen plötzlich eine Scheidewand zwischen Beiden auferbaut, hinter der die Zeit ihres traulichen, bangen und doch so wundersüßen Verhältnisses sich ihm für immer verschloß. Es verletzte ihn, einen jungen Mann in gewählter Kleidung neben ihrem Stuhle zu sehen und jene leichte zuversichtliche Vertraulichkeit von ihm zu bemerken, mit welcher junge Männer der höheren Stände sich Damen zu nähern pflegen; obgleich Malplaquet ihm nur schüchtern antwortete, so war es ihm doch, als wäre es nun vorbei mit jenem zarten, heimlichen Annähern an die Geliebte, das ihn so unaussprechlich glücklich gemacht.

„Sie haben durch ihren freundlichen Beistand meine Tochter in der schwersten Prüfung ihres Lebens aufgerichtet und unterstützt, Herr Lieutenant. Erlauben Sie, daß Ihnen die Mutter dafür herzlich dankt und gern die hohe Verpflichtung anerkennt, welche Sie unsrer Familie dadurch auferlegt.“

„Ich schätze mich glücklich, Frau Gräfin, durch das zufällige Zusammentreffen mit ihrem Vater, dem wackern — —"

„Hier mein Neffe, Graf Steen Fiordskjeld! — Lieutenant von Queiß, lieber Steen, von dessen freundlicher Sorge für unsere Veronica uns der Baron so viel erzählt." —

„Sehr angenehm, Herr Lieutenant, Ihre Bekanntschaft zu machen." —

Damit war die Unterhaltung zu Ende. — Lebrecht fühlte sich im Innersten verletzt durch den Ton und den häßlichen, tückischen Blick, mit dem Graf Steen ihm entgegentrat. Obgleich von regelmäßiger Gesichtsbildung gaben die tief liegenden, kleinen Augen und die zusammengekniffenen Lippen dem Grafen einen Ausdruck der Kälte und des Hohns, von dem sich Lebrecht zurückgestoßen fühlte. Das Eintreten eines andern Gastes endete das Gespräch und Lebrecht zog sich zu den übrigen Herren zurück, da er sehen mußte, wie Graf Steen mit der Ungezwungenheit des Verwandten fortfuhr, zu seiner Cousine zu sprechen. Im Anschauen der Geliebten verloren sah er sich plötzlich wie ein ganz Fremder ihr gegenüber. — Er fühlte in Malplaquets Seele, wie die neuen Verhältnisse sie einengten und ängstigten, wie sie scheu zu ihrer Mutter aufsah und verlegen der Vertraulichkeit ihres Vetters auswich. Nur verstohlen wagte sie es, durch einen Blick dem Geliebten ihre Pein zu schildern und wie flehend

Mitleid für den Zwang zu verlangen, der sie umgab. Mit welchen Hoffnungen war Lebrecht hierher gekommen und wie bitter sah er sich enttäuscht! —

Unter leeren Formen und gleichgültigem, oberflächlichem Gespräch verging die Zeit bis zum Souper, bei welchem der Baron Lebrecht neben die Gräfin Christine gesetzt. An der Seite der Mutter saß Malplaquet und neben ihr Graf Steen, der seiner Cousine auf das entschiedenste den Hof machte. So angenehm es Lebrecht im ersten Augenblicke gewesen war, in der Nähe der Geliebten zu sitzen, so peinlich war es ihm, ihren Cousin neben ihr zu sehen und durch die Mutter von ihr getrennt zu sein. Gräfin Christine schien erfreut, durch die Aufmerksamkeit des Barons Gelegenheit gefunden zu haben, unbemerkt mit Lebrecht zu sprechen und benutzte die bald laut und allgemein werdende Unterhaltung bei Tische, um sich vertraulicher gegen ihn zu zeigen.

„Ihnen ist ohne Zweifel aus den Papieren, die Sie bei meinem verstorbenen Gatten gefunden, bekannt, welche eigenthümlichen Verhältnisse uns getrennt und verhindert, daß Veronica nicht schon früher zu ihrer Mutter zurückkehren konnte.“ —

„In der That, gnädige Gräfin, sowohl aus der Erzählung des Verstorbenen, als aus den Papieren, die ich bei unserem freundlichen Wirthe niedergelegt, erfuhr ich alles, was dieses — — —“

„Ich hoffe, Ihnen gegenüber keiner Entschuldigung zu bedürfen für die anscheinend herzlose Tren-

nung von dem Vater meines Kindes. Mein Stand, die Verhältnisse meiner Familie zwangen mich, so zu handeln, wie ich es gethan. Sie werden mich verstehen, mich begreifen, denn auch Sie gehören unserm Stande an und wissen, daß sich seine Bedingungen, seine Ausschließlichkeit nicht zurückweisen läßt." —

„Auch Ihr Gatte, Frau Gräfin, erkannte das an und sein Gemüth war frei von jedem Vorwurf. Schon, daß Malplaquet — oder vielmehr Veronica — erst nach seinem Tode die volle Wahrheit erfahren, beweist, daß er Ihre Beweggründe achtete, wenn er sie auch nicht ganz würdigen konnte." —

„Doch begreifen Sie wohl, Herr von Queiß, daß mir für das künftige Wohl meiner Tochter alles daran gelegen sein muß, das Vergangene auch vergessen sein zu lassen. In dem Kreise, der sie jetzt in sich aufnimmt, würde ihr Ursprung ein Makel für sie sein, und diesen von ihr fern zu halten, muß jetzt meine eifrigste Sorge werden. Ich zähle daher auf Ihre Verschwiegenheit und lege die Ehre und Ruhe meiner Familie dadurch in Ihre Hände. Glauben Sie, daß außer Ihnen noch Jemand von meiner Ehe weiß?" —

„Nur der Geheime Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt. — Mein Vetter, der gleichzeitig mit mir davon erfahren, — lebt nicht mehr, und bei der Verschlossenheit meines alten Freundes, ja nach seiner ausdrücklichen Versicherung, glaube ich, ist das Geheimniß mit ihm zu Grabe gegangen." —

„Auch in meiner Familie weiß man nur, daß ich mit einem preußischen Offizier verheirathet gewesen. Mein Neffe indessen, Graf Steen, kennt das Verhältniß genauer und hat mich eben deswegen hierher begleitet. Der arme Steen! Ihm entgeht durch die Anerkennung meiner Tochter die ganze reiche Erbschaft meines Hauses, auf die er bis zum Tode des — meines Gatten mit Zuversicht gezählt."

Eine Frage des Barons Silverström nach Vorgängen in Stockholm unterbrach das Gespräch Lebrechts mit der Gräfin, bei dem dieser auch nur mit halber Aufmerksamkeit gewesen war, denn seine Gedanken weilten bei der Geliebten, die immer noch schüchtern und befangen kaum Theil an dem zu nehmen schien, was um sie her vorging. Während des ganzen Soupers fand sich keine Gelegenheit für Lebrecht, mit ihr zu sprechen und im höchsten Grade verstimmt verließ er nach Beendigung desselben die Gesellschaft. Als er mit einer ceremoniellen Verbeugung sich der Gräfin empfahl und dabei dem stechenden Blick des Grafen Steen begegnete, der schon den Arm seiner Cousine genommen, um sie auf ihr Zimmer zu führen, da war es, als scheide er mit diesem Lebewohl von seinem Glücke, und er verstand die Thräne, die er unter den Wimpern der Geliebten hervorbrechen sah, als sie der Mutter und dem Grafen folgte, ohne das volle Herz durch trauliche Mittheilung erleichtert zu haben.

Träumend und fast bewußtlos kam Lebrecht aus der glänzenden Gesellschaft in sein Quartier zurück. — Wie hatte die Erfahrung weniger Stunden so ganz seine Zuversicht auf den Besitz der Geliebten vernichtet! — Vor allem erfüllte ihn die Anwesenheit ihres Vetters, des Grafen Steen, mit Besorgniß. Nach der Aeußerung der Gräfin Christine verlor er mit der Anerkennung der Tochter jeden Anspruch auf eine reiche Erbschaft. War seine sichtliche Bewerbung nicht der unzweideutige Beweis für die Absicht, durch eine Verbindung mit der Erbin sich diese Ansprüche zu erhalten; Liebe konnte es ja nicht sein, was ihn zu dieser Bewerbung drängte, denn seit wenigen Stunden hatte er sie ja erst gesehen! — Aber hatte es denn bei Lebrecht selbst längerer Zeit bedurft, um ihn zu fesseln? — Nein! Malplaquets wunderbare Schönheit mußte Jedem, der sich ihr näherte, den Wunsch einflößen, sie zu besitzen. Was vermochte er aber gegen die feindlichen Verhältnisse? — Jeden Augenblick durfte Jener ihr nahen. Der Einfluß der Mutter, der eine solche Verbindung gewiß willkommen war, die wahrscheinliche Entfernung aus Berlin und die Unmöglichkeit, sich ihr unbemerkt zu nähern, alles das ließ ihn bereuen, Malplaquet selbst in das Haus des schwedischen Gesandten geführt zu haben. Beim Auskleiden meldete der Bursche, daß mit Einbruch der Dunkelheit ein Herr nach dem Herrn Lieutenant gefragt, auch vor einer Viertelstunde wieder da gewesen

sei, seinen Namen aber nicht habe nennen wollen. Wahrscheinlich werde dieser Herr noch einmal wiederkommen, denn er habe sehr eilig und dringend geschienen. In der That klingelte es auch bald nachher und wie erstaunte Lebrecht, als er in dem Eintretenden den Geheimen Rath Eckardt erkannte, der ganz unbefangen den Mantel ablegte, als der Bursche das Zimmer verlassen, ohne Umstände sich auf das Sopha setzte und mit gleichgültigem Tone fragte:

„Sie haben heute einen sonderbaren Brief an mich geschrieben, Herr Lieutenant?" —

„Wenn ich Sie nicht in Dessau geglaubt, würde ich Ihnen den Inhalt desselben längst mündlich Auge in Auge und Mann gegen Mann mitgetheilt haben." —

„Ja, ja, man glaubt allerdings, daß ich in Dessau sei, ich habe indeß seit ungefähr 14 Tagen Berlin gar nicht verlassen. Meine Reise dorthin gilt nur für das Publikum, während wichtige Staatsgeschäfte und der Immediat-Befehl Sr. Majestät meine geheime Anwesenheit hier nöthig machen. Meine Frau allein weiß um mein Hiersein und händigte mir den Brief ein, den Sie nach Dessau bestimmt hatten. Sie können mir glauben, daß der Inhalt dieses Briefes, der mich einer ehrlosen Handlung zeiht, zu ernster und beleidigender Art ist, als daß ich nicht selbst die Ungnade Sr. Majestät risquiren und den Urheber so unbegreiflicher Anschuldigungen nach den Gründen seiner unverantwortli-

chen Handlungsweise fragen sollte. Darum komme ich selbst, weil das Geheimniß meiner Anwesenheit in Berlin zu wichtig ist, als daß ich es meinen Dienern oder dem Zufalle anvertrauen könnte. — Ich frage Sie also, was soll dieser Brief voll der tollsten, handgreiflichsten Verläumdungen meiner Ehre?" —

„Ich dächte, mich deutlich genug ausgesprochen zu haben und bin nicht gewillt, auch nur ein Wort desselben Ihnen gegenüber zurückzunehmen." —

„So, so! — Also zu dem Muthe der Beleidigung auch noch der Trotz der Jugend und die Unfehlbarkeit des bevorrechteten Standes. Keine neue Erfahrung für mich! — Nun denn, so hören Sie. — Ihre Anschuldigung ist durchweg grundlos; Ihre Combination zufälliger Umstände falsch; Ihre Schlüsse daraus unhaltbar; der Beweggrund aber, der Sie zu dieser Handlungsweise trieb, edel, und nur aus dieser Rücksicht habe ich es über mein empörtes Gefühl vermocht, Ihnen nicht öffentlich mit der ganzen Macht, die meine Stellung mir giebt, entgegenzutreten, sondere mich erst an Ihre bessere Ueberzeugung zu wenden." —

„Sie wollten es wirklich wagen? — — — —"

„Was ist da zu wagen? — Glauben Sie etwa, ich fürchte den Kampf mit Ihnen, Herr von Queiß? — Wahrlich nicht! — und ich dächte, mein Kommen sagte Ihnen schon deutlich genug, daß Sie einen schweren Irrthum gut zu machen haben. — Sie kla-

gen mich an, jenen Schatz, von dessen Vorhandensein niemand mit Gewißheit Zeugniß geben kann — denn die Aussage eines Todtengräbers, daß er mit dem Bohreisen auf verfaultes Holz in der Erde getroffen, wird doch nicht etwa als Gewißheit gelten sollen — jenen Schatz, sage ich, klagen Sie mich an, heimlich und ohne das Vorwissen Ihres ermordeten Vetters, ohne das Ihrige, ausgegraben zu haben. — Die Beschuldignng ist so lächerlich, daß ich kaum weiß, womit ich anfangen soll, den Ungrnnd derselben zu beweisen?"

„Ich selbst habe den Boden umgewühlt gefunden, habe Wagenspuren dort gesehen, die früher nicht vorhanden gewesen, und bin überzeugt, daß mein Vetter — — —"

„Und was beweist das Alles? Haben Sie mich dort gesehen? Werden Sie mir nicht glauben wollen, daß ich am Tage nach unserer Köpenicker Fahrt in Wusterhausen angekommen bin, wenn die dortige Schloßdienerschaft das bezeugt. Muß ich gethan haben, was eben so gut Ihr Vetter, der alte Wedekind, oder Sie selbst gethan haben können. Man hat dort in der Erde nach einem Schatze gesucht, das mag allerdings der aufgegrabene Boden beweisen, ob man aber etwas gefunden, — wer beweiset das? — Ihr Vetter ist dort gewesen, denn er hat dort seinen unbegreiflichen Tod gefunden. Sie waren dort, denn Sie waren ja Zeuge seines Todes, und diesen Schritt habt Ihr Beide gethan, ohne mich

in Kenntniß zu setzen, mich, der ich auf Euer Ehrenwort baute, und deswegen das Interesse Sr. Majestät nicht gleich selbständig wahrnahm. Wer aber hat mich dort gesehen, wer vermag gegen mich aufzutreten, und irgend etwas vorzubringen, was meine Theilnahme an einem so durchaus gesetzlosen Schritte dokumentirt. Im Gegentheil würde ich manchen Anspruch an den Getödteten, an den alten Todtengräber, an Sie selbst, Herr Lieutenant, erheben können, wenn ich die ganze Angelegenheit nicht für ein thörigtes Unternehmen hielt und Achtung vor Ihrer Familie hätte. Wo ist z. B. das Geld hergekommen, das man nach der Aussage des Garnisonküsters nach dem Tode des Todtengräbers bei dessen Tochter bemerkt? Wo war jener alte Mann in der Nacht, als er sich in Köpenick bei Verfolgung der Deserteurs von Ihnen trennte? Was hatte Ihr Vetter van der Queeß, gleich nach meiner Abreise in den Müggelsbergen zu thun? — Wozu hatte er einen großen geräumigen Wagen in der Roßstraße gemiethet? Sie sehen, Herr Lieutenant, daß es mir eben so leicht sein würde, aus Zufälligkeiten Anschuldigungen gegen Sie und Ihre Genossen zusammenzustellen, als es Ihnen leicht geworden zu sein scheint. — Wenn ich mich hätte bereichern wollen, so hätte ich die Nachgrabung nur ganz öffentlich und von Amtswegen anstellen können. Wer würde sich unterstanden haben, mir nachzuzählen, wie viel Geld ich gefunden? Gehen Sie, gehen Sie, Herr Lieutenant. Sie

haben sich schwer an einem alten Freunde, an einem ehrlichen Mann vergangen.“ —

„Was Sie da sagen, Herr Geheimer Rath — ist Alles so wahr, so — und wenn Ihre Anwesenheit in Wusterhausen —“

„Mein Wagen steht Ihnen jeden Augenblick zu Diensten, wenn Sie selbst nach Wusterhausen fahren, und dort bei der Dienerschaft des Schlosses nachfragen wollen. Und nun Herr von Queiß, haben Sie mir nach dieser offenen und ehrlichen Auseinandersetzung nichts zu sagen?“

„Ich gestehe, Herr Geheimer Rath, daß ich mich entwaffnet fühle. — Eine Aeußerung des Todtengräbers über den Zweck des Besuches, den Sie an jenem Abende kurz vor seinem Tode bei ihm gemacht, und der Verdacht meines Vetters —“

„Ah, kommt also die Anschuldigung von jener Seite her. Wußte ich doch gleich, daß so ehrenrühriger Verdacht nicht bei Ihnen selbst entstehen konnte. Die Fieberphantasie eines Sterbenden, und das verzeihliche Mißtrauen eines Mannes, der durch den gehofften Schatz den Wunsch seines ganzen Lebens erfüllt zu sehen glaubte, haben Sie irre geleitet. Es thut mir zwar weh, daß Sie nur einen Augenblick lang so Ungebührliches von mir glauben konnten, aber böse bin ich Ihnen darum nicht, denn in Ihren Jahren ist eine Täuschung verzeihlich.“ —

„Gott sei Dank, daß es so ist, wie es ist, Herr Geheimer Rath! Es war eine qualvolle Zeit für mich,

als ich, durch die Umstände angeregt, Sie treulos glauben mußte. Was aber glauben Sie von der ganzen Sache? Was wäre nun zu thun? Was ist meine Pflicht, den letzten Wünschen meines sterbenden Vetters nachzukommen?" —

„Leider zwingt mich der bestimmte Befehl Sr. Majestät, meine Anwesenheit in Berlin vielleicht noch einige Wochen geheim zu halten, und ich bin daher außer Stande, persönlich bei dieser Angelegenheit mitzuwirken. Indessen glaube ich auch, daß wir jetzt jedenfalls zu spät kommen würden. Entweder ist der Schatz gehoben, und dann ruht das Geheimniß im Grabe derer, die darum gewußt, oder es war gar kein Schatz vorhanden, und das ist mit das Wahrscheinlichste. Ruhiges Nachdenken wird auch Sie zu dieser Ueberzeugung führen. Ist es wohl glaublich, daß eine so bedeutende Summe, um deren Bergung so viele gewußt haben müssen, 100 Jahre lang unberührt in der Erde gelegen habe. — Und wer waren die, welche darum gewußt? Falschmünzer, Verbrecher, unternehmende, wagende Menschen, denen mit jenem Schatz auch die Frucht ihrer jahrelangen Verbrechen entging. Der Großvater Ihres Vetters hat sich von meinem Vorfahren täuschen lassen, das ist die einfache Auflösung des Räthsels, und wir waren thöricht genug, nicht unserm Nachdenken, sondern unserer Begier, unserer Leichtgläubigkeit zu folgen. Lassen Sie die ganze fabelhafte Angelegenheit vergessen sein, wie sie es verdient.

Ich wenigstens will nichts mehr damit zu thun haben, und ich bin gern erbötig, alle Papiere, die sich darauf beziehen und noch in meinen Händen sind, Ihnen zu übergeben."

„So sollte, nach Ihrer Meinung, gar nichts mehr geschehen, um —"

„Um zu erfahren, daß wir uns getäuscht haben? — Von meiner Seite gewiß nicht! — Lassen Sie uns lieber eifrig an der Entdeckung des Verbrechers arbeiten, der Ihren Vetter ermordet. — Ich weiß nicht, — aber in diesem Morde liegt etwas Seltsames, Ungewöhnliches verborgen, was sich jetzt nicht durchschauen läßt, aber bei genauerer Untersuchung vielleicht zu wunderbareren Resultaten führt, als unser thörichtes Schatzgraben. Ich erstaune nur, daß die allezeit fertige Verleumdung mich nicht auch dieses Mordes zeiht? — Ich hätte mir ja eben so gut den lästigen Mitwisser vom Halse schaffen können! — Ist das wenigstens nicht eben so wahrscheinlich, als daß ich von Wusterhausen aus bei Köpenick den Schatzgräber mache? — Dieser Mord ist eine so plötzliche, vereinzelte Erscheinung, entzieht sich so durchaus jeder Combination der Verhältnisse, daß ich all' meinen Einfluß anwenden werde, um den verruchten Mörder zu entdecken."

„Jene Deserteurs — — —"

„Nicht doch, Herr Lieutenant! — Das glauben Sie selbst nicht. — Keine Spur irgend einer Art hat sich vor und nach dieser That in der ganzen

Gegend von ihnen gezeigt. Im Gegentheil weiß man, daß sie sächsischen Werbern bald nach ihrer Flucht von hier in die Hände gefallen sind. Und zu welchem Zweck sollten sie durch einen Mord, der nicht einmal mit Raub begleitet war, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, da es doch ihre Sicherheit erheischte, möglichst verborgen zu bleiben? Nein, Nein! — Da liegt etwas anderes zum Grunde! Vielleicht erklärt die Zeit, was jetzt unerklärlich scheint. Hatte Ihr Vetter gar keine Bekannte hier?"

„So viel ich weiß nicht! — Doch ja. Erst heute hat sich ein gewisser Vogtius, Kastellan der Sozietät der Wissenschaften bei mir eingefunden, welcher behauptet, mein Vetter habe ihm 6000 Thaler zu einem Hausbau versprochen, welche er nun von mir verlangt."

„Das wäre etwas! — Man muß diesen Menschen nicht aus den Augen verlieren. — Vielleicht kann diese Spur —"

„Nein Herr Geheimer Rath, — das führt zu nichts! — Ueberhaupt — — — Aber wie steht es denn mit der Revision jenes Prozesses, die mein Vetter in einer Immediat-Eingabe an Seine Majestät so dringend beantragt?" —

„Ist mit der Marginal-Bemerkung: „Soll untersuchen!" bereits an das Kammergericht gegangen, und es wird gut sein, daß Sie sämmtliche Aktenstücke dort einreichen. Van der Queeß sagte es

wenigstens, daß dergleichen sich in seinen Koffern befänden, und diese haben Sie ja jetzt in Händen. Doch es wird spät. — Wir haben schon lange mit einander geplaudert: — Ich brauche Sie wohl nicht zu bitten, meinen Besuch vor Jedermann, wer es auch sei, geheim zu halten. Haben Sie mir im Laufe der nächsten Tage irgend etwas mitzutheilen, so besuchen Sie meine Frau. Ich werde bestellen, daß man Sie zu mir läßt. — Also in alter Freundschaft! — Leben Sie wohl, Herr von Queiß!"

XVI.

„General-Adjutant von Derschau in Bauangelegenheiten!" meldete am Morgen des andern Tages um 7 Uhr der Hof-Büchsenspänner, als der vortragende Rath das Kabinet des Königs verließ. —

„Soll kommen! — Guten Morgen Derschau! Er bringt uns heute schlecht Wetter mit. Na, was will Er? — Baut der Nüßler?" —

„Zu Euer Majestät Befehl. — Er wendet zwar noch immer vor, daß er eigentlich nicht in Preußischen Allerhöchsten Diensten stehe, auch keinen Gehalt beziehe." —

„Habe ihn ja zum Kammerrath gemacht. — Da kann er auch etwas dafür thun. — Sehe Er ihm ordentlich auf die Finger!" —

„Der ehemalige Auditeur vom Glaubitzschen Re-

gimente, jetzo Gerichts-Assessor hier, Grüter, will bauen, wenn er 100 Thaler Zulage aus der Cämmerei, und den Charakter als Kriegsrath gratis bekommt." —

„Gut!" —

„Der hiesige Bürger und Posamentier Fetschau will bauen, wenn er für sechs in dieser Supplik benannte Regimenter die Posamentier-Arbeit kriegen kann. Oberst von Massow ist damit zufrieden."

„Gut! wenn Huot nichts zu erinnern hat; — Aber der muß einverstanden sein, denn ich will nicht Einen auf Kosten des Andern privilegiren. — Stemmt sich Huot dagegen, so soll er selbst das Haus bauen." —

„Der Geheime Rath Trützell bittet demüthigst, weil er zehn Jahr dem Rathhause ohne Gehalt gedient, und das Polizeiwesen nach dem Absterben des Thielings übernehmen müssen, um eine ordentliche Bürgermeister-Besoldung. Er hoffet, dieselbe ehender zu erhalten, weil Ew. Majestät ihm wegen Einrichtung des Serviswesens im Mindenschen und Ravensbergschen Allerhöchst Dero Gnade angedeihen zu lassen Allergnädigst versprochen."

„Dummes Zeug! — Kann auch ohne Bürgermeister-Besoldung bauen. — Der Kerl hat Geld. — Gebe Er mal her! — Einen Strich durch die Supplik. — Wer das Serviswesen da unten geordnet hat, hat für seine übrigen Lebstage genug! — Soll

bauen, oder ich werde mal ein Wörtchen mit ihm sprechen."

„Das Geheime Rath Piversche Haus ist fertig und ein außerordentlich magnifiques Haus, Ew. Majestät." —

„Hab es vorgestern schon gesehen. Bin sehr contentirt. — Will ihn dafür in den Adelstand erheben. Lasse Er das Diplom gleich ausfertigen."

„Mit obigen 3 Baustellen für Grüter, Fetschau und Trützell, so wie für den Kastellan Vogtius hoffe ich wieder einen tüchtigen Platz in der Friedrichsstadt zuzumachen, obgleich viel Lamentirens deswegen bei den Leuten ist." —

„Laß Er sie lamentiren wie sie wollen, aber bauen wie sie sollen. Also baut der Vogtius?

„Zu Befehl Ew. Majestät. — Die Kasse der Sozietät hat 1500 Thaler hergegeben, und die Maurer sind schon beim Legen des Fundamentes. Es hat sich aber ein eigenthümlicher Vorfall mit diesem Vogtius ergeben, den ich Ew. Majestät noch besonders zu melden habe." —

„Wollen ihm vielleicht die Kerls nicht helfen, denen er geholfen?" —

„Ist wohl nicht wahrscheinlich, da Ew. Majestät dies besonders zu befehlen geruht. — Nein, im Gegentheil, Ew. Majestät können dem Vogtius durch ein einziges Wort zu 6000 Thalern Vorschuß verhelfen." —

„Wie meint Er das? Geld gebe ich nicht, das weiß Er!“ —

„Ein gewisser van der Dueeß, ein Holländer, derselbe, welcher vor Kurzem bei Köpenick ermordet gefunden worden ist, hat dem Vogtius, angeblich auf Anrathen Ew. Majestät, 6000 Thaler für seinen Hausbau versprochen. Es existirt aber keine schriftliche Uebereinkunft und der Erbe, Lieutenant von Dueiß im Leib-Bataillon Grenadiere, will das Geld nicht eher geben, bis er irgend einen Beweis für das Versprechen seines verstorbenen Vetters hat. — Vogtius fleht nun Ew. Majestät demüthigst an, zu bezeugen, daß diese Versprechung geschehen sei, weil ihm alsdann das Geld ausgezahlt wird.“ —

„Dummes Zeug! — Versprochen hat der Mensch, der Holländer, nichts. Ich habe es ihm blos gerathen.“

„Das hat doch also seine Richtigkeit? — Dann läßt sich annehmen, daß der Verstorbene in Ehrfurcht den Rath Ew. Majestät befolgt.“ —

„Ist ja aber nicht mein Unterthan!“ —

„Hatte aber ein wichtiges Gesuch wegen Revision eines Prozesses an die Allerhöchste Stelle; es läßt sich also supponiren, daß er sich beeilt haben wird, Ew. Majestät klar ausgesprochenen Willen zu thun.“ —

„Ja, das läßt sich annehmen; das Geld bleibt auf die Art überdem im Lande. — Setze Er so ein Zeugniß auf; will's unterschreiben! — Daß Er mir

aber keine Lüge darin sagt! — Es muß so klingen, als ob ich's gehört, — aber nicht geradezu, — versteht Er mich? — Das kann ja ein recht großes Haus werden. — Baumaterialien frei und 7500 Thaler baar! — Ist mir lieb, denn der Vogtius ist ein wahrer Ausbund von Fleiß und Thätigkeit. Wollte, sie wären alle so!" —

„Wir könnten vielleicht von den 6000 Thalern die Baumaterialien bezahlen und dieselben dann anderweitig — — —"

„Er ist wohl nicht recht bei Troste, Derschau? — Ich habe es ihm frei versprochen — der König von Preußen hat es ihm versprochen! — Komme Er mir mit solchem Vorschlag nicht, wenn Ihm meine Gnade lieb ist. Bauen ist gut, aber Wort halten ist doch noch besser!" —

„Ich dachte nur, daß Ew. Majestät — — —"

„Denke Er künftig nicht, wo nichts zu denken ist. — — — Ist denn noch nichts herausgekommen, wer den Holländer ermordet?" — — —

„Nicht das Geringste verlautet darüber. — Man glaubt noch immer, daß die Deserteurs vom Leib-Bataillon Grenadiere — — —"

„Wäre kein Wunder! — Wer ein so schändliches Verbrechen begehen kann, zu desertiren und seinem Dienstherrn das Handgeld zu stehlen, der ist auch zu allem fähig. Na, kriege ich Euch nur wieder! — Heute findet doch die Exekution statt?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät; in der Krausen-Straße.“

„Daß mir die Kerls aber nicht zu Schanden geschlagen werden. — Sind drei 4zöllige dabei. — Haben mir ein schweres Geld gekostet! — Sehe Er danach, Derschau. — Hat Er sonst noch etwas?“

„Se. Königl. Hoheit der Kronprinz haben sich gnädigst bewogen gefühlt, meine unterthänigste Bevorwortung für eine Bauangelegenheit zu verlangen, die Höchstdenselben sehr am Herzen liegt.“ —

„Fritz will bauen? Ei, das freut mich ja von Herzen! — Aber von seinem Gelde, denn ich bezahle nichts. — Die 40,000 Thaler, die mir Grumbkow für ihn abgeschwatzt, sind auch weg! — Was will er denn bauen?“ —

„Höchstderselbe sind der Meinung, daß man nach dem Beispiele von Wien, Dresden und Stuttgart etwas zur Aufnahme derer theatralischen und musikalischen Künste thun müßte, und schlägt deshalb unterthänigst vor, ein Opera-Haus zu bauen, welches neben Höchstdessen Palais am Anfang der Linden-Promenade sich sehr gut ausnehmen würde. Die Anschläge sind zwar etwas theuer, aber dafür dürfte das Opera-Gebäude auch eine besondere und magnifique Zierde Ew. Majestät Residenz abgeben.“

„Hör' Er mal, Derschau, sage Er meinem Sohn, mit solchem Schnickschnack soll er warten, bis er an die Regierung kommt. — Ich habe Ihn ruhig ausreden lassen — weil mir der Vorschlag

gar nicht zu den sonst vernünftigen Gesinnungen meines Sohnes passen wollte. — Nun sehe ich aber, daß immer noch ein Bodensatz von dem französischen Modewesen bei ihm vorhanden ist. — Wäre mir lieber gewesen, Derschau, Er hätte sich damit nicht abgegeben. — Habe solch' Opera spielen selbst in Dresden mit angesehen, — das kostet erschrecklich viel Geld und dazu habe ich vor der Hand noch nichts übrig. — Thut mir übrigens wirklich leid, daß mein Sohn Fritz jetzt auf solche Ideen fällt. Das erinnert mich wieder an vergangene Zeiten, wo ich wahrlich Ursach hatte, ungnädig gegen ihn zu sein. — Opera spielen! — Na ja! das fehlte den Berlinern grade noch! — Dann wäre gar kein Auskommen mehr mit ihnen. — Nichts da! wenn Fritz Geld hat — und das kann er, wenn er das Seinige zu Rathe gehalten — so soll er eine Kirche bauen." —

„Ew. Majestät haben Allerhöchstselbst schon so viele Kirchen in Berlin gebaut, daß vor der Hand kein Bedürfniß danach ist. Die Jerusalemer, die Sophien=, die Dreifaltigkeits=, die böhmische und die Garnison=Kirche."

„Mit Gottes Hülfe, ja! — Denke überhaupt, meine Pflicht als ein redlicher und frommer König gethan zu haben. Darum sollte Fritz mir eben nachahmen und nicht an Opera spielen denken. — Aber weiß Er was, Derschau, sage Er meinem Sohne gar nicht, daß Er die Sache bei mir schon

zum Vortrage gebracht. — Schlage Er ihm Seine Bevorwortung ab und rathe Er ihm, daß er damit warten möchte, bis ich das Zeitliche gesegnet. Wenn das so fortgeht mit der heillosen Gicht, wird es so nicht mehr lange dauern. Da sehe Er mal, was ich gestern Abend wieder ausgestanden!"

Der König zeigte auf das lebensgroße Bild eines großen Grenadiers, zwischen dessen Füßen zu lesen war: „in tormentis pinxit". Diese Inschrift findet sich noch auf mehreren Bildern in den Schlössern zu Potsdam und Charlottenburg, da der König gewöhnlich seine Grenadiere mahlte, wenn ihn die Gicht plagte.

„Nach dieser Inschrift zu urtheilen haben Ew. Majestät wieder einen Anfall von Gicht gehabt." —

„Ja, und einen recht ordentlichen. Statt besser zu werden wird das Ding alle Jahre schlimmer. Lange halte ich das auch nicht aus. — Sage Er mal, Derschau, glaubt Er an Ahnungen?" —

„Je nachdem diese sind. Ich weiß nicht, welches die Sentiments Ew. Majestät in dieser Beziehung sind."

„Sehe Er, ich bin jetzt 50 Jahr. Kurfürst George Wilhelm war auch nicht älter, als er 1640 zur ewigen Ruhe einging. Das werden nun in 2 Jahren gerade 100 Jahr. Es wäre doch sonderbar, wenn sich die alte Prophezeihung wegen des Jahrs 40 bestätigte! — Glaube Er nicht, das ich mich vor dem Tode fürchte. Nein, mein Haus ist jederzeit

bestellt. Aber es sollte mir leid thun wegen des müßigen Geschwätzes der Leute, — und besonders wegen meiner Nachkommen. Trifft es bei mir ein, so wird es gleich heißen, es muß immer eintreffen. Na, wie Gott will! — Jetzt vergesse Er mir nichts. Den Piper adeln; den Trützel abschläglich bescheiden; den Kerls auf die Finger sehen, die dem Vogtius helfen sollen; meinem Sohn das Ding auf eine gute Weise beibringen und die Deserteurs mir nicht zu Schanden schlagen lassen! — Nun gehe Er mit Gott!" —

„Wünsche Ew. Majestät unterthänigst einen guten Morgen."

XVII.

Nach einer schlaflos durchwachten Nacht saß Malplaquet gegen 9 Uhr Morgens vor ihrer Toilette und litt geduldig, daß die Kammerfrau ihrer Mutter das schöne Haar nach der neuesten französischen Mode à petit bonnet et à barbes pendantes frisirte. Das vom Weinen getrübte Auge ruhte gleichgültig auf den prächtigen Kleidern, welche sie gestern getragen und heute zur Auswahl auf den Stühlen schon wieder bereit lagen. Der kostbare Brillantschmuck glänzte und schillerte ihr wie höhnend entgegen und der Regen draußen war das Einzige, was zu ihrer trüben Stimmung paßte.

Wie so ganz anders war es in wenigen Tagen mit ihr geworden! — Ihre ganze Umgebung heischte gebieterisch, sich loszureißen von den Eindrücken und Erinnerungen ihres früheren Lebens; und doch war ihre ganze Seele so voll, so überschwenglich voll davon. Wie sehnsüchtig blickte sie nach der stillen, traulichen Heimlichkeit des Vaterhauses zurück, in der sie der Geliebte zuerst gefunden. Dort war sie glücklich und zufrieden gewesen. — Welchen Ersatz bot ihr das neue Verhältniß? — Eine Mutter, deren Zärtlichkeit sie nur mit innerer Scheu duldete, aber nicht erwiedern konnte; die Vertraulichkeit eines Vetters, dessen zuversichtliches, widriges Wesen sie schon als sein Eigenthum betrachtete, und — prächtige Kleider! — Mit ihnen aber den Zwang ungekannter und lästiger Formen; das Unterdrücken ihrer Gefühle und jeden Augenblick den Vorwurf, ihres Vaters in Liebe zu gedenken.

Auch sie hatte mit freudiger Hoffnung der gestrigen Abendgesellschaft entgegengesehen, auch sie hatte sich getäuscht gefunden und die Scheidewand gefühlt, die sich durch die Ankunft der Gräfin Christine zwischen ihr und Lebrecht erhoben. Mußte sie Berlin verlassen, so schwand jede Hoffnung auf den Besitz des Geliebten, dessen sie vor Kurzem noch so gewiß gewesen war. Hatte sie denn aber gar keinen Willen mehr? — Sollte sie ihre ganze Zukunft dem Zwange opfern, der sie so plötzlich von Allem trennte, was ihr lieb und theuer war? —

Nein, sie fühlte die Kraft in sich, zu widerstehen, wenn der Geliebte nur Treue bewahrte.

„Darf man die schöne Cousine schon so früh stören? Ist es einem Profanen erlaubt, in das Zeughaus weiblicher Reize einzutreten?" so fragte, an die Thür klopfend, Graf Steen.

Malplaquet schüttelte ängstlich mit dem Kopfe und die Kammerfrau erwiederte: „Noch nicht, gnädiger Herr, die Gräfin ist noch beim Ankleiden."

„So muß ich schon warten, bis mir das Glück Ihres Anblicks wird, schöne Cousine. Die Frau Gräfin läßt Sie bitten, zum Frühstück herüber zu kommen und ich hoffe, Sie werden mich durch die Gunst erfreuen, Sie begleiten zu dürfen." —

Da stand das Hohle und Trostlose ihrer Lage wieder in ganzer Schärfe vor ihrer Seele. Sie fühlte sich die Sclavin fremden Willens und vermochte doch nicht, sich los zu machen aus diesen engenden Banden. In einem kostbaren Negligée von schwerem Seidenstoff nahm sie den Arm des Grafen Steen an, der sie zur Gräfin hinüber führte.

Mit Wohlgefallen und Freude sah die Mutter das schöne, blühende Mädchen vor sich stehen und erwiederte ihren ehrfurchtsvollen Handkuß durch eine herzliche Umarmung. Das Frühstück war in prachtvollem, japanischen Porcellan servirt und die aufwartenden Laquayen in höchster Galla. Baron Silverström hatte der Gräfin seine Prachtzimmer

eingeräumt und überall strahlte Luxus, Wohlleben und Reichthum. Malplaquet fühlte sich gedrückt und eingeschüchtert durch das, was sie umgab, und hatte doch den Muth nicht, ihrer natürlichen Neigung zu folgen, indem sie die starre Förmlichkeit von sich abwies, die jeder Gegenstand, jede Miene, jedes Wort ihr auferlegte.

„Wir werden übermorgen Berlin verlassen, liebe Veronica;" begann die Gräfin Christine das Gespräch.

„Schon übermorgen?" —

„Und ich das Glück haben, theure Tante, die schönste Blume der Mark Brandenburg in das glänzende Treibhaus unseres schwedischen Hofes verpflanzt zu sehen." —

„Sieh' nur Veronica, wie galant dein Cousin ist. — In der That, Du mußt dich auf Zauberei verstehen, denn Graf Steen war bis jetzt ein Weiberfeind, Du scheinst ihn aber ganz verwandelt zu haben." —

„Wie sollte Venus selbst sich nicht auf Zauberei verstehen? — Ist sie nicht eine Göttin, — — und die allmächtigste unter den Göttinnen?" — —

„Ei, ei, Herr Neffe, ich hielt Ihre Galanterieen gestern Abend nur für gesellschaftliche Höflichkeit, aber Sie sprechen ja mit solchem Feuer, daß man fast glauben möchte, Veronica habe es Ihnen angethan." —

„Wie glücklich wäre ich, wenn meine reizende Cousine das auch bemerken wollte!" —

„Sie wird doch nicht unempfindlich gegen solche Huldigung sein? — Nun, was sagst Du dazu, Veronica? — Du schlägst die Augen nieder? — Wenn Du nur aus Besorgniß, ob ich Deine Antwort auch billigen werde, ihr ausweichst, so wisse, daß eine Verbindung zwischen Euch mein lebhaftester Wunsch ist. Graf Steen war bis zu dem Augenblicke Deiner Anerkennung mein einziger Erbe und hat sich stets als ein liebevoller Verwandter gegen mich gezeigt. Gern möchte ich ihn für den Verlust entschädigt sehen, den Deine Wiederaufnahme in einen Stand, dem Du durch mich angehörtest, ihm bringt. Sie sehen, lieber Graf, daß ich den Wunsch rasch erfülle, den Sie gestern Abend noch gegen mich aussprachen.“

Jetzt also kannte Malplaquet ihr ganzes künftiges Schicksal! Keines Wortes mächtig saß sie der Mutter gegenüber, die so schonungslos in Gegenwart des Werbenden ihren Willen aussprach und das Herz der Tochter einem bloßen Familien-Interesse aufzuopfern bereit war. Hier war auch kein Ausweg möglich, denn wie sollte sie sich dem Einflusse ihrer Umgebung entziehen, wenn sie erst durch die Abreise nach Schweden von Allem getrennt war, was sie mit tausend Banden hier fesselte? — Geängstigt wagte sie keine Antwort zu geben, hörte, wie träumend, den dringenden Bitten des Grafen, den Vorstellungen der Mutter zu und hatte nur den einen Gedanken: wie sollte sie Lebrecht von dem Vorgehenden und ihrer Abreise in Kenntniß setzen? —

Das Eintreten des Barons Silverström gab

dem, für Malplaquet so peinlichen Gespräche eine andere Wendung. Man unterhielt sich von Personen und Zuständen am schwedischen und preußischen Hofe, — Dinge, welche dem unerfahrenen Mädchen so durchaus fremd waren, daß sie sich ungestört ihrem sorgenvollen Nachdenken überlassen konnte. Das Regenwetter draußen hatte nachgelassen, ein freundlicher Sonnenblick lagerte sich wärmend an die Fenster. Malplaquet mit dem Grafen allein lassend, trat die Gräfin mit dem Baron auf den Balkon und hier war es, wo der Letztere die Gelegenheit ergriff, der stolzen Frau die Wünsche und Hoffnungen Lebrecht's in Bezug auf ihre Tochter mitzutheilen. Er sprach warm im Interesse des Liebenden, den er selbst schätzte und achtete, machte die Mutter aufmerksam, daß Malplaquet diese Gefühle theile, daß Lebrecht's Werbung um so achtungswerther sei, da sie schon der Tochter des Todtengräbers gegolten, und daher die Erfüllung seines Wunsches als eine gerechte Belohnung erscheine. — An dem kalten, herzlosen Plane der Gräfin, dem Neffen durch diese Heirath zur Erbschaft der reichen Familiengüter zu verhelfen, scheiterte sein lebhaftes Fürwort. Jede weitere Bemühung des Barons von sich weisend, erklärte sie ihm, daß nie von einer Verbindung die Rede sein könnte, welche die Tochter abermals von ihr trennen und die Besitzungen der Grafen Hersfjold einem preußischen Offizier überantworten würde. — Ja, um jeder unangenehmen Erörterung auszu-

weichen, bat sie den Baron, den Lieutenant von Queiß von ihrem entschiedenen, unabänderlichen Willen in Kenntniß zu setzen und zu veranlassen, daß jede persönliche Beziehung zwischen ihrer Familie und ihm bis zu der bald erfolgenden Abreise vermieden werde.

Zwei Stunden nach diesem Vorgange im Hause der schwedischen Gesandtschaft kannte Lebrecht bereits die Willensmeinung der Gräfin durch einen Brief des Barons, der ihn über die baldige Abreise, die Bewerbung des Grafen Steen um die Hand seiner Cousine und die entschieden ausgesprochene Weigerung der Mutter in vollständige Kenntniß setzte. Nicht unerwartet kam dieser Schlag, aber gleich vernichtend traf er seine schönsten Hoffnungen. Auf Schwierigkeiten war er vorbereitet gewesen — das aber hatte er nicht erwartet. — Jetzt war rasches, kräftiges Handeln Pflicht. Was aber sollte, was konnte geschehen? — Vergebens sann er über jede Möglichkeit nach. Den Grafen Steen fordern, ihn im Zweikampf tödten? — Und was war dadurch gewonnen? — Wurde die Kluft dadurch nicht noch tiefer, die ihn von der Geliebten trennte? — Wie aber die Abreise verhindern? — Denn einmal getrennt, fühlte er, war die Geliebte auf ewig für ihn verloren. Er bedurfte des Rathes, der Leitung, um nicht durch eine entschiedene That vielleicht jede Versöhnung unmöglich zu machen und beschloß, den Geheimen Rath von Allem in Kenntniß zu setzen. In der vertrauensvollen Annäherung desselben an

ihn und in dem Gefühl, durch beleidigenden Verdacht ihn gekränkt zu haben, lag die Aufforderung, grade diesen Mann um seinen Rath und Beistand zu bitten. Augenblicklich eilte er dorthin, ließ sich bei der Geheimen Räthin melden, die ihn mit auffallender Scheu empfing, aber auf sein dringendes Verlangen, ihren Gatten zu sprechen, ihn durch mehrere verschlossene Zimmer bis in das verborgene Kabinet desselben führte.

Der Geheime Rath sann lange schweigend nach, als Lebrecht ihm die Lage der Dinge geschildert, fragte dann nach dem Alter der jungen Gräfin, nach den Papieren, welche die gesetzlich gültige Ehe des verstorbenen Wedekind mit der Gräfin Herskjold beweisen konnten und tröstete dann den heftig bewegten Lebrecht, daß noch nichts verloren sei, im Gegentheil die Sache sich sehr günstig für ihn und seine Wünsche gestalten könne. Malplaquet war minorenn und mußte von Seiten des Vormundschaft-Gerichts einen Vormund erhalten; dieser aber konnte sich jedem Anspruch der Mutter widersetzen, ja das ganze Vermögen derselben, als durch legale Ehe in den Besitz des verstorbenen Vaters gekommen, für die Tochter reklamiren, so daß dadurch jedem Einfluß der Mutter und jedem Anspruch des Grafen Steen entgegengetreten wurde. Er fragte Lebrecht, ob er sich wohl entschließen würde, wenn mit der Hand der jungen Gräfin auch das ganze, reiche Besitzthum ihrer Familie auf ihn überginge, in Berlin ein Haus zu bauen. Wollte er das versprechen,

so ließe sich der General-Adjutant von Derschau und durch diesen der König für ein rasches Einschreiten gewinnen. Lebrecht versprach Alles und erhielt von dem Geheimen Rathe einige Zeilen an den General-Adjutanten von Derschau, zu dem er sich sofort begab.

Im Vorzimmer desselben fand er den Kastellan Vogtius, der dort eine Antwort auf das Gesuch erwartete, welches durch den General von Derschau dem Könige vorgelegt worden war. Lebrecht wurde sogleich vorgelassen, übergab das Billet des Geheimen Rathes, setzte noch einmal das ganze Verhältniß auseinander und schloß mit dem Erbieten, ein großes Haus in einem beliebigen Theile der Friedrichsstadt bauen zu wollen, wenn durch das Bestellen eines Vormundes die mütterliche Gewalt über die Tochter beschränkt würde und diese frei sich einen Gatten wählen könne. Dem General kam dieses Anerbieten außerordentlich erwünscht und bereitwillig erbot er sich zu jeder Vermittelung, deren seine Stellung ihn fähig mache. Nach reiflicher Ueberlegung ließ der General sich den Garnison-Auditeur kommen, unter dessen Gerichtsbarkeit der alte Webekind gestanden, beauftragte ihn, sich sofort die im Nachlasse desselben vorgefundenen Papiere von dem schwedischen Gesandten zurückzufordern, das dort deponirte Geld unter Verschluß zu nehmen und, sobald er im Besitz des Taufscheins sei, die Gräfin aufzufordern, sich jeder selbstständigen Disposition über ihre Tochter oder deren Vermögen zu enthalten, bis von Seiten des Vormundschafts-Gerichtes das ganze

Verhältniß regulirt, besonders aber ein Vormund für die minderjährige Tochter des Garnison-Todtengräbers eingesetzt worden sei. Lebrecht unterrichtete den Garnisons-Auditeur von Allem, was für die ersten Schritte in dieser Angelegenheit nöthig war, und so ging dieser, von dem General-Adjutanten zur besondern Eile und Thätigkeit aufgefordert, sofort an das Werk.

Es kam jetzt nur darauf an, einen Vormund zu finden, der bereit war, Lebrecht's Ansprüche zu fördern. Es war dies keine leichte Aufgabe. Er mußte von niederm Stande sein, um es wahrscheinlich zu machen, daß der Verstorbene ihn selbst dazu gewählt, er mußte auf irgend eine Weise den Interessen Lebrecht's günstig sein, doch auch nicht öffentlich von ihm abhängen, endlich aber ein rechtlicher, zuverlässiger Mann sein, dem man Vertrauen schenken konnte. Lange sannen Beide hin und her, wer sich wohl eigne, alle diese Bedingungen zu erfüllen, da fiel der Blick des Generals durch die zufällig von dem Bedienten geöffnete Thür in das Vorzimmer und dort auf den noch immer wartenden Vogtius. Das schien der rechte Mann dazu zu sein. Der Wunsch des Königs war für Lebrecht ein Befehl, jenem das von seinem Vetter angeblich versprochene Geld für den Hausbau auszuzahlen und dadurch wurde Vogtius ihm dankbar verpflichtet. Der König selbst hatte ihn einen zuverlässigen, wohlgesinnten Mann genannt, sein Stand konnte keinen

Argwohn erregen und so beschlossen Beide, ihn zum Vormund ernennen zu lassen.

Vogtius war überglücklich, als er hörte, daß jene 6000 Thaler ihm ausgezahlt werden sollten und erbot sich zu allem Möglichen, wenn er seinem „hochherzigen Gönner", wie er Lebrecht nannte, dienen könne. Er hatte den Verstorbenen zwar nicht einmal dem Namen nach gekannt, erklärte sich aber zu seinem genauesten Freunde, wenn dadurch irgend etwas zu erreichen war. Diese Schwierigkeit schien gehoben; nun handelte es sich noch darum, den König für die Sache zu gewinnen. Der General hatte in dem Bericht über die vollzogene Exekution der Deserteurs einen Vorwand, sich melden zu lassen und versprach Lebrecht, die Ernennung des Kastellans durch Empfehlung des Königs an das Vormundschafts-Gericht zu erlangen. Nur eins machte ihn besorgt: ob der König auch die Verheirathung eines Offiziers mit einem Frauenzimmer bewilligen würde, von dessen körperlicher Größe er noch nichts wußte. Besorgt ließ der General sich von Lebrecht die genaue Größe Malplaquet's beschreiben, verlangte das Maaß in Zollen, da er die Abneigung des Königs gegen Heirathen seiner Offiziere mit kleinen Frauen kannte. Als auch von dieser Seite jede Besorgniß geschwunden war, begab er sich auf das Schloß, während Lebrecht den glücklichen Vogtius mit nach Hause nahm und ihm eine schriftliche Versicherung einhändigte, nach welcher die 6000 Thaler aus dem nachgelassenen Vermögen seines Vetters

sofort gezahlt werden sollten. Gleichzeitig setzte er ihn von Malplaquet's Verhältniß zu ihrer Mutter und zu ihm in Kenntniß und belehrte ihn über das, was er der Gräfin Herskjold gegenüber zu thun habe.

XVIII.

Wie ein Donnerschlag aus heiterer Höhe hatte die Erscheinung des Garnison-Auditeurs auf die Gräfin und ihren Neffen gewirkt. Der Baron hatte keinen Anstand genommen, die ihm von Lebrecht anvertrauten Papiere auszuliefern und sowohl der Trauschein der Eltern, als das Taufzeugniß der Tochter — diese beiden wichtigsten Dokumente — fanden sich darunter. Als der Garnison-Auditeur sich aus den Briefen überzeugt, daß die Gräfin sich ohne Rückhalt zu ihrer Tochter bekenne und aus dem Verzeichniß der durch die Gesandtschaft überschickten Summen die Bestätigung des ganzen Verhältnisses deutlich hervorging, zögerte er nicht, sich in Begleitung des Barons zur Gräfin zu begeben, sie in Kenntniß zu setzen, daß der minderjährigen Tochter des verstorbenen Garnison-Todtengräbers Wedekind von Amts wegen ein Vormund gesetzt werden würde, dieser aber demnächst eine Rechnungslegung über die Verwaltung des gräflichen Vermögens fordern müsse, da solches unzweifelhaft und in Folge einer nicht gesetzlich getrennten Ehe Miteigenthum des Verstorbenen gewesen.

Die Gräfin glaubte kaum ihren Ohren zu trauen,

als sie sich plötzlich „verwittwete Wedekind, geborne Gräfin Herskjold" anreden hörte und glaubte durch stolzes Abweisen jeder Einmischung zuvorzukommen, ja Graf Steen konnte nur mit Mühe durch den Baron von grober Beleidigung des Auditeurs zurückgehalten werden. Gereizt durch diese Aufnahme machte der Auditeur den Gesandten selbst verantwortlich, daß Veronica Marie Wedekind nicht ohne Einwilligung des demnächst zu ernennenden Vormundes Berlin verlasse, auf keine Weise über etwa vorhandenes Eigenthum von dieser oder ihrer Mutter, der Wittwe Wedekind, disponirt werde und überhaupt nichts geschähe, was den Ansprüchen des Vormundschafts-Gerichts zuwider sein könnte. Empört, sich von der kalten Ruhe des Auditeurs stets „verwittwete Wedekind" genannt zu hören und doppelt entrüstet, so ihre Abreise vereitelt zu sehen, welche sie gleich nach der Unterredung mit dem Baron schon auf heute Nachmittag festgesetzt hatte, ließ die Gräfin sich zu den heftigsten und beleidigendsten Aeußerungen hinreißen, die in dem höhnischen und verletzenden Tone des Grafen Steen noch ihre Unterstützung fanden. Sie bestand darauf, sogleich mit ihrer Tochter Berlin zu verlassen. Der Baron suchte sie zu beruhigen und aufmerksam zu machen, daß er durch die Aufforderung des Auditeurs gezwungen sei, sich der Abreise der Tochter zu widersetzen und beschwor sie, das Ereigniß ruhig abzuwarten, da hier mit gewaltthätigem Handeln nichts ausgerichtet würde, sich im Gegentheil vielleicht im Wege Rechtens

Mittel finden ließen, den unangenehmen Folgen des Einschreitens der Justiz zuvorzukommen. Achselzuckend empfahl sich der Auditeur und ließ die Gräfin mit ihrem Neffen in einer unbeschreiblichen Aufregung zurück.

Wer war dieser Vormund, den man der Mutter aufdringen wollte? Wie hatte sie bei der Anerkennung ihrer Tochter die Minderjährigkeit derselben nicht bedenken können? Von wem ging der Anlaß zu diesem Einschreiten der Behörde aus? Dies alles waren Fragen, welche die Zurückbleibenden, nachdem die erste Aufregung vorüber war, sich stellten und zu beantworten suchten. Die Mutter sah mit Unwillen das ganze Verhältniß ihrer früheren Ehe, welches sie so sorglich zu verbergen gewußt, allgemein bekannt werden, wenn jener Vormund sich feindlich gegen sie und ihre Wünsche zeigen sollte; denn ihr Wunsch war, daß die Tochter, deren Schönheit und Sitte das mächtige, lange zurückgedrängte Gefühl der Mutterliebe wieder hervorgerufen, bei ihr bleibe. Graf Steen knirschte mit den Zähnen, sich so vielleicht die sichere Beute entgehen zu sehen, denn nur das Vermögen seiner Cousine war es, das ihn angezogen. Was sollte ihm, dem entnervten Lüstling, das schöne Mädchen? — Wäre sie mit nach Schweden gegangen, so hätte er mit Sicherheit auf ihren Besitz zählen können; jetzt aber, wo sie hier bleiben sollte, wo der Schutz eines Vormundes die Freiheit ihrer Wahl sicherte, durfte er nicht hoffen, sie zu gewinnen; denn daß sie ihn nicht mochte, das hatte er,

der Weiberkenner, leicht erkannt. Er schlug der Gräfin vor, die Tochter, im Fall sie sich ungehorsam zeige, zu enterben oder auf ein Pflichttheil zu setzen, fand aber hier einen Widerstand, wie er ihn bei dem heftigen Zorne derselben nicht erwartet hatte. Sie gestand laut ein, daß sie das Unrecht, dessen sie sich schon gegen ihr Kind bewußt, nicht noch durch eine Ungerechtigkeit vermehren wolle, da Veronica ja ganz unschuldig an diesem ihr unbegreiflichen Vorgange sei.

Der Baron hatte indessen Malplaquet als seine Schutzbefohlene von Allem in Kenntniß gesetzt und diese schon neue, belebende Hoffnung geschöpft, besonders, als er ihr im vertrauensvollen Tone sagte, wie er glaube, daß Lebrecht diese Maaßregel hervorgerufen. In der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes im Hause des Gesandten hatte sie sich das Herz Aller gewonnen, mit denen sie in Berührung gekommen, sie wagte es daher, den Baron schüchtern zu bitten, ob er nicht veranlassen könne, daß sie eine Unterredung mit ihrem Geliebten habe, ohne daß ihre Mutter oder Graf Steen darum wüßten. Lächelnd drohte der Baron mit dem Finger und nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne indessen ein bestimmtes Versprechen zu geben. Malplaquet aber schöpfte Muth und bedeckte die Hand des väterlich wohlwollenden Mannes mit dankbaren Küssen.

Spät am Nachmittage dieses Tages saß Lebrecht erwartend, den Kopf in die Hand gestützt, und gedachte des thätigen Beistandes, der ihm von dem

Geheimen Rathe so bereitwillig geworden. Wie verwerflich erschien ihm der Verdacht, den er, durch zufällige Umstände erregt, auf ihn geworfen. Und diesen Mann hatte van der Queeß, hatte er eines so schändlichen Treubruchs anklagen können! — Auf die Nachricht von der Entscheidung des Königs harrend, blätterte er antheillos in den Papieren seines Vetters, die er noch einmal durchsehen und dann für immer bei Seite legen wollte. So fiel ihm auch die Erzählung der wunderbaren Flucht seines Vorfahren Gerhard von Queiß in die Hände, welche dieser in Holland für seinen Sohn aufgesetzt. Gleichgültig begann er das Durchsehen derselben, als aber von der gezwungenen Verbindung mit Falschmünzern, dem Morde des Hauptmanns von Arnheimb und dem leidenschaftlichen Vorgange im Vorzimmer des Kurprinzen sich die Schilderung auf das erbliche Uebel der Familie Queiß wandte, jenes Horoskop erwähnt wurde und nun die tödtende Kraft des bösen Blickes sich durch den Tod der jungen Gräfin Schwarzenberg erwies, da durchschauerte eine unheimliche Beängstigung seine Brust. Erst jetzt fiel ihm ein, daß in dem Taschenbuche des durch ihn Getödteten ein Stück Pergament sich befunden, das mit seltsamen Linien und Figuren bedeckt war. — Konnte das nicht jenes Horoskop sein? — Schnell griff er danach und las die Weissagung des alten Astrologen. Großer Gott! auch er war ja ein Mörder geworden, auch er unterlag also jenem grauenvollen Fluche! — Kalt rieselte es ihm über den

Rücken. Wieder und immer wieder las er das Horoskop, verglich es mit den abgerissenen Worten, die van der Queeß nach seinem letzten Besuche bei dem Doktor Muntherius in sein Taschenbuch geschrieben, rief sich die bedeutungsschweren Worte des Sterbenden:

„Hütet Euch vor dem Fluche unsers Hauses! Mit meinem Tode verfallt Ihr, der mich erschlagen, seiner ganzen unheimlichen Kraft!"

in das Gedächtniß zurück und fühlte sein Haar sich aufwärts sträuben, wenn er der Geliebten gedachte, die seine Liebe vielleicht dem Tode weihte. Aber nein, nein, das war nicht möglich! — Was hatte er denn gethan, um ein so fürchterliches Schicksal zu verdienen? — Wer enträthselt aber die wunderbaren Einflüsse, denen der Mensch unterliegt? — Seine Sinne verwirrten sich — er vermochte keinen andern Gedanken mehr zu fassen als den der Selbstanklage, van der Queeß getödtet zu haben. — Er sah die blutende Leiche vor sich, aus der warnend das Gespenst jenes Fluches heraufstieg, — hörte den grollenden Donner jener Schreckensstunde wieder und starrte besinnungslos in den hereinbrechenden Abend draußen, als es plötzlich an seine Thür klopfte und ein Mann hereintrat, der nach dem Lieutenant von Queiß fragte.

Ueberrascht und unangenehm von der Erscheinung eines Fremden berührt, fragte Lebrecht, was jenen zu ihm führe. Wie erstaunte er aber, als der Unbekannte von der Ermordung seines Vetters begann und in Bezug darauf ihm eine Entdeckung

machen wollte. Es war ein Bauer aus Wusterhausen, der heute zu Markte in Berlin gewesen und zufällig von dem Tode des holländischen Kaufmannes gehört hatte. In dem Wirthshaus hatten die Leute den Vorfall mit so sonderbaren Umständen erzählt, daß er durch den Ort, wo der Mord geschehen, auf seltsame Vermuthungen gekommen war. Auch Lebrecht's Name, als derjenige, der Alles anwende, um die Mörder zu entdecken, war genannt worden und jener daher zu ihm gekommen, um vielleicht etwas zur Entdeckung derselben beizutragen. Er erzählte, daß an der Stelle, wo van der Queeß ermordet worden, vor ungefähr siebzehn Tagen von verschiedenen Leuten, zu denen auch er gehört, alte Fässer und Kisten ausgegraben und auf Wagen nach der sächsischen Gränze geschafft worden wären. Er selbst sei von einem Stallknecht aus dem Schlosse in Wusterhausen gemiethet worden, um mit seinem Wagen und Werkzeug zum Graben in der Nacht, die wendische Spree entlang, über Schmockwitz und Gohsen, nach dem Dorfe Müggelheim zu fahren und dort weitere Befehle zu erwarten. In Müggelheim habe er früh Morgens noch vier andere Wagen vorgefunden, die Bauern aber, welche dabei gewesen, nicht gekannt. Als sie Alle beisammen gewesen, kam ein Herr in einem Mantel, führte die Wagen nach den Müggelsbergen, ließ dort an einem kleinem Moorwasser das Erdreich aufgraben und eine Menge alter Fässer und Kisten, die sämmtlich sehr schwer gewesen, auf die Wagen laden, so daß

gegen 9 Uhr die Arbeit vollendet war und die Wagen mit der schweren Ladung über Ziethen nach Mittenwalde und dann nach der sächsischen Gränze fahren konnten, von wo er selbst erst vor vier Tagen wieder nach Wusterhausen zurückgekommen sei. Der Herr im Mantel habe nicht gelitten, daß die Bauern mit einander redeten, auch die Wagen einzeln fahren lassen, in Mittenwalde aber jedem einen andern Weg angewiesen, so daß die Fuhren auf fünf verschiedenen Punkten die Gränze überschritten. Das ganze Geschäft sei ihm so sonderbar vorgekommen, der Herr im Mantel habe so geheimnißvoll gethan, so gut bezahlt und jedem unverbrüchliches Schweigen anbefohlen, daß er des Gedankens sich nicht erwehren könne, dieser Vorgang stehe mit dem Morde in irgend einer Beziehung. Zwar wisse er nicht, wer der fremde Herr gewesen, aber der Stallknecht, der ihn für die Fuhre gemiethet, müsse doch Auskunft darüber geben können und wenn Lebrecht es wünsche, so könne er seine ganze Aussage vor Gericht wiederholen.

Also doch! — Wie ein Schleier sank es dem bestürzten Lebrecht von den Augen, als er so den unzweifelhaften Beweis erhielt, daß der Geheime Rath ihn auf das Frechste getäuscht. Er dankte dem Bauer, ließ sich auch die kleinsten Nebenumstände des ganzen Vorganges erzählen, belohnte ihn und brachte, als jener ihn verlassen, in der höchsten Aufregung Alles, was er eben gehört, von dem sterbenden Wedekind und seinem Vetter van der

Queeß erfahren, so wie seine eignen Beobachtungen, zu Papier, um in seinem spätern Verfahren gegen den schamlosen Betrüger einen festen Haltpunkt zu haben. So beschäftigt, von heftigem Zorn und der immer wiederkehrenden Erinnerung an das unheimliche Schicksal seines Hauses leidenschaftlich erregt, fand ihn ein Billet des Baron Silverström, welches ihn einlud, heute Abend spät eine Promenade im Garten des Gesandtschaft=Hôtels zu machen, wo sich vielleicht Gelegenheit finden würde, Jemand zu sprechen. Es war kein Zweifel, der Baron bot ihm das Glück einer Unterredung mit der Geliebten! Wie sehnte er sich nach dem Augenblicke, wo er sie frei von dem Zwange, den die neuen Verhältnisse um sie gehäuft, wieder als seine Braut, sein höchstes Lebensglück umarmen durfte. Noch wußte er nicht, was unterdessen dort vorgegangen, wie die Gräfin die Ankündigung des Auditeurs aufgenommen, was beschlossen, was vielleicht schon geschehen war? Das Alles konnte er durch die freundliche Theilnahme des Barons erfahren, der ihm eine Zusammenkunft mit seiner Malplaquet gestattete. Voller Unruhe und Erwartung schlug er schnell einen Mantel um und eilte, da es noch zu früh war, zu dem General=Adjutanten von Derschau, von dem er die frohsten und beruhigendsten Nachrichten erhielt. Der König hatte das Versprechen des Hausbaues gnädig aufgenommen, sein Wohlgefallen ausgesprochen, daß durch die beabsichtigte Heirath eines seiner Offiziere

ein großes Vermögen in's Land komme, und gleich Befehl gegeben, das Vormundschafts-Gericht solle mit allem Nachdruck in dieser Angelegenheit verfahren. Gegen die Wahl des Kastellan Vogtius zum Vormund hatten Se. Majestät nichts erinnert, aber den besondern Wunsch ausgesprochen, daß das neu zu erbauende Haus wenigstens 3 Stockwerke und 12 Fenster Front haben müsse. Auch von dem Erfolge, den die Erscheinung des Auditeurs bei der Gräfin gehabt, erhielt Lebrecht hier Nachricht, da jener dem General sogleich Bericht erstattet. So schien Alles geordnet und das Gelingen des Planes gesichert.

XIX.

Das Regenwetter am Morgen war einem schönen Herbsttage gewichen; gegen Abend aber hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, der die kleinen, weißen Wolken eilend vor dem hellleuchtenden Vollmonde vorübertrieb und das welkende Laub der Bäume wirbelnd vor sich herjagte. In tief dunklem Blau spannte sich das weite Himmelsgewölbe über die regengesättigte Erde und ließ die Sterne mit doppeltem Glanze herniederstrahlen. In dem Garten des Gesandtschaft-Hôtels, dessen gerade, mit Taxus eingefaßte Alleen ganz nach holländischer Art verschnitten waren, regte sich nichts. Das helle Mondlicht lag in blendender Klarheit auf den steifen, mit Buxbaum eingefaßten Rabatten und ließ auch die kleinsten Gegenstände deutlich erkennen. In

den Zimmern der Gräfin war es noch hell, während die übrigen nach dem Garten führenden Fenster dunkel blieben und nirgends das sonst geschäftige Leben des Hauses sich kund gab.

Lebrecht hatte sich schon um 9 Uhr bei dem Baron melden lassen, der noch oben bei der Gräfin zum Thee war. In das Arbeits-Kabinet desselben geführt, welches zu ebner Erde durch einen Balkon und Freitreppe mit dem Garten in Verbindung stand, wartete er wohl eine Viertelstunde, ehe der Baron kam, ihn herzlich empfing und die willkommenste Botschaft von der Geliebten brachte. Wenn die Gräfin ihre Tochter entließ, wollte diese noch unbemerkt durch die Wohnung des Barons in den Garten kommen, um Lebrecht zu sehen, und daß sie nicht gestört wurden, dafür hatte er gesorgt. Es konnte aber wohl 10 Uhr werden, ehe Malplaquet sich zurückziehen durfte, bis dahin sollte Lebrecht in dem Kabinet verweilen und sich still verhalten, da der Baron selbst wieder hinaufgehen und nach dem Weggehen Malplaquet's Gelegenheit nehmen wollte, mit der Gräfin und ihrem Neffen noch zusammenzubleiben. So schnell es die kurze Anwesenheit des Barons gestattete, erzählte er, daß die Gräfin seit der Erscheinung des Auditeurs wie verwandelt sei. Sie überhäufe die Tochter mit den zärtlichsten Liebkosungen, schiene den Plan ihrer Verbindung mit dem Grafen Steen ganz aufgegeben zu haben und hätte bereits ausgesprochen, daß sie Berlin nicht eher verlassen

würde, bis die Tochter ihr freiwillig nach Schweden folge. Dagegen glaubte der Baron in dem Benehmen des Grafen Steen die heftigste Erbitterung gegen diesen Entschluß seiner Tante bemerkt zu haben und warnte Lebrecht, vor diesem auf seiner Hut zu sein, da er ihm als ein böser, hinterlistiger Mensch bekannt war, der keine Mittel scheue, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Gelang es Lebrecht, die Hand Malplaquet's zu erhalten, so verlor Graf Steen jede Aussicht auf den Besitz der Familien-Güter, die er durch das Vertrauen seiner Tante bisher als sein gewisses Eigenthum betrachtet hatte. Ihm gegenüber war also Vorsicht nöthig, die der Baron auch seinem jungen Freunde auf das dringendste empfahl.

Wunderbar von Freude, Erwartung, Besorgniß und Grauen erregt, blieb Lebrecht in dem Kabinet zurück, als der Baron wieder hinaufging, damit seine Abwesenheit nicht auffiel. Alles, was er in der jüngsten Vergangenheit erlebt, ging unruhig an seiner Seele vorüber. Der rasche Wechsel der Begebenheiten hatte ihn bald auf den höchsten Gipfel freudiger Hoffnung und Zuversicht gehoben, bald in den Abgrund des Zweifels, der Furcht, der Rathlosigkeit gestürzt. Die Entdeckung jenes Soldaten-Komplotts, van der Queeß und dessen Zwecke, Malplaquet's Liebe, der schändliche Betrug des Geheimen Rathes, der Tod des alten Wedekind, der Mord seines Vetters, die Ankunft der Mutter, die Furcht, jenem unerklärlichen Erbübel seiner Familie zu unterliegen, die Besorgniß, ob er in der Geliebten auch

das Mädchen seiner Wahl wiederfinden würde, ob in ihrem Gemüth die neuen Umgebungen keine Aenderung hervorgerufen? Alles das jagte in tollem Wirbel durch seinen Kopf und erfüllte die Seele mit den widersprechendsten Gefühlen. Sein ganzes Wesen war fieberhaft aufgeregt, die Stirn brannte ihm, die Augen starrten schmerzhaft in das blendende Mondlicht draußen und es war, als sollte ihm die Brust springen in übermächtigem Andrang der Gefühle.

Die glühende Stirn an die Fensterscheiben gedrückt, sah er auf den Hof des Hôtels, der von den beiden Seitenflügeln des Vordergebäudes und der Gartenmauer eingeschlossen war. In den Zimmern des ersten Stockwerks gegenüber saß die Geliebte seiner Seele in fremder Umgebung, die sie nicht verstand, nicht erkannte; — entbehrend — aber hoffend, denn sie dachte ja seiner, sollte ja bald in seinen Armen liegen. Obgleich die Fenster unverhüllt waren und das Innere des großen Zimmers sich in heller Beleuchtung deutlich erkennen ließ, so konnte er doch Niemand sehen, da der Theetisch an der Seitenwand stand. Nur die Bedienten bemerkte er, welche hin und wieder an einem der Fenster erschienen, um dort von dem Büffet die neugefüllten Tassen zu holen, die an dem Theetisch präsentirt werden sollten. Dort stand auch das Souper, welches, nach der Sitte jener Zeit, auf kleinen Tellern servirt herumgegeben wurde, ohne daß man sich dazu en Famille an einen besonders gedeckten Tisch setzte.

Plötzlich erschien Graf Steen am Fenster. Ja,

das war er selbst! — Zu deutlich hatte sich sein Bild dem Schauenden eingeprägt, als daß er ihn nicht gleich erkennen sollte. Er schien sehr hastig, stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und war an dem Büffet beschäftigt. Da griff er verstohlen in die Tasche, holte etwas daraus hervor, was Lebrecht nicht erkennen konnte, beugte sich dann über den Tisch, hob bald darauf eine Assiette auf und brachte diese, wie es schien in galanter Eile, in das Zimmer zurück. Gewiß galt diese Artigkeit, mit der Graf Steen selbst das Geschäft eines Dieners versah, seiner Malplaquet. O, daß er nicht zu ihr hin durfte, daß sie die Zudringlichkeit dieses widrigen Menschen dulden mußte! — Aber hatte er sie nicht selbst in diesen Kreis eingeführt, hatte er nicht geglaubt, sie gerade dadurch sich zu nähern? — Wie schmerzlich gedachte er der Veränderung, welche durch die Gewalt der Verhältnisse in der Umgebung seiner Malplaquet entstanden. Als er sie zuerst sah, das häusliche, wirthliche Mädchen, in der engen, ärmlichen Wohnung ihres Vaters, sie dann wiederfand am Sterbebette, das süße Geständniß ihrer Liebe hörte und jetzt — im prächtigen Schmuck, Sklavin äußerer seelenloser Form, ihre Gefühle zurückdrängend in die stille, jungfräuliche Brust. Und wer konnte wissen, ob diese plötzliche Nachgiebigkeit der Mutter nicht Schein war, um den Verdacht einzuschläfern, den Beobachter sicher zu machen. Konnte sie nicht die Tochter durch List zwingen, ihr nach Schweden zu folgen? — Was vermochte die

langsame Prozedur der Justiz gegen eine gewaltsame Trennung? — Welchen Ersatz konnte sie ihm, dem Ungeduldigen bieten mit ihren Reklamationen und weit aussehendem Verfahren?! —

So mochte in peinlicher Erwartung wohl eine halbe Stunde vergangen sein. Endlich sah er oben in den Zimmern der Gräfin Bewegung. Man brach auf; Thüren wurden geöffnet; Licht durch die anstoßenden Zimmer getragen; dann wurde es wieder still; die Bedienten zogen sich zurück; Lebrecht zählte jede Minute; nichts regte sich in dem weiten Hause. Da rauschte es draußen vor der Thür des Kabinets wie die Falten eines schweren seidnen Kleides. Leise öffnete sich die Thür:

„Malplaquet, meine Malplaquet!"

„Geliebter!"

„Habe ich Dich denn wieder in meinen Armen, Du, die ich schon verloren, schon mir entrissen glaubte!"

„Du Böser, wie konntest Du mich in meiner Noth verlassen? — Dein Auge machte mir Vorwürfe; Du warst kalt, förmlich wie alle jene Formmenschen, die mich quälen und ängstigen. Kamst nicht einmal zu mir heran; kein Wort, kein Laut sagte mir, daß Du mein Unglück empfandest. Schutzlos ließest Du mich in den Händen jenes Unerträglichen, dessen Spott über Dich mir die Seele zerschnitt!" —

„Spott über mich? — — Der Elende hätte gewagt?" — — —

„Mein Gott, ich vergaß, daß Dein Stand — nicht über Dich — über mich, mein linkisches Be-

nehmen, solcher Umgebung ungewohnt. — O, wie ich ihn hasse!“ — —

„Er wirbt um Dich? Entblödet sich nicht, sein Auge bis zu Dir zu erheben?“ —

„Nicht doch, er ist nur besorgt, ich armes Mädchen werde ihm die Reichthümer entziehen, nach denen er gestrebt. O wie wenig kennt er mich — kennt er Dich! — Denn nicht wahr, Du willst nur mich, — willst nicht den stolzen Reichthum, der mir aufgezwungen wird? — Mag er doch Alles, Alles nehmen! — Ich bin ja so glücklich, wenn Du mich — Aber was ist Dir, Geliebter? Deine Augen rollen fürchterlich, Deine Hand zittert!“ — —

„Meine Augen, sagst Du?! — — Sieh' mich nicht an! — Sieh' mich nicht an!“ — —

„Warum soll ich Dir nicht in die lieben, theuren Augen sehen? — Habe ich mich doch so danach gesehnt, dem treuen Blick wieder zu begegnen! — Da oben starren sie mich alle an — so kalt, so lieblos! — Aber ich bin ja wieder bei Dir, halte Dich wieder in meinen Armen! — So sieh' mich doch an!“ —

„Geliebte!“ —

„Ja, das ist wieder der Ton Deiner Stimme, der mir in's Herz gedrungen, der mich gefangen und für's Leben Dir eigen gemacht! — Ach umschlinge mich fest und fester, Geliebter! Man will uns trennen, mich losreißen von Dir und meinem Glücke! Habe ich doch kein Wesen auf dieser weiten Erde, das meiner in Liebe gedächte! Die Mutter zeigt mir eine Zärtlichkeit, die ich nicht verstehe. Sie

küßt mich und mustert dabei meinen Anzug, in dem ich mich nicht zu benehmen weiß. Der Graf behandelt mich mit einer Höflichkeit, die mir fremd ist. Wenn das ritterliche Galanterie heißt, so fühle ich, daß mein einfaches Wesen nie in Eure vornehme Gesellschaft passen würde. Erniedrigt er sich doch zu einem Bedienten, um mir einen Dank abzuzwingen. Noch vorhin, als ich ein Glas Wasser verlangte, eilte er selbst zum Büffet, bereitete mir eine duftende Limonade und litt nicht, daß ein Diener sie brachte. Wie unwürdig erschien mir das! — Aber was plaudere ich denn da von dem widerwärtigen Grafen! — Freust Du Dich denn gar nicht, mich wiederzusehen? — Du starrst so wild vor Dich hin! — Guter Gott! — Deine Augen sind ja entsetzlich!“ — —

„Sind sie? Sind sie? — Herr Gott im Himmel! — Ja, meine Augen sind entsetzlich! — O, warum mußte ich ihn erschlagen!“ —

„Erschlagen? — Du erschreckst mich!“ —

„Nicht doch, nicht doch! — Und doch! — Vor einem Mörder soll man ja erschrecken! — Aber ich bin ja kein Mörder! — — Beim allmächtigen Gott! mein Gewissen ist rein!“ — — —

„Was sprichst Du denn da? Du willst doch den Grafen nicht morden?“ —

„Den Grafen? — Vielleicht doch! — Wagt er es, noch ferner um Dich zu werben, mißbraucht er die Stellung, die ein unseeliges Geschick —

„Vertraust Du mir denn gar nicht? Hälst Du mich für so schwach, Deiner zu vergessen? — O sieh

mich doch nur an — laß mich doch die böse Falte Dir aus der Stirn streichen! Sieh' nur, der Vollmond blickt so ruhig und lächelnd zu uns herein! So denke ich mir unsre Zukunft, ungetrübt und ruhig über dem Gewirre des niedern Erdenlebens! — O Du lieber, theurer Mann! — Weg mit dem häßlichen, grollenden Blick, weg mit der dunklen Glut in Deinem Auge! — So, jetzt bist Du wieder der Alte! Sieh' nur den Schelm, wie mir das eigne Gesicht aus Deinen Augensternen entgegenlächelt! Stiehlt sich doch der feuchte Mondesstrahl bis unter Deine Wimpern! Ja, ja, Deine Augen, sie haben es mir armen Dirne angethan! — Aber es ist kalt hier unten; mich fröstelt! — Der Abendwind dringt wohl herein! — Hörst Du nicht, wie er draußen die herbstlichen Blätter von den Bäumen streift? — Hat denn Dein Vater schon eingewilligt?" —

„Noch habe ich keine Antwort; er wird — er kann meinem Glücke nicht entgegen sein! — Auch der König weiß um meine Wünsche. Vielleicht lenkt sich Alles zum Besten, wenn nur dieser Graf —

„Laß ihn doch mit seiner unnützen Bemühung! Daß ich ihn nicht mag, soll er bald genug erfahren, wenn ich erst freie Regung in diesen starren, gesellschaftlichen Formen gewonnen. — Aber wie ist mir denn so sonderbar! — Der Kopf schwindelt mir, ein jäher Schmerz!" — —

„Um Gott! Geliebte! — Du bist leichenblaß — Deine Hand ist kalt wie Eis! — Stütze Dich auf mich! — Sieh' mich an!" — —

„Wie wunderbar! Es dunkelt mir vor den Augen! — Laß nur, es wird vorübergehen! — Die Angst, die Erwartung, die Freude, Dich wieder zu sehen, haben mich schwaches Ding wohl überwältigt! — Kann ich mich doch kaum aufrecht erhalten! — Und dieser plötzliche Schmerz! — Schon vorhin, als ich Dir ins Auge sah, fühlte ich — halte mich — sonst sinke ich um!“ — —

„Malplaquet, mache mich nicht wahnsinnig!“ —

„Nicht doch, ängstige Dich nur nicht! — Die schlaflosen, schmerzdurchwachten Nächte, die Qual der Tage — — Wehe mir! — Welch' fürchterlicher Schmerz! — Küsse mich nicht! — Dein Kuß brennt wie Feuer! — Seine Glut verzehrt mich!“ — —

„Schlage doch die Augen auf, Du liegst ja in meinen Armen!“ —

„Wie Blei liegt es auf meinen Wimpern! — Sieh' mich doch nicht so starr an! — Deine Augen thun mir weh! — Ich kann Deinen Blick nicht ertragen!“ — — —

„Meinen Blick, meinen bösen Blick? — Hei Hei! — Das ist ja der alte Fluch! — Malplaquet, Du mußt sterben!“ — — —

„Sterben? — Was habe ich denn gethan, daß ich schon so jung sterben soll? — O diese Qual!“ —

„Weil Du mich liebst, mußt Du sterben. Fluch über mich Elenden, der diesem Engel den Tod giebt! Fluch denen, die mich erzeugt und mich zu ihrem willenlosen Mörder gemacht! — Fluch meinem Stamme!“ — —

„Wahnsinn spricht aus Dir!“ —

„Wahnsinn? — Nein, noch nicht, noch nicht! — Aber es kann noch kommen — es muß kommen! Denn ein Leben mit solchem Vorwurf ertrage ich nicht! — Stirbst Du, Malplaquet, so folge ich Dir! — Mit Dir will ich vor den Thron des Allmächtigen treten, mit Dir die unheimlichen Mächte fragen, was wir verschuldet, um so Gräßliches zu erleiden!“ —

Als nach einer Stunde der Baron das Kabinet betrat, um die Liebenden aufmerksam zu machen, daß es zur Trennung Zeit sei, lag Malplaquet todt mit schmerzhaft verzerrten Gesichtszügen halb auf dem Sopha. Zu ihren Füßen schwamm Lebrecht's Leiche in ihrem Blute. Die Lage seines Kopfes, der noch im Herzen steckende Degen ließen erkennen, daß er sich selbst den Tod gegeben. Bald war das ganze Gesandtschafts-Hôtel in Aufruhr. Die Gräfin stand verzweifelnd vor der Leiche ihrer Tochter und erzitterte über den erwachenden Vorwurf in ihrem Gewissen. Graf Steen zuckte bedauernd die Achseln und meinte:

„Geben Sie Acht, Herr Baron, dieser Herr von Queiß hat meine Cousine vergiftet! — Ich bin im Voraus überzeugt, daß man bei der Untersuchung Gift finden wird!“ —

Ende des dritten Theils.

